

Aus der
transatlantischen Gesellschaft.





James A. Garfield.

Aus der

transatlantischen Gesellschaft.

Nordamerikanische Kulturbilder

von

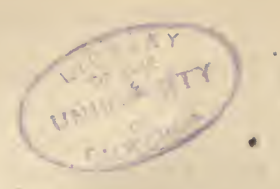
Karl Knortz.

Mit dem Bildnisse James A. Garfield's.



Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

Inhalt.



Deutsche Sprache und Deutschtum in Amerika.

Eine der wichtigsten Fragen, die sich jedem Deutschen, der sich Amerika zur freien Heimat erkoren hat, von selbst aufdrängt, ist wohl unstreitig die: haben deutsche Sprache und Deutschtum in Amerika eine Zukunft, oder heißt es gänzlich gegen den Strom schwimmen und auf unverzeihliche Weise Zeit und Geld verschwenden, für die Erhaltung beider zu wirken.

Trotzdem jene Frage infolge ihrer inneren Bedeutung zu denjenigen gehört, an deren Lösung sich schon manche Kräfte versucht haben, so kann man doch noch nicht behaupten, wir seien vollständig darüber im klaren; denn ein jeder ließ sich bei dieser Frage so sehr von seinen individuellen Wünschen beeinflussen, daß es unmöglich ist, sich danach die wirkliche Sachlage ohne Vorurteile vorzustellen.

Währenddem der eine enthusiastisch die Errichtung eines neuen Deutschlands, also eines Staates im Staate verlangte und bei jeder passenden Gelegenheit die deutsche Fahne schwang und Hochrufe auf Schiller, Goethe und Humboldt ausbrachte, um den gesunkenen Nationalstolz wieder neu anzufachen, glaubte der andere, jeder neue Einwanderer habe

hier nichts Eiligeres zu thun, als mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen, seine vaterländische Sitte und Sprache als hemmenden Ballast von sich zu werfen und sich mit Haut und Haar dem Amerikanertum zu verschreiben. Er stützte sich dabei erstens auf die Einwanderungsgeschichte des vorigen Jahrhunderts, die da den unumstößlichen Beweis liefert, daß die Erhaltung des Deutschtums dahier zu den vielen, sich nie erfüllenden frommen Wünschen gehört, und dann zweitens auf die tagtägliche Erfahrung, daß die Nachkommen in der dritten Generation größtenteils weder etwas von deutscher Sprache wissen, noch wissen wollen, sondern daß sie sich vielmehr derselben gegenüber als nativistische Yankees gerieren.

Beide Ansichten haben, besonders da ihnen wichtige historische Thatsachen der Vergangenheit und Gegenwart zur Basis dienen, ihre relative Berechtigung; die Wahrheit liegt jedoch in der Mitte und indem wir nun versuchen, das Verhältnis des Deutschtums zum Amerikanertum zu ventilieren, wollen wir uns durchaus nicht von unseren Wünschen leiten lassen, sondern der Sachlage ruhig ins Gesicht blicken und sie in dieser wichtigen Angelegenheit zu unserer ausschließlichen Lehrerin machen.

Bei jedem Kinde, das der Erziehung und des Unterrichts bedarf, spielt die Frage: „Ist es auch nötig, es Deutsch lernen zu lassen," eine wichtige Rolle; die Schulzeit soll ohnehin soviel wie möglich abgekürzt werden, da man in Amerika auch leicht ohne allzugroße Ladung von Kenntnissen sein Brot verdienen kann, und da fragt es sich dann, hat man hier nicht mit der Kenntnis der englischen Sprache genug? Dieselbe ist doch einmal die offizielle Landessprache und die deutsche kann man füglich doch entbehren. Hier in Amerika muß man praktisch sein, denn Zeit ist Geld. Also Englisch und damit basta! Eltern, die derartige Gesinnungen

zu ihrem sozialen Credo erheben, haben natürlich nichts Eiligeres zu thun, als vor allen Dingen einmal selbst ihr Deutschtum abzulegen und des Amerikaners Räuspern und Spucken nachzuahmen. Ihre Kinder senden sie natürlich ausschließlich in die englische Schule und sie selber befleißigen sich, auch Englisch mit ihnen zu radebrechen. Was ist nun die notwendige Folge davon? Der Knabe kommt in Gesellschaft von Kindern irländischer und amerikanischer Abkunft und hört allda, wie man unaufhörlich auf den „Dutchman" schimpft und jede Gelegenheit willkommen heißt, ihn zur Zielscheibe des Spottes zu machen. Da wird dann dem deutschen Knaben die Ansicht auf Lebzeiten eingeimpft, der Deutsche sei das verachtungswürdigste Geschöpf auf Gottes Erdboden, und gar bald kann der geistig beschränkte Herr Vater Jeremiaden über die Verdorbenheit der Jugend anstellen. Er sieht, daß er von Tag zu Tag weniger in den Augen seines Sohnes gilt und daß derselbe ihm trotzig den Gehorsam kündet. Der Vater wollte seinen Sohn amerikanisch erziehen, vielleicht auch weil derselbe eine schreckliche Abneigung gegen die deutsche Schule hatte, und Kinder darf man in einem freien Lande nicht so streng behandeln; er ließ ihm also ungehinderten Lauf, und siehe da, er verlor allen heilsamen Einfluß auf ihn und sah mit Schmerzen ein, daß er ihm von Tag zu Tag fremder gegenüber stand. Die Achtung vor den Eltern ist im Sohne gelockert, und wo er sonst augenblicklich zu gehorchen pflegte, wird nun beharrlicher Widerstand entgegengesetzt. In der amerikanischen Schule hat die sittliche Bildung des Zöglings bis jetzt noch keine Berücksichtigung gefunden, denn die Hauptgabe derselben ist Unterricht und Unterricht der mechanischten Sorte. So hat der Schwachkopf von Vater einen Trotzkopf von Sohn erzogen.

Viele Leute glauben nun, wenn sie mit ihren Kindern

zu Hause nur Englisch sprächen, so bemeisterten diese dasselbe viel schneller und lernten es früher. Dies beruht jedoch auf einem gewaltigen Irrtum. Wie man dem Kinde irländischer Abstammung den Dialekt von Tipperary oder Limmerick anhört, so merkt man auch dem Kinde deutscher Eltern mitunter zeitlebens die mangelhafte Aussprache des häuslichen Familienkreises an; denn wenn auch ein in reiferen Jahren Eingewanderter die Grammatik der englischen Sprache zu beherrschen lernt, seine Aussprache wird stets den Ausländer verraten. Und daher kommt es denn auch, daß jene Kinder, die zu Hause nur deutsche Laute hören und die ihr Englisch ausschließlich einem amerikanischen Lehrer verdanken, in der Regel sich eine korrekte Aussprache aneignen. Der Deutsche aber, der sich in Amerika seiner Abkunft schämt, wie es leider noch so viele gibt, ist ein bedauernswertes Subjekt, an dem, bei Licht betrachtet, das Deutschtum nichts verliert und das Amerikanertum nichts gewinnt. Es ist ein schlechter Vogel, der auf sein Nest schimpft, auch wenn es noch so ärmlich gewesen ist.

Die deutsche Sprache, deutsches Wesen und deutsche Sitte hier zu erhalten, ist gewiß der Wunsch eines jeden biedern Deutschen, denn jeder fühlt heraus, er kann trotzdem doch ein tüchtiger Bürger der amerikanischen Republik sein. Es ist dies eine brennende Frage für jeden Familienvater, jede Kirche, jeden Turn- und Gesangverein, und nur dann können wir uns an eine Beantwortung derselben wagen und uns eine richtige Idee über die Berechtigung unseres betreffenden Strebens bilden, wenn wir genau erwogen haben, in welchem Verhältnis wir zum englischredenden Teile der amerikanischen Bevölkerung stehen. In diesem Punkte gehen wieder, wie bereits angedeutet, die Ansichten himmelweitauseinander. Während dem der eine glaubt, alles Bestreben zur Erhaltung der deutschen Sprache sei

eine Sisyphusarbeit und man könne nichts Vernünftigeres thun, als sie bei seiner Ankunft in Amerika mit seinem Strohsack über Bord zu werfen, glaubt der andere steif und fest und zwar infolge der ziemlich allgemeinen Unterschätzung der geistigen Eigenschaften der Amerikaner, der Deutsche sei von dem Schicksal dazu berufen, die ganze Welt „germanisch zu vermitteln", allem den Stempel Deutschlands aufzudrücken und hier einen deutschen Staat als erfrischende Oase der Bildung, Kunst, Wissenschaft, Ehrlichkeit, Treue und Gemütlichkeit inmitten der Wüste der amerikanischen Herzlosigkeit, Dollarjagd und Langeweile zu gründen. Beide Ansichten haben ihre Verehrer; die meisten Thatsachen stehen jedoch der ersteren zur Verfügung. Wir brauchen uns gar keine Illusionen zu machen: sobald die deutsche Einwanderung einmal aufgehört hat, sind die Tage des Deutschtums dahier gezählt, denn es steht noch lange nicht auf solchen sicheren Füßen, daß es sich selbst erhalten kann. Trostlos ist deshalb unsere Lage durchaus nicht; denn auch unser Nachwuchs dahier fängt seit Jahren an, das Wesen der Väter in Ehren zu halten oder sich desselben wenigstens nicht mehr zu schämen, und dann sind auch im Laufe der Zeit die Anstalten zur Erhaltung des Deutschtums, wie Schulen, Kirchen und Vereine, zahlreicher und einflußreicher geworden.

Der Charakter der Eingewanderten, besonders der seit dem Jahre 1848, ist entschieden ein vorteilhafterer, als dies früher der Fall war, wo die hiesigen Ansiedler mit wenig Ausnahmen nur aus Bauern und Handwerkern, und zwar aus den armseligsten bestanden. Früher war der gebildete Deutsche, wenn er sich hier einen seinen Neigungen entsprechenden Wirkungskreis sichern wollte, fast ausschließlich auf das amerikanische Publikum angewiesen; jetzt aber ist es anders geworden, denn jetzt ist das deutsche Element so erstarkt, daß es einem gelehrten Landsmanne schon eine ihm

zusagende Wirksamkeit anweisen kann. So bietet sich nun auch dem Pionier deutscher Kultur und Wissenschaft dahier ein dankbares Feld, das früher nicht existierte. Der Fleiß des einfachen Bauers hat heilsame Früchte getragen, und das deutsche nationale Bewußtsein tritt von Tag zu Tag schärfer und markierter hervor. Wer nun hier einen deutschen Staat gründen will, ist sicherlich ein Schwärmer, aber einer der edelsten Art. Er hat sich wenigstens nicht durch die blendende Außenseite des Amerikanertums täuschen lassen, sondern hat in dieser Hinsicht etwas tiefer geblickt; auch hat er ein treues und aufopferndes Herz für deutsche Sprache und Sitte erhalten und glaubt noch, die Mission der Deutschen bestände darin, dem amerikanischen Scheinwesen, der professionellen Heuchelei und Gewissenlosigkeit solides Wesen, Biederkeit und Ehrlichkeit als Muster gegenüber zu stellen. Er findet also dahier nicht alles unfehlbar und nachahmenswert, sondern er hat auch etwas zu bieten, das sich der Annahme wohl lohnt. Sein Antipode dagegen läßt die guten und schlechten Eigenschaften des Amerikaners auf sich wirken, und zwar hauptsächlich die letzteren, denn dieselben entsprechen eher seiner Individualität, und dann sagt ihm auch ein Blick ins praktische Leben, daß er es dadurch eher zu etwas bringt, als derjenige, der noch an altväterischen Tugenden klebt. Die Deutschen dahier sind nämlich bei weitem nicht alle Mondscheinschwärmer, sondern die Erfahrung hat zur Genüge gezeigt, daß wenn sie durch gewissenlose Transaktionen Vorteile erzielen können, ohne daß man dadurch mit der Polizei in Konflikt gerät, sie mitunter noch viel „smarter“ als der geriebenste Yankee sein können.

Wir haben in den Vereinigten Staaten eine Bevölkerung von 50 Millionen, bestehend aus Engländern, Franzosen, Deutschen, Ungarn, Indianern, Chinesen, Skandinaviern u. s. w.; denn fast ein jedes Land der Erde hat

seinen Überschuß an Menschen hierher gesandt und sozusagen in einen großen Kessel geworfen, aus dem eine amerikanische Nation mit der Zeit hervorgehen soll. Eine solche Nation besteht nun im wahren Sinne des Wortes noch nicht; denn sie enthält gegenwärtig noch zu viele heterogene Elemente und ein jedes einzelne bestrebt sich, bei der bevorstehenden Assimilation soviel wie möglich von seinem ursprünglichen Charakter beizubehalten. Das Vereinsleben liefert dafür die schlagendsten Beweise. Da sehen wir skandinavische, böhmische und polnische Turnvereine, schweizerische, bayrische, österreichische und schwäbische Gesangvereine, denn ein jeder Vertreter irgend eines europäischen Vaterländchens sucht infolge des ihn beherrschenden Nationalgefühls hier seinen Beitrag zum künftigen Volkscharakter zu liefern. Diesem gewiß verzeihlichen Bestreben tritt nun stets der eingeborene Amerikaner gegenüber und wird dafür mit dem gewiß nicht schmeichelhaften Titel „Nativist" belegt; im Grunde genommen aber folgt er ganz und gar demselben Triebe, dem die Eingewanderten folgten. Früher, als er noch zahlreicher, mächtiger und zugleich roher war, suchte er das auswärtige Element durch Feuer und Schwert zu unterdrücken, jetzt aber kämpft er öffentlich durch die Wahlurne und heimlich durch die unbeschreiblichste Niedertracht. Seine Hauptangriffe sind natürlich stets gegen das sich mächtig entwickelnde deutsche Element gerichtet; das freie, ungezwungene Wesen der Deutschen, ihre liberalen Gesinnungen in bezug auf religiöses, politisches und soziales Leben sind der nativistischen Engherzigkeit ein Greuel, denn je mehr deutsche Sprache, Sitte und Anschauung dahier Platz greifen, desto mehr ist die Existenz puritanischer Grundsätze gefährdet. „Deutsch" und „infidel" sind bereits bei vielen Amerikanern identische Begriffe geworden; aber die Metamorphose vollzieht sich hier ungemein rasch, denn man hat jeden Tag Gelegenheit,

beobachten zu können, daß die Nachkommen jener Nativisten doch trotzdem mehr an dem fanatischen Wesen ihrer Vorfahren verlieren und immer mehr Gefallen an den Sitten und Gebräuchen der Ausländer, besonders der Deutschen finden.

Ein anderer Grund des Hasses gegen die Deutschen ist im Neide zu suchen. Der Amerikaner ist von Haus aus herrschsüchtig im höchsten Grade; es ist wahr, er gründete hier eine auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhende Republik, aber er brachte auch in dieselbe die Sklaverei und verteidigte dieselbe in entscheidender Zeit mit der größten Ausdauer und Hartnäckigkeit. Herrschen aber will er, und da sieht er nun, daß es der in seinen Augen so tiefstehende Dutchman wagt, seine eignen Wege zu gehen und auf seine Façon selig zu werden; er sieht, daß sich der Dutchman erfolgreich bei allen Geschäften beteiligt, daß er sparsam, fleißig und ausdauernd ist und es zuletzt gewöhnlich zu etwas bringt und im öffentlichen und privaten Leben eine geachtete Stellung einnimmt — dies wurmt ihn nun bitter, aber ändern kann er es einmal nicht.

Auch der Irländer versucht sein Möglichstes, soviel er nur kann, von seinen angestammten Eigentümlichkeiten in den großen amerikanischen Kessel hineinzuwerfen. Ja, neuerdings hat sich sogar in New York eine Gesellschaft gebildet, die sich die Erhaltung der irischen Sprache zur Aufgabe gemacht hat, womit sie jedoch gar wenig Aussicht auf Erfolg hat. Jene Sprache wird allerdings noch in zahlreichen Dörfern Irlands gesprochen, aber sie hat doch bereits durch den Einfluß der englischen bedeutend an Grund und Boden verloren und da füglich die in jener Sprache verfaßte Litteratur sehr gut entbehrt werden kann, ohne daß die Kunst und Wissenschaft dadurch merkliche Einbuße erhalten, so ist es schwer einzusehen, weshalb jene Leute auf dem praktischen Boden

Amerikas eine für den Weltverkehr so höchst überflüssige Sprache erhalten wollen.

Die Bildung einer neuen Nation aus so zahlreichen sich befehdenden Elementen geht natürlich nicht ohne Reibung vor sich; sicher aber ist, daß in dieser Hinsicht der Deutsche auf dem liberalsten Standpunkt steht und daß seine Stimme vor allen anderen gebührende Berücksichtigung verdient. Er entstammt einer Nation, die auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft das Höchste geleistet hat; seine Sprache wird von 70 Millionen gesprochen und die in derselben verfaßten Werke dienen der gesamten gebildeten Menschheit als die geschätztesten Fundgruben des tiefsten Wissens. Im amerikanischen Unabhängigkeitskriege focht der Deutsche tapfer mit gegen die Engländer und die deutschen Heerführer Kalb, Steuben, Mühlenberg und wie sie alle heißen mögen, werden mit Recht zu den tüchtigsten Patrioten damaliger Zeit gezählt. Washington selbst war von den Deutschen so sehr eingenommen und setzte ein solches unbegrenztes Vertrauen in sie, daß seine Leibgarde ausschließlich Deutsche waren. Und dann vergegenwärtige man sich, wie viele Tausende der Söhne Deutschlands in den Schlachten des blutigen Sonderbundskrieges fielen! Der Westen wäre noch zum Teil eine Wildnis, wenn sich die deutschen Pioniere nicht hineingewagt, ihn gelichtet und bebaut hätten! Ja, ich glaube, die Deutschen haben ein wohlverdientes Recht, in öffentlichen Angelegenheiten ihre Stimme hören zu lassen.

Doch, fragen wir nun, was ist der Grund, daß die zahlreichen Deutschen, die sich schon im vorigen Jahrhundert hier angesiedelt hatten und die zu Reichtum gelangt waren, es zur Zeit nicht verstanden, ihrer Sprache dahier wenigstens in der Familie eine sichere Heimat zu verschaffen? Denn die Nachkommen derselben sind ebenso nativistisch wie der verbissenste Yankee; von deutscher Sprache wissen sie nichts

mehr, und um ihre ursprüngliche Abstammung zu verwischen, haben sie ihre Namen anglisiert. Die Sache ist einfach. Jene Einwanderer gehörten größtenteils den ungebildetsten Klassen an, deren Hauptaufgabe einmal zuerst darin bestand, sich ein Plätzchen in der Wildnis urbar zu machen, um wenigstens leben zu können. Bedürfnisse für geistige Bildung besaßen sie keine; von ihrem alten Vaterlande waren sie gerade auch nicht sonderlich erbaut, denn dort war nur Kummer und Elend ihr Los gewesen und ein deutscher Nationalstolz existierte damals noch nicht. Man hatte Preußen, Schwaben, Bayern u. s. w., aber keine Deutschen; jene befehdeten sich bei jeder Gelegenheit und gaben daher den anderen Nationen nicht geringen Grund sie zu verachten. Ja, der Deutsche damals verachtete sich selbst; seine Fabrikate konnten nur dann auf lohnenden Absatz rechnen, wenn eine englische oder französische Etikette darauf geklebt war. In der Novellistik gab man schlechten englischen und französischen Werken den Vorzug; in der Musik dominierte das ohrenkitzelnde Geklingel der Italiener, und wenn ein deutscher Sänger mit einer schönen Stimme begabt war, so konnte er nur dann auf Anerkennung rechnen, wenn er vorher seinen Namen italienisiert hatte. Der bemittelte Deutsche ließ seine Kinder von französischen Gouvernanten unterrichten; denn die französische Sprache war die Umgangssprache der Gebildeten. Das eigentliche deutsche Nationalgefühl aber hat bis zum Jahre 1870 mit Kaiser Rotbart im Kyffhäuserberge geschlafen.

Die Ansiedler des vorigen Jahrhunderts waren also ungebildete Leute, die froh waren, daß sie das Leben hatten. In Haus und Kirche redeten sie natürlich deutsch, denn mit dem Englischen standen sie auf gespanntem Fuße; sobald aber ihre Nachkommen sich mit den Amerikanern abgaben und sie sich untereinander verheirateten, hatte das Deutschtum

ein Ende, denn ein gewaltiger Nachschub von frischen Einwanderern, der es am Leben erhalten hätte, fehlte; und so sehen wir denn, daß in ganzen ursprünglich rein deutschen Bezirken die Sprache der Pioniere erloschen ist. So lange die Pfälzer und Schwaben, die sich am Anfange des vorigen Jahrhunderts an den Ufern des Mohawk und Hudson niederließen und dort blühende Ansiedlungen gründeten, sich nur um sich bekümmerten und nur deutsche Nachbarn hatten, da war ihr Deutschtum keiner Gefahr ausgesetzt; sobald ihnen aber die Ansiedler aus Neu-England nachrückten, begann der Assimilationsprozeß, der in verhältnismäßig kurzer Zeit aus biederen Schwaben echte Yankees machte, denen auch nicht mehr das geringste von der alten Heimat anklebt. Die holländischen Ansiedlungen mußten sich demselben Schicksal fügen.

In den Bergen, Wäldern und Thälern Pennsylvaniens hielt sich das Deutschtum noch am längsten; sobald dieselben aber von Eisenbahnen durchschnitten wurden und sich ein reger Verkehr entwickelte, da nahte sich auch der Yankeeschulmeister und das Deutschtum fristet nur noch als greulicher Dialekt in einigen Gegenden sein kärgliches Dasein. Jener Jargon ist natürlich nur Umgangssprache, und sogar als solche ist er trotz aller Gegenversicherungen in Abnahme begriffen — in der Schule treibt man ausschließlich Englisch. Wer also von jenen Leuten etwas für die Erhaltung deutscher Sprache, Sitte und Kultur erwartete, der täuscht sich ganz gewaltig; kein Staat hat bis jetzt verhältnismäßig so wenig auf öffentlichem Wege für die Erhaltung der deutschen Sprache gethan, als gerade Pennsylvanien. Die Deutschen dieses Staates haben es nicht wie ihre Landsleute des Westens verstanden, sich politischen Einfluß zu verschaffen; denn nur dadurch wäre es möglich gewesen, in den öffentlichen Schulen dem Deutschen eine feste Stätte zu sichern.

Der Kampf der Deutschen mit den Amerikanern ist ein sehr ungleicher; letztere haben das numerische Übergewicht, ihre Sprache ist die offizielle Landessprache, und die Grammatik derselben ist so einfach und leicht erlernbar, daß sie von jedem Eingebornen fremder Abstammung im täglichen Verkehr der Muttersprache vorgezogen wird. Der Amerikaner gewinnt also beständig, wohingegen wir scheinbar beständig verlieren. Was also nun mit der deutschen Sprache anfangen? Sie ganz und gar untergehen zu lassen, entspricht doch durchaus nicht unserer Herzensneigung. Sie ist unsere Muttersprache und sie soll es auch bleiben. Als solche nun ist ihr Platz vorzugsweise am häuslichen Herde, und dort soll sie von Eltern und Kindern gehegt und gepflegt werden. Aber wir klagen doch so häufig, daß die deutsche Sprache in der Familie in Verfall geraten sei, und daß die hier geborenen Kinder unter sich meistenteils englisch sprechen; doch gemach! Es gibt auch Ausnahmen, und eine aufmerksame Beobachtung zeigt uns, daß sich diese Ausnahmen beständig vermehren. Die englische Sprache ist aber leichter für die Kinder, und wohl ihnen, wenn sie sie korrekt und geläufig sprechen; denn das sollen und müssen sie können. Auch ist es durchaus keine Regel, daß die Nachkommen der dritten Generation das Deutsche ganz und gar an den Nagel hängen; wir sehen im Gegenteil die erfreuliche Thatsache, daß sich neuerdings die hier geborenen Deutschen eifrig bestreben, deutsches Wesen und Sprache zu erhalten. Ja, man betrachtet es nachgerade als Schande, sie wie früher mit widerwärtiger Vornehmthuerei zu verachten und nichts mehr für ihre Pflege zu thun; denn das zeigt jedem schon ein Blick in das praktische Leben, daß ein Mensch, der zwei Sprachen versteht, eher sein Fortkommen findet als einer, der nur eine spricht. Auch hat sich nachgerade der Amerikaner abgewöhnt, über alles, was von Deutschland kommt,

höhnisch die Nase zu rümpfen; er ist allmählich auch von einer liberalen Kultur beleckt worden und hat ausgefunden, was er vorher nicht zu wissen schien, nämlich daß die Deutschen in allen Zweigen der Wissenschaft die Lehrer der Völker geworden sind. Ja, er sieht ein, daß es vorteilhaft ist, seinen Kindern die Kenntnis der deutschen Sprache beibringen zu lassen, und scheut in dieser Hinsicht keine Ausgaben. Welche traurige Erscheinung bilden diesen Leuten gegenüber doch jene deutschen Eltern, die nichts Eiligeres zu thun wissen, als ihr Deutschtum in die Rumpelkammer zu werfen und sich jede Gelegenheit entgehen zu lassen, ihren Kindern die Kenntnis des Deutschen zu sichern!

Man sehe sich einmal die besseren amerikanischen Schulen an! Keine derselben kann auf den Namen einer auf der Höhe der Zeit stehenden Anstalt Anspruch machen, wenn sie in ihren Lektionsplan nicht das Studium der deutschen Sprache aufgenommen hat. Und wir Deutschen sollten sie vernachlässigen? Trotzdem nun dasselbe leider so häufig geschieht, so glauben wir doch nicht an ihren Untergang. Die Einwanderer der Neuzeit haben einen guten Kern in sich; sie gehören mehr, als dies früher der Fall war, der gebildeten Klasse an und lassen sich ihr Deutschtum nicht so leichten Kaufes nehmen. Der deutschen Zeitungen gibt es hier bereits dreimal soviel als vor 40 Jahren, denn man zählt gegenwärtig gegen 450 deutsche in den Vereinigten Staaten erscheinende Zeitschriften, und darunter ganz bedeutende Tage- und Wochenblätter, die sich vor keinem Vergleiche mit denen des alten Vaterlandes zu scheuen brauchen. Welche Bedeutung das hiesige deutsche Element in den Augen der Amerikaner gewonnen hat, zeigt fernerhin der Umstand, daß die Presbyterianer und Methodisten, die doch früher den Deutschen durchaus nicht gewogen waren, jetzt jährlich

Hunderttausende von Dollars ausgeben, um sie zu sich herüber zu ziehen.

Der deutsche Farmer, der vor circa 20 Jahren eingewandert, ist unstreitig ein gebildeterer und einsichtsvollerer Mann geworden, als derjenige, welcher jenen Zeitraum im alten Vaterlande zugebracht hat. Man gehe hier selbst in ein armseliges Farmhaus, und man wird finden, daß der Eigentümer mindestens zwei Zeitschriften hält und daß er eine Geschichte Amerikas in seinem Hause hat. Aber welcher Bauer in Deutschland liest seine regelmäßige Zeitung? In den dortigen Dörfern wird höchstens eine solche vom Pfarrer und Vorsteher gelesen, die sie der Billigkeit wegen mit einigen Städtern zusammen halten; einem armen Bäuerlein aber kommt noch nicht einmal das trockene Amtsblatt zu Gesicht. Wir pochen so gern auf die Bildung der Deutschen und thun, als ob daselbst ein jeder dritte Mann ein Universalgenie wäre; selbst der gewöhnliche Handwerker rühmt sich seines Schiller und Goethe, und versteht von den meisten Werken derselben doch so wenig wie vom Sanskrit. In der Volksschule sind ihm die Geistesschätze derselben nicht erschlossen worden, denn da vergeudet man die meiste Zeit mit Gesangbuchs- und Bibelversen und mit dem edlen Katechismus, und nachdem die Reife des Schülers für das öffentliche Leben durch die Konfirmation bezeugt wurde, lernte er mit Mühe und Not ein Handwerk, und dann ging's fort, um die weite Welt am Wanderstabe zu durchmessen. Bei dieser Gelegenheit werden nun allerdings viele praktische Kenntnisse gesammelt; aber man sehe sich einmal ihre Briefe an, die sie nach Hause schreiben! Wie mangelhaft sind sie doch in der Grammatik ihrer Muttersprache zu Hause, und wenn sie nun hierher kommen, wie geringschätzig betrachten sie sie! Ja, es ist eine traurige Thatsache, daß öfter solche Deutsche, die sich dahier zum Besitze großen Eigentums emporgeschwungen

und infolge dessen zu Mitgliedern des Schulrates ihres Wohnortes gewählt worden, der Einführung der deutschen Sprache in die öffentlichen Schulen ebensosehr wie der verbittertste Knownothing opponierten.

Im Staate Indiana haben vor mehreren Jahren gebildete Deutsche es durchgesetzt, daß ein Gesetz angenommen wurde, welches verfügt, daß wenn Eltern oder Vormünder, die zusammen 25 Schulkinder repräsentieren, deutschen Unterricht für dieselben verlangen, es ihnen augenblicklich gewährt werden muß. Es ist dies ein Gesetz von großer Tragweite, und doch wie wenige Deutsche jenes Staates haben außer in Indianapolis davon Gebrauch gemacht! Die große Astorbibliothek in New York besitzt eine reichhaltige Sammlung guter deutscher Bücher und stellte vor einigen Jahren zwei deutsche Bibliothekare an; aber wie wenig wurde sie von den Deutschen jener Stadt benutzt! Sollte man da nicht verzweifeln?

Durchaus nicht; das Deutschtum in den Vereinigten Staaten hat trotz aller solcher ernüchternden Thatsachen an Stärke zugenommen, und wenn es auch beständig von allen Seiten bekämpft wird, seine Zukunft scheint doch gesichert zu sein. In den Neuenglandstaaten gab es vor 25 Jahren keinen verhaßteren Gegenstand als einen Deutschen; heutigen Tages aber trinkt man daselbst sein Lagerbier, singt seine Lieder und läßt seine Sprache in jeder respektabeln Schule lehren. In den meisten größeren Städten Amerikas bildet die deutsche Sprache einen regelmäßigen Unterrichtsgegenstand, und daß das Studium derselben den anderen Lehrfächern keinen Abbruch thut, darüber sind selbst die Schulinspektoren einig, die früher durchaus nichts von der Einführung der deutschen Sprache wissen wollten. In Europa gilt keiner für einen gebildeten Mann, der nicht in drei Sprachen zu Hause ist; sollte man hier nun nicht außer

der Landessprache wenigstens eine fremde studieren können? Der verbohrteste Nativist und Puritaner fürchtet natürlich den deutschen Einfluß und behauptet, man „germanisiere" durch die Einführung der deutschen Sprache die öffentlichen Schulen. Es ist dies ein Einwand, den man leider sehr oft hört, und doch zeugt derselbe von großer geistiger Beschränktheit. In Deutschland und besonders Preußen wird doch in jeder Schule, die im Range über der gewöhnlichen Dorfschule steht, Französisch getrieben; hat dies aber die Deutschen „gallisiert"? Ich denke, die neuere Geschichte lehrt das Gegenteil.

Die öffentlichen Schulen dahier, deren äußere Organisation gewiß bewunderungswürdig ist und die einzig in ihrer Art dasteht, sollten sich jede Gelegenheit zu nutze machen, ihren Schülern auch wenigstens die Gelegenheit zur Erlernung einer fremden Sprache zu bieten; daß damit nur die deutsche Sprache gemeint sein kann, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Je höher der Standpunkt jener Schulen, desto besser für das Land, und nur derjenige kann gegen die Erlernung des Deutschen auftreten, der überhaupt ein Feind der Bildung und des Fortschrittes ist.

Prof. W. D. Whitney, vom Yale College in New Haven, gegenwärtig der größte Sprachforscher Amerikas, sagt in der Vorrede seiner Grammatik der deutschen Sprache u. a.:

„Das Studium des Deutschen bietet besondere Vorzüge dar, denen alle anderweitigen Vorteile weit nachstehen, die von irgend einer sonstigen modernen Sprache geboten werden mögen. In Wörtern, Formen und Satzgefügen ist es vom Englischen hinreichend verschieden, um das ganze Unterscheidungsvermögen des Schülers in Anspruch zu nehmen und zu üben, seine Aufmerksamkeit auf die Schönheit des Wortes und Satzes zu schärfen und einen philologischen Blick zu bilden, während die Urverwandtschaft des Deutschen

mit dem Kern und tiefinnersten Bestandteil des Englischen dem Studium desselben eine praktische Bedeutung für unsere eigne Sprache verleiht und es gleichbedeutend mit einem geschichtlichen und vergleichenden Studium der letzteren macht. In ästhetischer und praktischer Hinsicht gibt es keine moderne Litteratur, deren Studium so anziehend, so lohnend für uns wäre, wie das der deutschen.

Eine Geschichte der deutschen Sprache, ihrer Pflege und ihrer Litteratur während dieser ihrer modernen Periode hier zu geben, will ich nicht versuchen, die bloße Namennennung der bedeutendsten Schriftsteller, die durch ihre deutsch gefaßten Leistungen in der Litteratur und Wissenschaft sich ausgezeichnet haben, würde ganze Seiten erfordern. So groß sind ihre Verdienste, daß Deutsch nicht zu verstehen so viel ist, als von einer der wichtigsten in unserem Bereiche liegenden Quelle des Wissens und der Bildung abgeschnitten zu sein."

Der bekannte amerikanische Schriftsteller Marsh spricht sich in der folgenden Weise aus:

„Das Deutsche ist besonders gleichartig und beständig in seinem Wortreichtum, und das Verlangen, es in seiner Charakterreinheit zu stärken und zu behaupten, finden wir bei jenen außerordentlich natürlich, welche darin aufgewachsen sind. Die wesentliche Einheit dieser Sprache gibt dem Studium derselben einen unermeßlichen Wert, sowohl als einer philologischen, wie als einer intellektuellen Disziplin, und hat dasselbe mächtig zu dem vorzugsweise nationalen und originellen Charakter einer Litteratur beigetragen, welche während eines Jahrhunderts mehr zur Erweiterung der Sphäre des menschlichen Wissens und der Erhöhung des gewohnten Umfangs des menschlichen Denkens gethan hat, als die Gelehrsamkeit und Intelligenz der ganzen übrigen Welt."

Die Einführung des Deutschen in die öffentlichen Schulen hat außerdem den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß sich die Kinder der betreffenden Nationen mehr aneinander anschließen und dadurch den Grund zu einem späteren friedlichen Verkehr legen; wohingegen die deutsche Sprache nur auf Privatschulen beschränkt ist, stehen sie sich auch noch in späteren Jahren fremd gegenüber und der einem Gemeinwesen so verderbliche Nativismus wird dadurch in nicht zu entschuldigender Weise in die Länge gezogen. Der Deutsche muß es natürlich verstehen, zur geeigneten Zeit seinen politischen Einfluß geltend zu machen; denn wenn er sich wie z. B. die Ephratenser Mönche oder die Trappisten einer jeden Teilnahme am öffentlichen Leben enthält, so wird er allerdings deutsch bleiben, aber niemals im wahren Sinne des Wortes amerikanischer Bürger werden, noch seine Kinder dazu erziehen. Wo es der Deutsche vernachlässigt, sich politischen Einfluß zu verschaffen, sind die Tage seiner Sprache gezählt; er mag dieselbe allerdings durch Privatschulen zu erhalten suchen, und somit nativistische Vorurteile auf seine Kinder vererben; er wird jedoch schmerzlich gestehen müssen, daß sein ganzes Bestreben nur ein Schwimmen gegen den Strom ist. Die deutsche Sprache aber soll einen Lehrgegenstand der öffentlichen Schule bilden und bildet ihn auch bereits im Westen; wie man dort darüber denkt, zeigt folgender Passus aus dem offiziellen Berichte des Erziehungsrates von St. Louis:

„Die deutsche Sprache ist jetzt das intellektuelle Erbteil und das mächtige Mittel des Gedanken- und Ideenaustausches von 60 Millionen Menschen. Verbinden, verweben wir die englische und die deutsche Sprache im Handel, in der Industrie, der Mechanik, der Wissenschaft, der Politik, im Verkehr des täglichen Lebens und in dem Schulzimmer, und wir werden eine Verschmelzung zweier verwandter Nationen erzeugen, welche die edlen Eigenschaften beider kräftigen und

ihre gegenseitige Wohlthat auf diesem Kontinent befördern wird."

In Pennsylvanien, das doch zum großen Teile von Deutschen besiedelt ist, befindet sich das Deutschtum offenbar im Rückgang; in einigen Bezirken, die seit 30 Jahren von der Einwanderung unberührt geblieben sind, ist es so gut wie ausgestorben; jene Leute verpaßten nämlich rechtzeitig der deutschen Sprache in ihren öffentlichen Schulen Eingang zu verschaffen, und in ihren Kirchenschulen, Anstalten der allertraurigsten Natur, verkümmerte es in kurzer Zeit. In anderen Distrikten hingegen ist das Deutschtum durch die Einwanderung wieder neu aufgefrischt worden, immerhin steht es noch auf schwachen Füßen.

In Philadelphia ist es den dort wohnenden 100,000 Deutschen bis jetzt noch nicht gelungen, die Vorurteile der Nativisten derart zu besiegen, daß man ihren gerechten Wünschen nachgab; denn zur Erhaltung der deutschen Sprache sind sie immer noch auf Privatschulen angewiesen. Wenn man die Einführung des Deutschen in die öffentliche Schule verlangt, muß man allerdings so diplomatisch zu Werke gehen, daß man es nicht als deutscher, sondern als amerikanischer Bürger thut, der da Interesse am Schulwesen nimmt und die deutsche Sprache deshalb gelehrt haben will, weil darin so unendlich wertvolle Bildungsstoffe enthalten sind.

Doch was thun wir hier mit einer fremden Sprache? fragt der engherzige Nativist, wir sind Amerikaner und haben unsere offizielle Landessprache.

Nun, eine amerikanische Sprache gibt es ebensowenig wie eine schweizerische; die Schweizer haben ja auch eine Republik, und dort werden doch vier Sprachen gesprochen, ohne daß die Institutionen jenes Landes dadurch geschädigt werden. Die englische Sprache dahier ist ja doch auch eine fremde Sprache, denn sie wurde von England herüber ge-

bracht; England aber erhielt seine Sprache von deutschen Volksstämmen, die jenes Land erobert hatten: sie ist mithin eine germanische Sprache, und vier Fünftel aller im Gebrauche befindlichen englischen Wörter sind deutschen Ursprungs. Hier nun in Amerika haben sich die beiden germanischen Hauptsprachen in veränderter Gestalt wieder zusammen gefunden, und wir sollten meinen, sie sollten sich hier, als in einem fremden Lande, freundlich begrüßen und sich gegenseitig mit Achtung behandeln. Ein solches freundliches Entgegenkommen ist nun, was wir unsererseits auch anbahnen müssen. Welche Resultate nun schon in dieser Hinsicht erzielt worden sind, zeigt der Umstand, daß in New York, Cleveland, St. Louis, Louisville, Cincinnati, Dayton, Baltimore u. s. w. die amerikanischen Kinder mit den deutschen wetteifern, die Sprache Schillers und Goethes zu lernen; ja, in letzterer Stadt, deren Bewohnern man bis vor kurzem wahrhaftig keine Vorliebe für die Ausländer zuschreiben konnte, hat man mehrere palastähnliche Schulhäuser gebaut, in denen die Hälfte der Unterrichtszeit der deutschen Sprache gewidmet ist, und dies ist mehr, als irgend eine Stadt des Westens bis jetzt erzielt hat.

Das liebe Vaterland kann also ruhig sein; mit dem Aussterben des Deutschtums hat es noch gute Wege.

Daß die Einwanderung nicht abnimmt, dafür ist gesorgt. Die Bevölkerungszahl Deutschlands wächst schneller als die irgend eines andern Landes; der Boden aber wird weder größer noch reicher, also was thun? Einfach dahin gehen, wo Platz ist, wo man sich frei bewegen kann und wo man nicht gezwungen ist, für seinen Landesvater die schönsten Lebensjahre zu opfern. Daß es in dieser Hinsicht jemals im alten Vaterland besser wird, dafür fehlt vorläufig wenigstens alle Aussicht. Die Not unseres alten Vaterlandes gründet uns hier ein neues. Wohl aber mögen wir nie

vergessen, daß es hier nicht unsere Absicht sein soll, einen deutschen Staat in der amerikanischen Republik zu bilden; unsere hier geborenen Kinder sind Amerikaner und sollen als solche die englische Sprache gründlich beherrschen; zu Hause aber am trauten Herde wollen wir das Deutsche pflegen, denn es soll unsere Muttersprache bleiben. Und als Bürger, die am Gedeihen unserer großen Republik das ernsteste Interesse nehmen, geben wir unsern englischen Nachbarn die besten Beweise, daß auch sie noch eine andere Sprache unbeschadet ihrer Nationalität und Institutionen kultivieren können. Die Amerikaner haben bereitwillig unsere Lieder und Turnerei angenommen und ihrem Schulwesen einverleibt, ja, ich glaube, die Zeit ist nicht mehr fern, da schwindet auch das letzte Bollwerk nativistischen Vorurteils und man geht Hand in Hand, um Bildung zu verbreiten und der deutschen Sprache auch in den Schulen eine Stätte einzuräumen, wo man sie ihr bis jetzt hartnäckig verweigerte. Deutsches Wissen ist eine Großmacht ersten Ranges geworden, und unsere Aufgabe dahier in dieser kosmopolitischen Republik ist es, die Vermittler dieses Wissens zu bilden.

Unsere deutsche Sprache gewinnt von Jahr zu Jahr an Terrain; schon Benjamin Franklin druckte deutsche Bücher, aber nur für das religiöse Bedürfnis der damaligen Einwanderer; jetzt aber veröffentlichen amerikanische Verleger die deutschen Klassiker mit guten, kritischen Erklärungen und die Studenten von Harvard College müssen Kant und Schopenhauer in der Originalsprache lesen. So nähern sich uns die Amerikaner, und wenn wir Deutsche nur in Haus und Schule unsere Schuldigkeit thun, so sind wir geborgen und der Bestand der deutschen Sprache dahier ist gesichert.

Mein erster Besuch bei Longfellow.

Es war im Frühjahr 1876, als mich litterarische Geschäfte nötigten, auf einige Monate meinen Aufenthalt in Boston, dem amerikanischen Athen, zu nehmen. Ich hatte mich seit geraumer Zeit auf diese Reise gefreut; denn seit langen Jahren stand ich mit den dortigen hervorragendsten Litteraten in regelmäßigem Briefverkehr, und nun bot sich mir endlich die lang erwünschte Gelegenheit, dieselben auch von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, besonders sehnte ich mich nach der persönlichen Bekanntschaft Longfellows, dessen epische Werke ich ins Deutsche übersetzt und mit dem ich schon seit einem Zeitraum von zehn Jahren in der intimsten Korrespondenz gestanden hatte. Ihm galt daher auch mein erster Besuch. Kaum war ich also in Boston angekommen und hatte mich im Hotel vom Reisestaub erleichtert, so saß ich auch schon auf der Straßeneisenbahn und eilte hinaus nach dem reizend gelegenen Cambridge.

Dies Cambridge, das eigentlich eine Vorstadt von Boston bildet, jedoch, was die öffentliche Verwaltung anbelangt, eine unabhängige Stadt für sich ist, gleicht einem großen, schön angelegten Garten mit palastähnlichen Landsitzen, deren

äußere Umgebung den reichen und kunstsinnigen Patrizier verrät. Die unzähligen Bäume standen bereits in schöner Frühjahrsblüte und die Gärtner waren allenthalben beschäftigt, die Blumen und Pflanzen fremder Zonen aus den Treibhäusern an die frische Luft zu bringen.

In der Nähe des Harvard College war die letzte Station der Straßeneisenbahn; ich stieg aus und fragte einen auf der Straße stehenden behäbigen Bürger, dessen hemdartiger Überwurf den Metzger verriet, nach der Wohnung Longfellows. Er zeigte mir bereitwilligst die Straße und sagte, sobald ich an ein großes, gelbangestrichenes und altertümlich aussehendes Haus mit einem großen Messingklöppel an der Thür käme, sei ich am gewünschten Platze. Und ich ging nach dieser Anweisung auch nicht irre. Bald stand ich vor dem historisch merkwürdigen Hause, das einst während des Unabhängigkeitskrieges Washington als Hauptquartier diente; es war jedoch lange nicht so sonderbar wie sein Ruf; seine Bauart bot wenig Altertümliches dar und der schwere Messingklöppel an der Thür, der wohl so leicht nicht seinesgleichen hat, war das Hauptsächlichste, was an vergangene Zeiten erinnerte. Auf jeder Seite vor dem Hause war ein Baum, von denen der eine bereits am Absterben war. Nachdem ich die breite Treppe hinaufgegangen war und den Klöppel kräftig in Bewegung gesetzt hatte, erschien eine saubere Hausmagd, der ich meine Karte überreichte und den Wunsch ausdrückte, den Hausherrn zu sehen. Kaum hatte sie jedoch dieselbe in das Studierzimmer des Dichters, das sich zur rechten Seite dicht neben dem Eingang befindet, getragen, so eilte derselbe auch schon mit jugendlicher Schnelligkeit auf mich zu und führte mich in sein Sanktum. Nach den in öffentlichen Blättern zirkulierenden zahlreichen Beschreibungen desselben erwartete ich dort einen wahren Aufenthaltsort für Götter zu sehen; aber ich fand mich denn doch gewaltig getäuscht.

Longfellows Studierzimmer gleicht denen der meisten Professoren am Harvard College; es enthält eine große, gut gewählte Bibliothek, einige Miniaturstatuen, eine reichliche Anzahl sehr bequemer Sessel und dergleichen Dinge mehr, die man fast überall findet. Nur der Pietät gegen den Dichter mögen jene minutiösen Beschreibungen ihren Ursprung verdanken. Da ist denn doch der berühmte Shakespeare-Forscher Horace Howard Furneß in Philadelphia ganz anders eingerichtet; derselbe entfaltet in seinem aus drei Abteilungen bestehenden Studierzimmer, abgesehen von der einzig in ihrer Art dastehenden Sammlung von Shakesperiana, einen wahrhaft kaiserlichen Luxus. Aber Furneß ist auch taub und sucht sich, da es ihm glücklicherweise seine Mittel erlauben, durch ein paradiesähnliches Heim für seinen körperlichen Fehler zu entschädigen.

Longfellow schien, trotzdem er damals beinahe siebzig Jahre zählte, noch ungemein rüstig zu sein; Kopf- und Barthaar waren allerdings gänzlich ergraut, aber er sah so frisch und munter in die Welt hinein und war noch so lebhaft in der Diskussion, als ob er sich noch im besten Mannesalter befände. Nachdem er mich dem in einer Ecke sitzenden und in einem Buche blätternden Professor Gray, dem bekannten Botaniker, vorgestellt hatte, nahm er eine Zigarrenkiste vom Tische und reichte mir sie hin, indem er sagte, er setze voraus, daß ich so gut wie jeder anständige Deutsche ein Raucher sei. Ich nahm mir nun auch eine und fand dann gar bald aus, daß Longfellow, trotzdem er ein starker Raucher ist und bloß in Gegenwart von Damen den Glimmstengel beiseite legt, in bezug auf Zigarren nicht unter die Feinschmecker gerechnet werden darf; er konsumierte da ein Kraut, wie es der Gewohnheitsraucher nur in der äußersten Not anrührt, und was man im gewöhnlichen Leben mit dem Prädikat

„Freimaurerzigarren" belegt, nämlich weil man sie anstandshalber nur im Freien rauchen sollte.

Nach einigen einleitenden Fragen und Bemerkungen war dann unsere Unterhaltung bald im rechten Fahrwasser — wir sprachen über Litteratur. Longfellow stellte plötzlich die Frage: „Sagen Sie mir doch einmal, warum haben Sie eigentlich in Ihrer Übersetzung meines „Hiawatha" die Schreibweise der indianischen Wörter verändert?"

Trotzdem ich eigentlich diese Frage ausführlich in der Einleitung meiner Bearbeitung jenes Epos erörtert hatte, so war es mir doch lieb, ihm meine Gründe einmal persönlich auseinandersetzen zu können, zumal ich erwartete, daß meine Revision seines Textes einiges Bedenken in ihm erregt hatte und er, wie auch sein nach dem Erscheinen meiner Übersetzung an mich gerichteter Brief zeigt, nicht so ganz zufrieden damit war.

„Sie haben," antwortete ich, „die in Ihrem Epos gebrauchten indianischen Wörter den Werken von Schoolcraft entnommen, und dieser Schriftsteller ist bekanntlich nicht als Autorität zu betrachten. Er verstand die Chippeway-Sprache nur mangelhaft, gerierte sich aber, als sei er der größte Kenner amerikanischer Aboriginalsprachen und hat leider nicht allein Sie, sondern noch viele andere irre geleitet. Ich habe mich daher bei meiner Bearbeitung an eine bessere Quelle, nämlich an den Bischof Baraga von Marquette am Lake Superior gewandt und in dessen „Dictionary of the Otchippwe Language" den besten Führer gefunden. Daß ich die auf der englischen Aussprache beruhende Orthographie Schoolcrafts gleich von vornherein beseitigte, war schon deshalb nötig, weil damit die eigentliche Pronunziation doch nur annähernd dargestellt werden kann. Aber ich war mit der genannten Autorität noch nicht zufrieden, sondern wandte mich auf einer Ferienreise an eine noch bessere, oder vielmehr

an die allerbeste, nämlich an die Chippeway-Indianer selbst. In den Stromschnellen am Ausflusse des Lake Superior in den Soofluß befinden sich drei reizende Inselchen, von denen eins von einigen Indianern, darunter auch ein alter Häuptling, bewohnt wurde; unter diesen habe ich nun mehrere Tage zugebracht und ihnen die von Ihnen gebrauchten Vokabeln so lange vorgelesen, bis ich eine ganz genaue Bezeichnung der Aussprache und des Accentes erzielt hatte."

„Vor euch Deutschen scheint doch auch keine Sprache der Welt sicher zu sein. Ihre Aufgabe als Übersetzer bestand jedoch lediglich darin, das Original einfach in Ihrer Muttersprache wieder zu geben."

„Ich denke nun, Sie und jeder Leser des Hiawatha sollte es mir danken, daß ich die zahlreichen Sprachschnitzer daraus entfernt habe. Ich erinnere Sie zum Beispiel an den Passus: „One ininiwug was standing"; Sie sprechen hier von „ininiwug" als sei es die Einzahl; jenes Wort steht jedoch im Plural, der durch das Suffix „wug" ausgedrückt ist."

„Da mögen Sie recht haben; auch ist gegen Ihre Autoritäten nichts einzuwenden. Ich halte aber bei Übersetzungen auf peinliche Genauigkeit und verlange auch die Wiedergabe der Fehler des Originals."

„Nun, an Fehlern mangelt's meiner Übersetzung gerade nicht, nämlich an Druckfehlern, und zwar sind einige darunter, die den bekannten Uhlandschen noch bedeutend in den Schatten stellen. Aber wenn man im fernen Westen Amerikas wohnt, so kann man unmöglich die Korrektur eines in Deutschland erscheinenden Werkes lesen."

In unserer weiteren Unterhaltung, die beiläufig bemerkt englisch geführt wurde, da Longfellow nur sehr wenig deutsch spricht, erörterte er dann seine Ansichten vom Übersetzer näher; seine Hauptforderung war, wie bereits angedeutet, eine möglichst wörtliche Wiedergabe, und zwar selbst auf Kosten der

Poesie des Originals. Daß er nach diesen schwer beizustimmenden Prinzipien Dante ins Englische übertragen hat, ist bekannt; ebenso bekannt aber ist auch, daß er dadurch das Original des poetischen Anstrichs beraubt und eine Arbeit geliefert hat, durch die kein Leser den genannten italienischen Klassiker recht würdigen lernt.

„Es gibt zahlreiche Gedichte," bemerkte ich, „die, wenn man sie mit aller Gewalt mit Beibehaltung des Original-Versmaßes in eine andere Sprache zwängen und dabei jedes Wort wiedergeben will, unbedingt den ursprünglichen Duft und poetischen Zauber verlieren müssen; ja, ich behaupte sogar, daß eine solche Übersetzung bei mehreren Gedichten rein unmöglich ist. Sie kennen sicherlich das reizende spanische Lied: „El pajaro perdido" (Der verlorene Vogel), von Carolina Coronade de Perry. (Jene Dame, die im Jahre 1823 zu Amendralejo in Estremadura geboren ist, begründete ihren beneidenswerten Ruf als Dichterin durch eine Sammlung von Gedichten, die sie in ihrem zwanzigsten Jahre herausgab. Der deutsch-spanische Dichter und Kritiker Juan Eugenio Hartzenbusch schrieb eine Vorrede dazu. 1872 verheiratete sie sich mit Horatio J. Perry, dem damaligen Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft zu Madrid.) Ich habe nun schon mindestens ein dutzendmal versucht, dasselbe im Deutschen metrisch wieder zu geben, aber jedesmal fand ich auch, daß mein Bemühen ein vergebliches war. Andere Übersetzer machten die gleiche Erfahrung; es ging ihnen wie dem Knaben, der den Schmetterlingen beim Einfangen den Farbenstaub abstreifte. In der englischen Sprache läßt sich das genannte Gedicht schon wegen ihrer kurzen Ausdrucksweise und der zahlreichen einsilbigen Wörter eher wiedergeben, wie auch William Cullen Bryant durch seine Übertragung demonstriert hat."

„Wie? Hat Bryant jenes Gedicht übersetzt?"

„Ja, und das ausgezeichnet!"

„Hat diese Übersetzung in irgend einer Zeitung gestanden?"

„Sie finden Sie in seinen gesammelten Gedichten."

Longfellow stutzte, ging an den Bücherschrank, nahm ein dickleibiges Buch heraus und sagte, nachdem er eine Zeitlang darin geblättert hatte: „Sie haben recht."

Jenes Buch war aber nicht von Bryant, sondern es war Longfellows eigne Kompilation „The Poets and Poet y of Europe." Sein Gedächtnis, dachte ich bei mir selbst, ist sicherlich auch das beste nicht. Bei späteren Besuchen legte er übrigens noch viel eklatantere „Gedächtnisproben" ab. So hat er mich mindestens ein dutzendmal gefragt, ob ich schon gehört hätte, daß Freiligrath gestorben sei, und nachdem ich dies bejahte, war seine nächste Frage stets: „How does he rank in German Literatur?"

Überhaupt sprach er stets mit großer Vorliebe von Freiligrath und erinnerte sich gern der mit ihm in Düsseldorf verlebten Stunden.

„Freiligrath," erzählte Longfellow, „sprach stets Englisch mit mir, und er sprach es damals schon sehr geläufig. Als er einstmals, da wir bei einem Glase Bier traulich beisammen saßen, daß Wort „undertaker" im ursprünglichen Sinne gebrauchte und ich ihn deshalb lächelnd ansah, meinte er, er müsse wohl wieder einen recht plumpen Fehler gemacht haben. Während ich ihm nun die jetzige Bedeutung des Wortes erklärte, hüpfte der Wichtigthuer von Oberkellner, der uns die ganze Zeit aufmerksam zugehört hatte, flink herbei, bekomplimentierte Freiligrath wegen seiner Fertigkeit im Englischen und sagte, nur sein Accent verrate noch etwas zu viel den Ausländer."

In der neueren Litteratur Deutschlands war Longfellow auffallend unbewandert, die Namen Scheffel, Möser, Dran-

more u. s. w. hatte er nach eignem Geständnisse nie gehört. Die neueren deutschen Dichter, meinte er, seien auch viel schwerer zu verstehen als die alten. Uhland schätzte er sehr hoch. Nach seiner Behauptung war die Szene des Gedichtes:

Über diesen Fluß vor Jahren
Bin ich schon einmal gefahren!"

in der unmittelbaren Nähe Heidelbergs zu suchen, was ich aus mehreren Gründen zu bestreiten wagte. Späterhin fand ich dann aus, daß Longfellows Behauptung nicht stichhaltig war; denn unter dem „jugendlichen" Mitreisenden ist der Jugendfreund des Dichters Harpprecht aus Stuttgart, der im russischen Feldzuge fiel, gemeint, und unter dem „väterlichen" Pastor Hoser. Der Ort der Überfahrt liegt bei Kannstatt.

Als auf Sealsfield, dessen eigentlicher Name Longfellow unbekannt war, im Laufe des Gesprächs die Rede kam und ich bemerkte, daß wohl schwer auszufinden sei, welche Geschäfte er eigentlich im Süden getrieben habe und wie er zu seinem Reichtum gekommen sei, weil er sicherlich damals einen andern, unbekannten Namen führte, war Longfellow steif und fest davon überzeugt, daß Sealsfield-Postl unter dem Namen Hermann als Konzertsänger Amerika durchwandert habe.

„Hermann," sagte er, „ist ein allgemeiner Name und es ist Gebrauch bei vielen Sängern und Schauspielern unter fingierter Firma aufzutreten. Daß jener Herr ein Deutscher war, merkte ich im ersten Augenblick; doch wurde er von mehreren anderen Personen für einen Südländer gehalten. Sein ganzes Wesen flößte mir, da es in irgend ein Mysterium gehüllt zu sein schien, großes Interesse ein, so daß ich damals einige darauf bezügliche Notizen in mein Tagebuch schrieb."

Wie Longfellow in jenem Sänger den genannten Ro-

manzier vermuten konnte, ist mir unbegreiflich; ich fragte ihn auch nicht näher darüber. Da ist denn doch die Behauptung der Solothurner Spießbürger und alten Weiber, Sealsfield sei amerikanischer Seeräuber gewesen, noch viel plausibler.

Mit der deutschen Philosophie stand Longfellow nach eignem Geständnis auf sehr gespanntem Fuße. Hegels „Phänomenologie des Geistes" habe er einmal lesen wollen, aber kein Wort davon verstanden. Ich bemerkte darauf, daß es den meisten Deutschen noch heute so ginge. Von Materialismus wollte er nichts wissen; wenn die Menschen, sagte er, nicht mehr an Gott und die Fortdauer der Seele glauben, möchte ich nicht mehr leben; denn dann hätte alle Poesie und Sitte ein Ende.

„Das jetzige Leben," fuhr Longfellow fort, „scheint überhaupt die Poesie nicht zu begünstigen. Die Idylle ist durch die Eisenbahn fast zur Unmöglichkeit geworden; ein unverfälschtes ländliches Leben kennt man bald nicht mehr; denn das Land wird von den Städtern bewohnt, die sich den Tag über in ihrem Geschäftslokal der Stadt aufhalten und sich abends auf ihren Landsitz zurückziehen. Durch ihren Einfluß wird nun der ursprüngliche Charakter der Dörfler verwischt und ihr Dasein verliert mit der Zeit jeden idyllischen Anstrich. Um in Amerika Stoff für eine wirkliche Idylle zu finden, muß man auf die Kolonialzeit zurückblicken."

Parodien und Travestien waren ihm ein Greuel, da nur ein geistig verirrter Mensch solche Dinge schreiben könne.

Auf die Kritiker seiner Werke schien er nicht gut zu sprechen zu sein, weil sie überall etwas auszusetzen hätten. Das Wort „Excelsior" (Titel und Refrain eines seiner populärsten Gedichte) wollen sie unter keiner Bedingung gelten lassen, da es „Excelsius" heißen müsse. Nun führte Longfellow zur Begründung seiner Wortwahl einen lateinischen Satz an,

den ich aber nicht recht verstehen konnte, da er das Lateinische englisch aussprach.

„Denken Sie einmal," fuhr er fort, „da schreibt mir vor einiger Zeit ein westlicher Schriftsteller, er sei der eigentliche Verfasser der Verse:

„Our ingress into the world
Was naked and bare;
Our progress through the world
Is trouble and care;
Our egress from the world
Will be nobd ly knows where;
But if we do well here,
Whe shall do well there:
And I could tell you no more,
Should I preach a whole year," —

die ich als „familiar tune" in der Erzählung des „Cobbler of Hagenau" eingeflochten habe. (Siehe Seite 33 Three Books of Song. Tales of a Wayside Inn. Second Day. Boston 1872.) Zur Begründung seiner Behauptung schickte er ein Pamphlet mit, das eine Erzählung von ihm mit jenen Versen enthielt. Nun aber habe ich dieselben schon als Kind gekannt, ohne jedoch den Namen des Autors zu wissen. Ich wandte mich also an einen in solchen Dingen bewanderten Freund, der mir die Mitteilung machte, daß jenes Gedicht einst von Franklin bei einer Privatfestlichkeit deklamiert worden sei. Da nun Franklin nichts weniger als ein Dichter war, so setzte ich meine Nachforschungen fort und fand dann schließlich den Autor in einem englischen Schauspieler, der im vorigen Jahrhundert lebte und zwei Bände vermischter Schriften herausgab."

In der neueren italienischen Litteratur war Longfellow gründlich zu Hause; sein Arbeitstisch war wahrhaft besät mit den letzten schöngeistigen Erzeugnissen Italiens. Das Italienische ist ihm auch beinahe so geläufig wie seine Mutter-

sprache, und daß er es sogar dichterisch anzuwenden versteht, hat er durch die italienische Übersetzung seines Sonetts „The old Bridge of Florence“ (S. 146 „The masque of Pandora and other Poems“ Boston 1876) hinlänglich gezeigt.

Für die französische Litteratur schien Longfellow keine besondere Vorliebe zu haben.

„Sagen Sie,“ fragte er mich, „wie hieß doch der französische Abbé, der da vor vierzehn oder fünfzehn Jahren ein Buch über die Piktographie der amerikanischen Aboriginer herausgab und sich damit so gründlich blamierte? Wie verhielt es sich eigentlich mit jenem Buche? Hieß er nicht Domenech?“ „So hieß er und mit seinem berüchtigten Buch habe ich mir vor einem Jahre in der Kongreßbibliothek einmal eine heitere Stunde verschafft. Domenech ist fast das französische Seitenstück zum Amerikaner Schoolcraft. Sein Werk, das auf besondere Empfehlung Napoleons und unter den Auspizien des Ministeriums des Innern gedruckt wurde, enthält unter anderm auf zahlreichen Platten den genauen Abdruck des Schmierbuchs eines deutsch-texanischen Schuljungen. Die deutschen unbeholfenen Schriftzüge, die jedoch Wörter wie „faßdag, honig, wurßd“ u. s. w. auf den ersten Augenblick erkennen lassen, hielt Domenech für indianische Buchstaben, und da die gelehrten Examinatoren des Manuskriptes im Indianischen ebenso bewandert waren, wie im Deutschen, so wurde das Buch zur Erhöhung der „gloire“ französischer Wissenschaft herausgegeben.“

Longfellow lächelte und Professor Gray meinte, das sei kaum glaublich. Ich sagte ihm, er könne sich ja das besagte Opus gelegentlich einmal in Washington ansehen; denn das Smithsonian Institut habe dem Verlangen Napoleons, das Buch zur Vernichtung zurückzuschicken, nicht entsprochen.

„Haben Sie schon etwas von Cranch übersetzt?“ fragte

mich Longfellow und machte mich zugleich auf dessen herrliches Gedicht „Japis" aufmerksam. Indem ich es verneinte und erklärte, Cranch nur als Übersetzer der Äneide zu kennen, bat ich ihn um weitere Auskunft über jenen Dichter.

„Cranch," sagte er, „wohnt hier in Cambridge und ist Maler. Vor einem Jahre verlor er seinen ältesten hoffnungsvollen Sohn, und kürzlich mußte er seiner Armut wegen seine besten Bilder ins Pfandhaus tragen."

Nun, dachte ich bei mir selbst, ihr amerikanischen Dichter pflegt der Kollegialität auch nicht besonders; denn wie leicht wäre es doch für Longfellow oder James Russell Lowell, von denen jeder über Hunderttausende verfügt, jenem talentvollen Jünger der Musen aus seiner pekuniären Verlegenheit zu helfen; doch eine aufopfernde edle Kollegialität ist in Amerika selbst unter den Gebildetsten ein unbekannter Begriff. Longfellow bezieht doch ein wahrhaft großartiges Honorar für seine Werke; für sein Gedicht „The Hanging of the Crane" erhielt er, um nur ein Beispiel anzuführen, vom New Yorker „Ledger" die Summe von dreitausend Dollars, und die deutschen und englischen Nachdrucker seiner Werke halten es für Ehrensache, ihm jährlich eine nicht unbedeutende Summe zu schicken, ohne daß sie es nötig hätten; so einem armen Kollegen aber, wie Cranch, eine Unterstützung zu teil werden zu lassen, ohne daß jener darum erst bettelt, das scheint nicht auf seinem Programm zu stehen.

Das poetische Schaffen scheint Longfellow nachgerade zum Bedürfnis geworden zu sein; leider würde er, so erklärte er, zu oft gestört und seine Korrespondenz raube ihm zu viel Zeit.

„Sehen Sie doch," sagte er und zeigte mir einen eben angekommenen Brief, „was mir alles zugemutet wird. Da „beehrt" mich ein Schulmädchen im Westen mit dem Auftrage, doch ein Gedicht zur Prüfungsfeier ihrer Klasse zu schreiben,

und zwar müsse dies augenblicklich geschehen, da sie es sonst nicht mehr auswendig lernen könne. Doch solche Briefe sind noch nicht das Unangenehmste, man beantwortet sie einfach nicht und dann ist die Sache abgethan. Aber was soll ich mit den vielen neugierigen, mir gänzlich unbekannten Fremden machen, die mich beständig aufsuchen und dann erwarten, daß ich meine Zeit mit ihnen verschwende? Da kam vor einigen Tagen ein spleeniger Engländer, der Amerika zum Zeitvertreib bereiste, zu mir, um späterhin sagen zu können, er habe meine Bekanntschaft gemacht. Er erklärte auch plump heraus, daß Amerika nicht viel Sehenswertes und unter anderm auch keine Ruinen besitze, und so habe er mich einmal besuchen wollen."

Da während unseres Gespräches schon mehrere Stunden verflossen waren, nahm ich von dem liebenswürdigen gesprächigen Alten Abschied, wobei ich ihm fest versprechen mußte, ihn so oft wie möglich zu besuchen.

Ich habe auch treulich Wort gehalten, manche angenehme Stunde mit ihm verlebt und ihm jedesmal seine stereotype Frage, ob ich schon gehört habe, daß Freiligrath tot sei, gewissenhaft beantwortet.

Als ich ihm einst zufällig auf Harvard Square begegnete, erzählte er mir mit froher Miene, daß sich gestern der Kaiser von Brasilien bei ihm zum Mittagessen eingeladen habe.

„Wie kam denn das?" fragte ich verwundert.

„Dom Pedro ist ein eifriger Leser meiner Werke und hat seit längeren Jahren mit mir fleißig korrespondiert. Auch hat er mehrere Bruchstücke aus den „Tales of a Wayside Inn" ins Portugiesische übersetzt."

„Sind dieselben gedruckt?"

„Nein; er hat sie mir in seiner eignen Handschrift gesandt."

„Sprachen Sie englisch mit ihm?"

„Nein. Dom Pedro versteht zwar sehr gut Englisch, doch ist seine Aussprache so mangelhaft, daß man ihn schwer versteht. Wir sprachen französisch."

An Bewunderern fehlt's Longfellow nirgends. Trotzdem nur wenige Originalgedanken in seinen Schöpfungen zu finden sind, so ist doch sein Name allen teuer geworden, die in der Poesie die erhabenste Würze des Lebens erblicken. Wie nun seine Werke in jedem fühlenden Herzen eine freundliche Heimat gefunden haben, so hat er sich auch durch sein liebevolles, zuvorkommendes und treuherziges Wesen jeden, der nur kurze Zeit mit ihm zu verkehren das Glück hatte, zum dauernden Freund gewonnen.

Amerikanische Sonntagsschulen.

Da sich die öffentliche Schule Amerikas nicht mit religiösem Unterricht befassen kann, weil der Staat als solcher völlig religionslos ist, und weil es an und für sich eine heikle Aufgabe ist, den Anforderungen der hier so zahlreich vertretenen Sekten in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so bleibt natürlich jeder religiöse Unterricht Privatsache, für welchen die Kirche sorgen muß, da sie doch ohne denselben keinen Einfluß auf die Jugend ausüben könnte. Dafür sind nun die Sonntagsschulen errichtet worden, in denen jede Sekte ruhig lehren lassen kann, was ihr am besten zusagt; auch haben sie außerdem noch den Zweck, — und dies scheint fast überall der Hauptzweck zu sein — künftige Gemeindemitglieder heranzubilden. Die Kinder besuchen diese Schulen, wie es scheint, mit großer Vorliebe, wird denn doch auch alles darin gethan, um sie anzuziehen und um ihnen jene Stunden so angenehm wie möglich zu machen. Die kleineren Kinder erhalten jeden Sonntag eine mit einem Bibelverse versehene Karte, die sie, sobald sie fünf oder sechs derselben haben, gegen eine größere, mit Bildern aus der biblischen Geschichte umtauschen, und haben sie eine bestimmte

Anzahl der letzteren Karten, so erhalten sie ein lehrreiches Büchlein zum Geschenk. Dadurch, daß die Bibelverse auf jenen Karten auswendig gelernt und hergesagt werden müssen, ehe sie eine andere bekommen, werden die Kinder frühzeitig mit den Hauptlehren der Bibel vertraut, ohne daß ihnen dieselben durch das Allzuviel des katechetischen Unterrichts der deutschen Schule verleidet werden.

Diese Sonntagsschulen sind vorzugsweise eine protestantische Einrichtung; denn die Protestanten dahier haben eine vollständige Trennung des Staates von der Kirche zu ihrem felsenfesten Grundsatze gemacht. Bei der praktischen Ausführung derselben befinden sich allerdings auch die hiesigen Katholiken wohl, aber prinzipiell sind sie doch gegen jedes Staatswesen, das sich der Superiorität ihrer Kirche nicht fügt. Aus diesem Grunde legen sie auch den größten Wert auf den religiösen Unterricht in den Schulen, und da ihnen dieser aus leichtbegreiflichen Gründen nicht an den öffentlichen Anstalten gewährt werden kann, so unterhalten sie mit großen Kosten Kirchenschulen, in denen sie natürlich ihre religiösen Bedürfnisse, soviel wie sie nur wollen, befriedigen können. Auf ihre Sonntagsschulen legen sie daher nicht den hohen Wert wie die Protestanten.

Man muß es den Amerikanern lassen: ihre Sonntagsschulen betrachten sie als ihr Schoßkind, dem sie die liebevollste Aufmerksamkeit schenken und für das sie stets zu Opfern an Geld und Zeit bereit sind. Ohne diese Anstalten, das wissen sie, ist der Fortbestand ihrer speziellen Sektenkirche gefährdet; wenn also eine Kirche eine Sonntagsschule eröffnet, so muß es die andere auch thun, wenn sie nicht haben will, daß ihre Kinder von anderen Gemeinden angezogen werden. Es ist ihnen daher heiliger Ernst mit der Sonntagsschule, und Greise, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen reichen sich bereitwillig die Hand, um in ihr als

Lehrer zu wirken und zu schaffen. Ihre Lektionen bereiten sie gewöhnlich mit großer Hingebung vor; über jede zweifelhafte oder dunkle Bibelstelle wird vorher ein biblisches Handwörterbuch konsultiert, es wird die Karte des heiligen Landes gründlich studiert, und dann werden auch die Unterscheidungslehren der verschiedenen Denominationen mit besonderer Aufmerksamkeit durchgegangen. Was mitunter in solchen gutorganisierten Sonntagsschulen geleistet und welche Sorgfalt auf die kritische Vorbereitung der Lektionen seitens der Lehrer verwandt wird, zeigt z. B. der Umstand, daß im Jahre 1878 der Brooklyner Chemiker Dr. Raymond die Ergebnisse der Studien einer Sonntagsschulklasse über das Buch Hiob veröffentlichte und dadurch einen äußerst wertvollen, von gründlichen Quellenstudien zeugenden Beitrag zum Verständnis jenes Werkes lieferte. Es ist dies allerdings eine ziemlich vereinzelte Erscheinung; aber die direkt auf dem praktischen Wirken in den Sonntagsschulen beruhende litterarische Thätigkeit ist eine so ausgedehnte und das ganze biblische Wissen umfassende, wie man schwerlich, ohne sich persönlich davon überzeugt zu haben, glauben dürfte. Natürlich findet man in derartigen Erzeugnissen, wie in allen, die auf orthodoxen Ansichten beruhen, eine gezwungene Rehabilitation des veralteten Inspirationsglaubens, und gibt sich infolge dessen die unendlichste Mühe, solche Dinge und Thaten, wegen deren man heutigen Tages in das Zuchthaus wanderte, an den biblischen Heiligen entweder zu entschuldigen oder, wo dies nicht angeht, sie zu ignorieren oder ihnen einen geheimen, uns beschränkten Menschenkindern unverständlichen Sinn zu unterschieben. Wer an der Bibel nur irgendwie profan herumdeutelt, kommt in den Geruch, ein ungläubiger Mensch, ein „Infidel" zu sein. „Das Wort sie sollen lassen stahn" ist ein Spruch, den die meisten Amerikaner mit beiden Händen unterschreiben. Daß daher die Sonntagsschulen,

die der Unitarier allenfalls ausgenommen, nichts anderes sind als Pflanzstätten des Muckertums und der Buchstabengläubigkeit, ist nach dem bisher Gesagten leicht erklärlich. Weil das Sonntagsschulwesen nun in Amerika zur höchsten Blüte gediehen ist und hier die weiteste Ausdehnung erhalten hat, so bezeichnet man es gewöhnlich auch als eine amerikanische Institution; aber es ist nicht amerikanischen, sondern schottischen Ursprungs; denn es wurde zuerst in Schottland durch Robert Raikes während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eingeführt. Da im vereinigten britischen Inselkönigreiche bis vor 50 Jahren für die Erziehung und Heranbildung der unteren Klassen ziemlich so gut wie gar nichts geschehen war und ein öffentliches Schulsystem kaum dem Namen nach existierte, so sammelte jener Philanthrop am Sonntage die auf den Straßen Gloucesters herumlungernde Jugend und ließ ihr in den Kirchen durch Lehrer und Lehrerinnen Unterricht in christlicher Moral erteilen. Da er selbst Eigentümer einer Zeitung und einer Druckerei war, so standen ihm somit wichtige Mittel zu Gebote, um seine Landsleute für sein Unternehmen zu begeistern; die Sache war vom Glück begünstigt, und bald wurden denn auch die Sonntagsschulen in mehreren anderen Städten Schottlands eingeführt.

Die Nothwendigkeit eines moralischen Unterrichts hatte sich in fühlbarer Weise gezeigt; die Roheit auf den Straßen war nachgerade unerträglich geworden; Frauen und Greise sahen sich beständig den Spötteleien ungeschliffener Jungen ausgesetzt, und die Polizei konnte allenfalls ein Übel bestrafen, es aber nicht im Keime ersticken. Es mußte also etwas für das heranwachsende Geschlecht geschehen, um es moralisch zu heben, und zu diesem Zwecke gründete man dann die Sonntagsschulen mit ihrem Unterrichte in den Lehren des Christentums.

Von Schottland fand allmählich das System der Sonntagsschulen seinen Weg nach England und von da nach Amerika, Asien und Westafrika, in welch letzterem Lande sich hauptsächlich die Methodisten um die Einführung desselben verdient machten.

Die erste Nachricht, die wir von einer Sonntagsschule in Amerika haben, datiert aus dem Jahre 1680, zu welcher Zeit die sogenannten Pilgrimväter eine solche in Plymouth gründeten. Damals wurde den Kirchenvorstehern befohlen, bei dem betreffenden Unterricht dem Prediger hilfreich zur Seite zu stehen.

Aus Goris' „Geschichte der Methodistenkirche" ersehen wir, daß jedem Prediger dieser Denomination anbefohlen war, sobald sich zehn Kinder von Mitgliedern zusammenfanden, ihnen Unterricht in der Christenlehre zu erteilen. Überhaupt haben sich die Methodisten von jeher mit großem Eifer und bewunderungswürdiger Ausdauer der Sache des Sonntagsschulwesens angenommen; ja, schon im Jahre 1787 gründeten sie eine solche für Negerkinder in Charleston, Süd-Carolina, was übrigens dem betreffenden Prediger nicht gut bekam, denn mehrere Südländer rotteten sich zusammen, schleppten ihn unter eine Pumpe und ließen ihm ein gründliches Wasserbad angedeihen. Schon damals glaubten die Herren Südländer nicht mit Unrecht, daß sich der Methodismus nicht gut mit dem Institute der Sklaverei vertrage.

Denselben Eifer bekundeten auch die Baptisten, und jetzt kann man ruhig annehmen, daß da, wo eine Kirche steht, auch eine Sonntagsschule organisiert ist.

Die „Amerikanische Sonntagsschul-Assoziation" in Philadelphia, welche im Jahre 1824 ins Leben gerufen wurde, hat sich zur Aufgabe gestellt, in den noch wenig besiedelten Gegenden Sonntagsschulen zu gründen und zu diesem Zwecke die nötigen Bücher zu liefern. Es ist dies keine denomina-

tionelle Gesellschaft, denn in ihrer Beamtenliste findet man Vertreter der hauptsächlichsten protestantischen Sekten. In ihren Publikationen vertreten sie daher Ansichten, welche alle Protestanten gemein haben, so daß sie jede baptistische, methodistische, lutherische oder reformierte Kirche unbeschadet ihrer speziellen Lehren einführen kann. Jener Verein ist daher auch keine Vereinigung von kirchlichen Gemeinschaften, sondern nur eine von Christen, die sich die Veröffentlichung von passenden Büchern und Bilderkarten zur Hauptaufgabe gestellt hat.

Wie energisch jener Verein schon kurz nach der Gründung voranging, davon nur ein Beispiel. Im Jahre 1830 beschloß er, daß innerhalb zweier Jahre das ganze Mississippithal entlang Sonntagsschulen etabliert werden sollten, und in wenigen Tagen nach diesem Beschluß hatte er auch schon 14,000 Dollar zu dem genannten Zwecke kollektiert. Als der Verein 1833 seinen neunten Jahresbericht veröffentlichte, zeigte es sich, daß bereits 14,550 Sonntagsschulen, die teilweise durch seine direkte Unterstützung gegründet worden waren, mit ihm in Verbindung standen. In denselben wirkten 109,000 Lehrer und Lehrerinnen und gaben 760,000 Schülern gratis Unterricht. Im ersten Jahresbericht hatte man nur 1600 Schulen mit 12,000 Lehrern und 84,000 Schülern zu verzeichnen. Außerdem verfügte jener Verein im Jahre 1833 über ein für Verlagszwecke bestimmtes Kapital von 80,000 Dollar und seine Gesamteinnahmen bezifferten sich auf 127,000 Dollar.

Weil sich nun jene Union nicht um die Unterscheidungslehren der einzelnen Sekten kümmert, sondern einfach einen undenominationellen christlichen Unterricht befürwortet, so ist es kein Wunder, daß sich mehrere der besser situierten Kirchen, die ihre Hauptaufgabe in der Verbreitung ihrer speziellen, von ihnen für unfehlbar erachteten Lehren erblicken, dazu

entschlossen haben, für ihre Sonntagsschulbücher selbst zu sorgen; denn die Sonntagsschule soll ja vor allen Dingen das Rekrutierungsbüreau der Gemeinde sein, und ein unsektiererisches Christentum ist nach den Ansichten der meisten Kirchenleute nichts anderes als verdammenswerte Freigeisterei. So haben denn die Baptisten, Presbyterianer und Methodisten ihre besonderen Verlagshandlungen ins Leben gerufen und entfalten auf litterarischem Gebiete eine erstaunliche und erfolgreiche Thätigkeit. Besonders sind, wie bereits angedeutet, die Methodisten sehr rührig; ihre Organisation ist in mancher Hinsicht ausgezeichnet, wodurch auch zugleich der überhandnehmenden Macht des Katholizismus Schach geboten ist.

Doch die Amerikaner waren nicht allein mit den in ihrem Lande erzielten Resultaten zufrieden, sondern sie wollten auch die Segnungen ihres Sonntagsschulwesens andern Ländern angedeihen lassen und gründeten zu diesem Zwecke im Jahre 1878 die sogenannte „Foreign Sunday School Association“. Sie bezweckt das Studium der Bibel in fremden Sprachen zu befördern und zwar mittels zu gründender Sonntagsschulen nach amerikanischem Muster. Jene Gesellschaft läßt daher einige Kinderzeitungen und Liederbücher in fremden Sprachen drucken und schickt sie an ihre auswärtigen Agenten zum Austeilen. Missionäre schickt sie vorläufig deshalb nicht aus, weil dazu die nötigen Mittel fehlen; aber sie sucht sich überall die Adressen passender Personen zu verschaffen, die auf ihre Ideen eingehen und sich verpflichten dafür zu wirken. Zugleich aber will jene Gesellschaft den amerikanischen Sonntag mit seiner kalten Langweiligkeit nach Europa und besonders nach Deutschland, dem Lande des Unglaubens, verpflanzen. Sie wendet sich an die Jugend, da sie mit den Alten nichts mehr anfangen kann, und es sollen da, wie es in einem der betreffenden

Berichte heißt, die Kinder der Italiener, die unter dem Drucke einer Priesterherrschaft seufzen, und die Kinder der ungläubigen und freidenkenden Deutschen gerettet werden.

In Deutschland und in der Schweiz arbeitet man übrigens schon seit dem Jahre 1863 an der Einführung der Sonntagsschulen, und welche Fortschritte dort durch systematisches und opferfreudiges Vorgehen erzielt wurden, wollen wir durch Zahlen beweisen. 1867 hatte man in genannten Ländern 51 Schulen mit 711 Lehrern und 7857 Schülern; 1873 aber schon 366 Schulen mit 2819 Lehrern und 44,095 Schülern. Aus dem Berichte der „Foreign Sunday School Association“ für das Jahr 1879 geht hervor, daß sich in Italien 160 Sonntagsschulen mit 65,000 Schülern befinden; in Syrien sind 24, in Japan 40, in Portugal 30, in der deutschen Schweiz 405 solcher Anstalten. Deutschland aber konnte sich in dem genannten Jahre 1977 Sonntagsschulen mit 8325 Lehrern und 162,251 Schülern rühmen.

Um den Unterricht in genannten Anstalten zu einem gleichmäßigen zu machen, wurde im Jahre 1872 ein Lektionssystem adoptiert, welches sich bis jetzt als praktisch bewährt hat und auch von den deutsch-amerikanischen Sonntagsschulen gebraucht wird. Es wird nämlich für jeden Sonntag eine bestimmte Lektion aus der Bibel zum Studium vorgeschrieben; dieselbe ist auf einem besonderen Blatte mit Erklärungen abgedruckt; die Kinder gehen dieselbe mit den Lehrern an einem Sonntage durch und müssen dann die den Lektionen beigefügten Fragen am Sonntage darauf beantworten können.

Den Deutschen Amerikas ward es anfänglich schwer, sich mit dem Institute der Sonntagsschulen zu befreunden, aber der Umstand, daß sich alsdann ihre Kinder ihren amerikanischen Spielgenossen anschlossen und mit ihnen die englischen Sonntagsschulen besuchten, brachte sie doch zu der

Überzeugung, daß, wenn sie ihre Kinder der deutschen Kirche erhalten wollten, sie notwendigerweise auch für eine deutsche Sonntagsschule sorgen mußten.

Unter einer Sonntagsschule versteht man in Deutschland eine Fortbildungs-Anstalt, in welcher junge Leute Unterricht in verschiedenen für das praktische Leben bestimmten Fächern erhalten; doch existiert auch in den Dörfern verschiedener Gegenden Deutschlands eine unter dem Namen Kinderlehre bekannte religiöse Sonntagsschule, welche Knaben und Mädchen bis zu ihrem 18. Jahre während der Sommernachmittage besuchen müssen. Die Einführung aber des amerikanischen Prinzips der Sonntagsschulen bezweckt nichts anderes, als den Kindern, die doch daselbst während der Woche wahrhaftig mehr als genug Katechismus- und Gesangbuchsverse auswendig lernen müssen, auch noch die freie Zeit des Sonntagsnachmittags zu rauben und sie entweder zu vollständigen Muckern und Heuchlern zu erziehen, oder ihnen durch das endlose Allzuviel die Religion auf immer zu verleiden.

In Amerika aber stellt sich die Sachlage anders heraus und eine Sonntagsschule wird insofern zur Notwendigkeit, als die öffentlichen Schulen keinen Religionsunterricht gewähren.

Für die Deutschen Amerikas ist sie auch noch deshalb von Wichtigkeit, weil dies mitunter die einzige Gelegenheit ist, wo ihre Kinder die deutsche Sprache erlernen können. Trotzdem aber haben sie für jenes Institut noch lange nicht den Eifer wie ihre amerikanischen Mitbürger an den Tag gelegt.

Die Frauenfrage in Amerika.

Die Frauenfrage ist auch eine der vielen brennenden Fragen Amerikas, die in dem regen sozialen und politischen Leben sich immer wieder gleichsam von selbst in den Vordergrund drängen und jeden denkenden Menschen zur praktischen Lösung herausfordern.

Fragt man nun, was man eigentlich unter der Frauenfrage verstehe, so heißt es einfach, sie involviere eine vollständige Gleichstellung beider Geschlechter, so daß also in Zukunft die Frauen einen jeden menschlichen Berufszweig ohne Beanstandung von irgend welcher Seite ergreifen können; daß ihnen fernerhin eine jede Lehranstalt des Landes ohne weiteres geöffnet werde, und daß sie schließlich politische Gleichberechtigung erhielten, also für alle öffentlichen Ämter wählen und selbst als Kandidatinnen dafür auftreten können. In letzterem liegt nun der Schwerpunkt der ganzen Bewegung; denn alle Berufszweige stehen ihnen ja offen, auch gibt es mehrere ausgezeichnete Universitäten, welche den Frauen unter denselben Bedingungen wie den Männern den Zutritt gewähren; das Stimmrecht aber ist bis jetzt das politische Vorrecht der barbarischen Männer gewesen, und

che also eine völlige Gleichberechtigung zur Thatsache werden kann, muß auch noch dieses Bollwerk, das bis jetzt die Geschlechter geschieden hat, vernichtet werden. Die Frau soll den Gesetzen gehorchen, hat aber kein Wort bei der Abfassung derselben mitzusprechen; sie soll Steuern bezahlen, und man erlaubt ihr nicht, über die Verwendung derselben ihre Stimme abzugeben; sie schickt ihre Kinder in die öffentliche Schule, aber nur der Mann kann laut des Stimmrechts Einfluß auf dieselbe ausüben. Mit allem, was ihr von den gestrengen Männern diktiert wird, muß sie wohl oder übel zufrieden sein; dies aber ist eine entsetzliche Tyrannei, die allenfalls noch in einen nach mittelalterlichen Grundsätzen regierten Staat, aber nicht in das freie, demokratische Amerika gehört. Die Amerikanerin ist es längst satt geworden, das bescheidene Aschenbrödel zu spielen, sie will die glänzende Prinzessin sein, auch auf die Gefahr hin, daß der Bräutigam die erstere freit; ist denn doch die Ehe mit ihren gesetzlichen Fesseln auch eine jener Institutionen, die sich nicht gut mit Freiheit und Unabhängigkeit vertragen, und die daher einer Umbildung im Geiste unserer Zeit bedarf.

Daß die Frauen zu allen Zeiten hoch hinaus wollten, ist eine alte Geschichte. Eine jede Tochter will stets etwas Besseres sein als ihre Mutter. Während die Mutter noch im häuslichen Kreise wirkt und schafft und somit auch ihren Teil zum Familienwohlstand beiträgt, ist der Sinn der Tochter nach außen gerichtet; sie will nicht am häuslichen Herde durch Bescheidenheit, Fleiß und Anspruchslosigkeit glänzen, sondern draußen auf der Straße oder im Salon sucht sie ihre Eroberungen zu machen; sie will wenig arbeiten, aber recht viel Vergnügen haben, und die Schmeicheleien, die ihr, da Jugend und Schönheit immer ihre Verehrer finden, widerfahren, betrachtet sie einfach als den Tribut, den ihr die Mitwelt schuldig ist. Leidet schon der Amerikaner im

allgemeinen an einer gewaltigen Portion Eigendünkel, so leidet die Amerikanerin doppelt daran; jede dünkt sich im mindesten so gut wie die Allerbeste und daher natürlich auch zu denselben Ansprüchen berechtigt. Hausarbeit zu verrichten, ist also bei vielen ein überwundener Standpunkt, denn wozu gäbe es sonst deutsche und irländische Dienstmädchen? Die Amerikanerin ist durchgängig eine fleißige Kirchengängerin und orthodoxe Christin; sie betrachtet daher die Arbeit mit dem Alten Testament als Fluch und weist auch aus dem Neuen schlagfertig nach, daß Jesus die müßige Maria gelobt, die geschäftige Martha aber getadelt hat. Herrlich wie Salomo gekleidet zu sein, ist ihr Wunsch und einziges Bestreben; wer sie heiratet, muß diesem Verlangen genügen können, das setzt sie als selbstverständlich voraus, denn wie sollte es sonst ein Mann wagen wollen, sich den Luxus einer Frau zu gestatten? Die Eigenschaften, welche zu einer glücklichen Ehe nötig sind, muß sich der Mann für beide anschaffen; hat er als Gatte eheliche Pflichten übernommen, so beansprucht sie nur Rechte, bei denen sie keine Einsprache duldet. Alles was sie verlangt, ist ihr der Herr Gemahl einfach schuldig; ihr Wort ist für ihn absoluter Befehl. So wenig wie wir begreifen können, daß hervorragende Männer des klassischen Altertums an die Aussagen der Orakel glaubten und dieselben zur Richtschnur ihres Handelns nahmen, so wenig können wir die Thatsache begreifen, daß der energische und unternehmende Yankee, dessen Fleiß, Ausdauer und Strebsamkeit sprichwörtlich geworden sind, in seinen vier Pfählen meistens die Rolle eines unterthänigen, liebenswürdigen und geduldigen Pantoffelhelden spielt. Er ist zu Hause faktisch Sklave seiner Frau und scheint dies auch ganz in der Ordnung zu finden. Dieses für den ersten Augenblick uns etwas sonderbar vorkommende Verhältnis hat übrigens seinen historischen Grund; die ersten Pioniere

Amerikas waren ihrer Zeit sehr froh, wenn sie nur eine Frau bewegen konnten, das Los eines Urwaldlebens mit ihnen zu teilen, und sie mußten natürlich ihre ganze Liebenswürdigkeit aufbieten, um ihnen einigermaßen Ersatz für die unmöglichen Annehmlichkeiten einer zivilisierten Umgebung zu leisten. Hatten die Frauen also ein großes Opfer gebracht, so mußte sich seinerseits auch der Mann zu Konzessionen verstehen, und das Aufgeben der häuslichen Autorität war unter den obwaltenden Umständen das Angenehmste, womit er ihr das Dasein versüßen konnte. Trotzdem ist er in den ersten Jahrzehnten der Besiedlung Amerikas manchem Pionier schwer geworden, in seine Blockhütte ein weibliches Wesen einzuführen; die Besiedler von Jamestown in Virginien gaben in Ermangelung des nötigen Kleingeldes oft hundertfünfzig Pfund Tabak für eine Frau, und trotzdem sie dafür sicherlich nur abgelagerte Ware erhielten, so glaubten sie doch noch ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Man sollte daher denken, die amerikanischen Ladies wären dem virginischen Kraute etwas abgeneigter, als sie es wirklich sind. Je weiter westlich man heute geht, desto größerer sozialen Rechte erfreut sich die Frau, und desto mehr wird sie, da die Männer daselbst in der Mehrzahl sind, auf den Händen getragen. Kein Wunder, daß man daher auch in dem fernen Wyoming so galant war, den Frauen alle politischen Rechte der Männer einzuräumen, so daß sie daselbst für die höchsten öffentlichen Ämter wählbar sind.

Im allgemeinen macht es auf den eingewanderten Europäer anfangs einen sonderbaren Eindruck, wenn er sieht, wie der folgsame Herr Gemahl das „Baby" schleppt, währenddem die Frau ruhig, höchstens einen Sonnenschirm tragend, neben ihm her stolziert, oder wenn jener mit dem Korbe auf den Markt geht und Fleisch und Gemüse für den Familienbedarf einkauft, währenddem die „Teure" zu

Hause im Schaukelstuhle sitzt und die Fortsetzung eines Romans in der täglichen Morgenzeitung liest. Wer nach amerikanischen Begriffen ein guter Ehemann sein will, muß ferner morgens das Feuer in der Küche anmachen und seine bessere Hälfte nicht eher wecken, als bis er das Frühstück fertig auf dem Tische stehen hat. Auch muß er sich für das ganze Leben die Goetheschen Worte:

„Bei den Launen schöner Frauen
Mußt du immer vergnüglich schauen"

fest ins Gedächtnis schreiben und als Thor zu jeder Zeit zu dem willig sein, was eine Thörin will. Stets muß er sich glücklich preisen, daß ihn überhaupt ein Mitglied des weiblichen Geschlechts zum Lebensgefährten gewählt hat; er muß sein wie ein mittelalterlicher Ritter, der seiner Holden zuliebe die gefährlichsten Wagnisse unternimmt, und darf ihr, wenn er nicht von der ganzen Gesellschaft in den Bann gethan sein will, durchaus nicht den Handschuh, den er, um seinen Mut zu beweisen, aus dem Löwenzwinger geholt hat, verächtlich ins Gesicht schleudern. Wiederum darf er nicht sein wie ein mittelalterlicher Ritter, der da mit Siegfried im Nibelungenliede denkt, man solle die Frauen so ziehen, daß sie üppige Reden unterwegs lassen, oder der mit Wolfram von Eschenbach spricht:

„Ich fleh' von Gott dem guten Weibe,
Daß stets im rechten Maß sie bleibe"

sondern er soll da lieber beim klassischen Altertum vorsprechen und den Ausspruch des Euripides, der um so wichtiger ist, weil jener Grieche bekanntlich ein unverbesserlicher Weiberfeind war: „Manch weises Wort kam auch von Frauen schon", beherzigen und sich an des Helden Ajax Schicksal erinnern, der, wenn er etwas mehr auf seine Frau gehört hätte, nicht blindlings unter die Säue gefahren wäre, so daß er sich später aus Scham selbst entleiben mußte. Wenn

nun aber Homer den Wert der Frauen mit Rindern vergleicht und der Spötter Aristophanes einen Bauer seine beiden Töchter für Schweine umtauschen läßt, so darf man darin durchaus keine Entwürdigung des Frauengeschlechts erblicken; denn jenen Dichtern erging's wie Bürger, der seine Molly nur in Diamanten in poetische Verbindung brachte: sie verglichen die Frauen einfach mit Gegenständen, die für sie den höchsten Wert und Nutzen repräsentierten. Bei Hirtenvölkern und Bauern gehören Rinder und Schweine sicherlich zu den irdischen Dingen, deren Besitz als ein unumgängliches Mittel zu ihrem Wohlstande anzusehen ist.

Da der Sinn vieler amerikanischer Frauen nur auf das Äußere gerichtet ist, so hat natürlich das eigentliche Familienleben mit seinen Sorgen und Mühen wenig oder gar keinen Reiz für sie, und sie ziehen daher auch das arbeitslose Leben in einem Kosthause vor; dort können sie sich ungestört dem süßen Nichtsthun hingeben, und an Abwechslung und Zerstreuung fehlt es gewöhnlich auch nicht. Viele Kinder zu haben, ist ein Luxus, den man gern den ungebildeten Eingewanderten überläßt; die amerikanische Lady aber liest nicht umsonst die Anzeigen ihrer englischen Zeitung.

Diese allerdings ungünstige Charakteristik wollen wir übrigens nicht auf alle amerikanischen Frauen angewandt wissen; denn nur ein oberflächlicher Blick in das Leben genügt, um zu zeigen, daß es immer noch eine schöne Anzahl tüchtiger, energischer und sich ihrer Pflichten wohlbewußter Frauen gibt, die es trefflich verstehen, sich in die Verhältnisse zu finden, und die mitunter, wenn es not thut, solches praktische Talent zur Erhaltung der Familien bekunden, wie man es unter Frauen anderer Nationalität selten findet. Dieselben sind jedoch, wie das Gute überhaupt, stets in der Minorität; im allgemeinen aber muß zugegeben werden, daß sich der Abscheu vor den häuslichen Arbeiten durch alle

Schichten der Frauenwelt erstreckt und daß man dieselben als etwas Herabwürdigendes betrachtet. Man sehe sich nur das Mädchen an, das, da seine Eltern nicht reichlich mit weltlichen Gütern gesegnet sind, gezwungen ist, einen Teil zu den Kosten seiner Erhaltung selber beizutragen; eine Stelle als Magd anzunehmen, dazu bequemt es sich nur im höchsten Notfalle; lieber näht es sich für einen Hungerlohn blind und schwindsüchtig oder übernimmt in irgend einer Fabrik die allerlangweiligste Beschäftigung. Dort ist die junge Dame abends und Sonntags Herrin über ihre freie Zeit; dann kann sie auf der Straße paradieren und ihren Putz zur Schau tragen, zu dessen Anschaffung oft ihr ganzer Verdienst verwendet wird. Solche Mädchen haben wenigstens etwas mit den alten Philosophen gemein — sie tragen alles, was sie besitzen, bei sich. Es ist merkwürdig, welche erstaunliche Virtuosität in dem vorteilhaften Herausputzen ihres Körpers sie besitzen. Sie treten auf wie Prinzessinnen und glauben, die gesamte Menschheit schulde ihnen die höchste Verehrung, und doch spielten sie wenige Augenblicke vorher noch die Rolle des duldenden Aschenbrödels; aber sobald sie den Paradeanzug anhaben, gerieren sie sich nicht mehr als Töchter armer Arbeiter; sie sind dann auf einmal maßlos in ihren Ansprüchen, und wehe dem, der die Berechtigung derselben nicht anerkennt. Man will genießen, und dieses verträgt sich nicht mit dem Sparen, was ja überhaupt auch nur die Sache des Mannes ist. Sich während der fünf oder sechs Jahre, die sie in den Fabriken beschäftigt sind, etwas für den zukünftigen Hausstand zurückzulegen, fällt ihnen nicht im Traume ein; haben sie doch am häuslichen Leben an und für sich wenig Geschmack; das Fabrikleben hat sie für jenes vollends unempfänglich gemacht.

Es ist wahr, das Flitterzeug, das unsere Mädchen zur Schau tragen, sticht in die Augen; auch ist es viel billiger

als der Anzug einer deutschen Bauerndirne, der dafür aber jahrelang hält, wohingegen die Kleider unserer Modenärrinnen schon nach wenigen Wochen in die Rumpelkammer geworfen werden müssen.

Es muß zugegeben werden, daß unsere Arbeiterverhältnisse in nahem Zusammenhange mit der Frauenfrage stehen. Durch die Großindustrie und die damit verbundene Zentralisation des Kapitals ist der schöne Mittelstand auf den Aussterbeetat gesetzt worden; jener Stand, der stets Hüter der echten Sitte und Bürgertugend gewesen ist, schwindet sichtlich von Tag zu Tag mehr und die Scheidung der Menschheit in zwei sich feindselig gegenüberstehende Klassen, wie dies bereits in England der Fall ist, vollzieht sich zusehends. Dieser Umstand aber nährt die Sucht, wenigstens reich zu erscheinen, — eine Sucht, welche bekanntlich schreckliche Opfer fordert, indem dadurch stets die Moral und der Sinn für Häuslichkeit untergraben wird. Der Besitz eigner Wohnungen wird dadurch fast zur Unmöglichkeit; die düsteren Kellerwohnungen aber oder die kahlen und öden Miethskasernen lassen keinen Sinn für Häuslichkeit aufkommen. In einem fremden Hause fühlt man sich an und für sich nie heimisch; man richtet sich selten, weil man ja seine Wohnung oft wechseln muß, bequem und wohnlich ein und hat überhaupt keine Freude an seinem Heimwesen. Das Sprichwort: „Eigner Herd ist Goldes wert" ist außer Kurs gesetzt worden. Die Großindustrie raubt der Familie nicht allein den Vater, sondern auch die Mutter; die Ehe wird demoralisiert, und es ist daher kein Wunder, daß so häufig über die schmerzlich vermißte Kinderliebe geklagt wird. Auch ist das Kind mitunter eine lästige Bürde und das sogenannte „amerikanische Verbrechen" ist daher im Schwange. Die Bande der Ehe und der Eltern- und Kindesliebe sind gelockert und kein Stimmrecht vermag diesen sozialen Übelstand zu heilen.

Man lebt ruhig in den Tag hinein; nach uns mag die Sündflut kommen. Bankrotte und Ehescheidungen sind an der Tagesordnung; erstere, in die sehr oft die schwachen Ehemänner infolge der maßlosen Ansprüche ihrer Frauen gestürzt werden, sind einfach ein geschäftliches Manöver, und letztere, an deren erstaunlicher Zahl unsere laxen Gesetze auch einen Hauptanteil tragen, sind meistens die Folge des Umstandes, daß man stets nach dem äußern Scheine urteilt und vor der ewigen Verbindung die Prüfung vergißt. Und auf letztere legt man deshalb keinen Wert, weil man im voraus weiß, daß einem eine gerichtliche Trennung leicht gemacht worden ist.

Der Frau muß also, um eine Besserung dieser Verhältnisse anzubahnen, vor allen Dingen die Überzeugung beigebracht werden, daß sie der menschlichen Gesellschaft mehr nützt, wenn sie ihre Pflichten im Familienkreise erfüllt, als wenn sie sich am Stimmkasten herumdrückt und das Wohl des Landes durch die Abgabe ihrer Stimme zu retten sucht. Es ist aber ein krankhaftes Zeichen unserer Zeit, daß sich die Frauen mit einer wahren Manie in alle von den Männern bis jetzt okkupierten Gebiete zu drängen suchen und daß sie nicht mehr wie bisher das Departement des Innern, sondern das des Äußern verwalten wollen.

Ein jeder Berufszweig ist ihnen ja offen; sie können Lehrerinnen, Ärztinnen, Advokatinnen, überhaupt irgend etwas werden; nur können sie nach den bisherigen Gesetzen kein öffentliches Amt bekleiden, und weil ihnen diese Beschränkung nicht gefällt, so sind einige Mannweiber so sehr auf das allgemeine Stimmrecht für das weibliche Geschlecht erpicht, wie weiland Shylock auf sein Pfund Fleisch. Haben sich doch auch im griechischen Olymp die Götter und Göttinnen in die himmlischen Geschäfte geteilt; warum also sollten die freien Amerikanerinnen weniger beachtet werden?

Doch da vergißt man, daß dort von einem Olymp der Dichter die Rede ist und daß unser gewöhnliches Leben nicht mit jenen phantastischen Zuständen verglichen werden kann; fernerhin sollte man auch bedenken, daß das olympische Dasein sicherlich ruhiger verlaufen wäre, wenn die Göttinnen sich weniger aktiv verhalten hätten.

Hört man die Reden jener größtenteils aller Weiblichkeit baren Apostel an, so sollte man glauben, es gäbe kein unglücklicheres Geschöpf auf der ganzen Erde als eine Frau; der Neger des Südens und der ungebildete rohe Ausländer erfreuen sich des Stimmrechts, das arme Weib aber muß sich geduldig von diesen männlichen Barbaren regieren lassen und sich ruhig in die von denselben erlassenen Gesetze fügen, einerlei, ob es damit zufrieden ist oder nicht. Heißt man dies Recht, heißt man dies demokratische Gleichheit, heißt man dies Galanterie? O, diese Männer! In der Poesie vergöttern sie die Frauen, zu Hause sind sie die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit selber, treten sie aber hinaus in ihre politische Versammlung, so schließen sie uns aus und erklären uns unwürdig, ihnen zur Seite zu stehen. Wo bleibt denn da die Konsequenz? Ist nicht der Mann der abgefeimteste Heuchler auf Gottes Erdboden? Krieg daher ihm und seinem Namen auf alle Zeiten!

Einer Frau politischen Verstand abzusprechen, geht doch gegen alle Lebensart; hatte man doch schon im Altertume Prophetinnen, und welche Fortschritte sind doch inzwischen in der Verallgemeinerung der Bildung gemacht worden! Prophetinnen hatte man allerdings; nach denselben Berichten aber auch zu gleicher Zeit Hexen.

Gott hat die Menschen nach seinem Bilde geschaffen und dieselben zu Herrschern der Erde gemacht, folglich ist es also klar, daß auch die Frau ein Ebenbild Gottes und daher mit dem Manne zugleich zum Herrscher berufen ist. Aber

war es nicht die Frau, die sich verführen ließ und so den Grund zum Elende auf der Welt legte?

Im Jahre 1848 nahmen mehrere starkgeistige Frauen in einer Versammlung zu Seneca Falls eine Unabhängigkeitserklärung an, worin sie sagten, daß alle bestehenden Gesetze, welche den Frauen nicht die gleichen Rechte mit den Männern einräumten, nicht die nötige Autorität besäßen, denn Gesetze sollten keinen Geschlechtsunterschied anerkennen, sondern alle Bürger gleichmäßig behandeln. Da nun die Frau ebenfalls lebhaften Anteil an der Wohlfahrt des Landes nähme, so sei es eine Schmach und Schande, ihr die politischen Rechte vorzuenthalten, die man doch so bereitwillig jedem männlichen Geschöpfe, das nicht wert sei, ihr die Schuhriemen zu lösen, einräume.

Jene Bewegung wurde damals von den meisten Zeitungen verlacht und verspottet; da aber der Spott kein Gegenargument ist und überhaupt nur momentan bei nichtdenkenden Menschen zu wirken vermag, so that derselbe der einmal inaugurierten Bewegung durchaus keinen Eintrag, sondern dieselbe wuchs vielmehr von Tag zu Tag, und jetzt vergeht kein Jahr, ohne daß der Kongreß nicht mit ellenlangen Petitionen zur Annahme des 16. Amendements in die Bundeskonstitution bestürmt wird. Auch darf man durchaus nicht mehr daran zweifeln, daß es den jetzigen für das Stimmrecht wirkenden Frauen bloß darum zu thun ist, ihre eigne Person durch die betreffende Agitation in den Vordergrund zu drängen, sondern daß sie vielmehr steif und fest daran glauben, das Heil der Menschheit dadurch zu befördern. Jene Bewegung hat unstreitig festen Fuß gefaßt und verlangt eine ernstliche Erörterung; die Zeit, sie mit faden Witzen abzufertigen oder sie gänzlich zu ignorieren, ist vorbei. Der Wirkungskreis der Frauen hat sich von Jahr zu Jahr erweitert; sie haben stets an Terrain gewonnen, und da hier

eine Reaktion auf diesem Gebiet nicht zu befürchten ist, so sollte es mich gar nicht wundern, wenn das Verlangen der Frauen zur Thatsache und die politische Gleichstellung der Geschlechter in Szene gesetzt würde; Amerika ist das Land des politischen Fortschritts und als solches berufen, alle sozialen Probleme durch die Praxis zu erproben. In jeder Neuerung sieht natürlich stets der eingefleischte Pfahlbürger den Anfang des nationalen Ruins, und es wurmt ihn, wenn er späterhin eingestehen muß, daß er ein falscher Prophet gewesen ist. Die Welt schreitet voran, und will man gerade nicht der erste sein, der sich mit dem Neuen aussöhnt, so soll man aber auch nicht der letzte sein, der veraltete Anschauungen ablegt.

Ich habe mich redlich durch zahlreiche, die Frauenfrage freundlich und feindlich behandelnde Werke hindurch gearbeitet und muß offen gestehen, ich habe keinen stichhaltigen Grund dafür gefunden, daß dem weiblichen Geschlechte politische Rechte verweigert werden sollten. „Besteuerung ohne Repräsentation" ist nicht allein zur Zeit unseres Unabhängigkeitskrieges, sondern auch zu allen Zeiten eine nicht zu entschuldigende Ungerechtigkeit gewesen. Man sagt, der Staat brauche auch die Familie und dieselbe werde im öffentlichen Leben durch den Mann repräsentiert, nun aber gehören nicht alle Mitglieder des Staates einem engeren Familienverbande an; es gibt begüterte Witwen und alte Jungfern, denen man die Steuern ebensogut abnimmt wie den Männern, ohne ihnen aber die Erlaubnis zu gewähren, über die Verwendung derselben ein Wort mitzureden. Sie sollen zahlen und sich im übrigen ruhig verhalten. Eine verheiratete Frau hat schulpflichtige Kinder; aber auf die Erziehung derselben in den öffentlichen Anstalten darf nur der Mann seinen Einfluß ausüben, als ob sie nicht dasselbe Interesse daran nähme! Man sagt da, die Frau sei körperlich

schwächer und zarter organisiert als der Mann und könne daher nicht alle Bürgerpflichten erfüllen, weshalb ihr auch nicht alle Rechte gewährt werden sollten; so sei die Frau unfähig, im Kriegsfalle Soldat zu werden. Letzteres geben wir gerne zu, aber da die Kriege dahier von seltener Erscheinung sind und überhaupt nicht lange dauern, so sollte man von einem derartigen schnell vorübergehenden Zustande die Lösung einer wichtigen Rechtsfrage nicht abhängig machen. Daß zu politischen Bürgerrechten starke Arme und Muskeln gehören, ist eine Ansicht, die der mittelalterlichen Faustrechtszeit würdig ist. Sollte die Kriegstüchtigkeit in bezug auf das Stimmrecht den Ausschlag geben, so müßte konsequent auch ein jeder männliche Krüppel, Schwächling oder Greis von demselben ausgeschlossen sein. Allgemeine Menschenrechte haben weder mit Geschlecht, Farbe oder Stärke des Individuums etwas zu thun.

Alle Gouverneure von Wyoming stellen der dortigen praktischen Ausführung des Frauenstimmrechts das günstigste Zeugnis aus und sagen, daß sich dasselbe zur Hebung der öffentlichen Moral äußerst wohlthätig gezeigt habe. In New Jersey hatten früher 31 Jahre lang die Frauen das Stimmrecht, doch war das Resultat durchaus kein günstiges. Sie gingen nur die ersten Jahre der Neuheit wegen an den Stimmkasten, danach aber blieben sie meistenteils zu Hause; ja, einige sollen sogar an einem Tage so oft gestimmt haben, wie es manche Irländer in New York zu thun pflegen.

Es muß die Thatsache zugestanden werden, daß die meisten Frauen jenes Recht durchaus nicht verlangen; wäre das Gegenteil der Fall, sie hätten es sicherlich schon längst. Aber die Zahl der dafür schwärmenden und Agitierenden ist in der Zunahme begriffen.

Die deutsch-amerikanischen Frauen haben sich mit wenigen Ausnahmen jener Bewegung gegenüber ziemlich kühl

verhalten, weil sie das Herauszerren der Frau aus dem Heiligtume des Hauses und der Familie als eine Entheiligung ihres Geschlechts betrachten und weil sie in bezug auf ihre Wirksamkeit der manchen allerdings altväterisch klingenden Ansicht sind, die Riehl in seinem Buche über die Familie vertritt. Von Emanzipation wollen sie größtenteils nichts wissen, und die zigarrenrauchenden und sporenklirrenden Weiberrechtlerinnen im Bloomeranzuge sind ihnen, wie überhaupt jedem vernünftigen Menschen, ein Greuel.

Die Idee wahrer Weiblichkeit, wie sie uns überliefert, aber schwer zu definieren ist, verträgt sich allerdings schlecht mit der politischen Agitation. Es kommt uns sonderbar vor, daß die holden Töchter Amerikas, deren Großmütter ihre wenigen Mußestunden mit Stricken und Weben ausfüllten, laut an die Thore der Gesetzeshallen pochen und stürmisch Einlaß begehren. Eine politisierende Frau wird nur dann gegen Vorurteile geschützt sein, wenn unsere Ansichten über Weiblichkeit, Häuslichkeit und Ehe eine gründliche Umgestaltung erfahren haben. So lange dies nicht der Fall ist, glauben wir noch mit dem alten Goethe, daß uns das „Ewigweibliche hinan zieht“. Wir glauben bis dahin ferner noch mit Schiller, daß, während der Mann in friedlichem Leben wirkt und schafft, die Frau im häuslichen Kreise als Schutzgeist des Wahren, Guten und Schönen walten und den Gewinn mit ordnendem Sinn vermehren soll.

Unsere Amerikanerinnen teilen jedoch eine derartige Mondscheingesinnung nicht; sie sind lange nicht so sentimental und schwachbesaitet, wie sie aussehen. Die Roheit des politischen Treibens am Stimmkasten würde sie ebensowenig abschrecken, wie den Mann; wenn sie aber glauben, sie würden dort, wo sie sich in die Sphäre des Mannes drängen, etwa mit Glaceehandschuhen behandelt, und es würde dort weniger geflucht und seichtere Bäche von Tabaksjauche aus-

gespuckt werden, so dürften sie sich doch irren. Der ordnungsliebende Bürger weilt so wie so schon nur kurze Zeit am Stimmkasten; er gibt sein Votum ab und macht dann so schnell wie möglich, daß er aus dieser unangenehmen Sphäre kommt. Der professionelle Politiker hingegen, der, was die Natur der Sache hier mit sich bringt, ein abgebrühter Charakter sein muß, bekümmert sich in seinem Treiben wenig um die Anwesenheit von stimmenden Frauen; höchstens sucht er bei ihnen durch fade Schmeicheleien, die hier ja doch nur wie Hohn klingen, für sich Propaganda zu machen. Ob durch die Gegenwart der Frauen in Zukunft mehr Anstand bei den Wahlkämpfen beobachtet wird, ob eine Frau, im Falle sie als Kandidatin auftreten sollte, weniger vor der Presse und dem Publikum Spießruten laufen muß, wie es bei den männlichen Kandidaten ohne Ausnahme der Fall ist, ist eine Frage, deren Beantwortung wir vorläufig dahingestellt sein lassen wollen; wenn sie bejahend zu beantworten ist, so sollte es uns aufrichtig freuen.

Die Einführung des Frauenstimmrechts ist nun sicherlich außer der dadurch notwendig erwachsenden Mehrausgabe für die politischen Wahlen noch mit mannigfachen Umständen verknüpft, die eine ernste Beachtung wohl verdienen. Da sich unsere deutschen Frauen schwer dazu bereden ließen, die politische Arena zu betreten, so erhielt das nativistische Knownothing- und Temperenz-Element dadurch eine nicht zu unterschätzende Stärke. Phobe Cozzens erklärte im Jahre 1869 auf der Frauenkonvention zu St. Louis, daß die Einführung des Frauenstimmrechts gleichbedeutend mit der Aufhebung aller Trinklokale sei. Wer überhaupt den Reden der Frauenrechtlerinnen Aufmerksamkeit geschenkt hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß der Deutsche mit seinen freien Ansichten stets zum Gegenstande bitterer Angriffe gemacht wird. Der widerwärtige Temperenzapostel Murphy hat seine Haupt-

anhänger unter den Frauen; ohne ihre Unterstützung wäre er schon längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen. Wer übrigens den runzligen und mit Gott und der Welt zerfallenen Frauen, die vor wenigen Jahren die Wirtschaften westlicher Städte durch Singen, Beten und sonstiges Lärmen zur Erzwingung einer allgemeinen Enthaltsamkeit unsicher machten, das Stimmrecht erteilte, der sollte es unbedingt auch allen Insassen der Irrenhäuser gewähren. Außerdem sind zu allen Zeiten die Frauen die Leibgarde der Pfaffen gewesen, und da dies besonders in Amerika der Fall ist, so ist es kein Wunder, daß die meisten Geistlichen mit dem unvermeidlichen Beecher an der Spitze so sehr für das Frauenstimmrecht schwärmen.

Daß es den Frauen an der nötigen Intelligenz zur Übernahme politischer Verpflichtungen fehlt, wird wohl niemand im Ernste behaupten wollen; dasselbe machte man auch bei den Negern nach ihrer Emanzipation geltend, aber die Geschichte hat gezeigt, daß die Erfahrung noch immer die beste Lehrmeisterin ist.

Übrigens ist bis jetzt nur eine geringe Majorität der Frauen geneigt, aus ihrer bisherigen Sphäre herauszutreten, und die Indifferenz der großen Masse ist bis jetzt das hauptsächlichste Hindernis, das dem Frauenstimmrecht im Wege steht. Andere, wirklich stichhaltige Gründe, weshalb es ihnen vorenthalten werden soll, habe ich, wie bereits bemerkt, nirgends entdecken können. Vielleicht stände es mit jener Bewegung besser, wenn sich weniger verdächtige Charaktere derselben angenommen hätten, und diese weniger herausfordernd und beleidigend aufgetreten wären. Es scheint aber einmal in der Natur der Sache zu liegen, daß alle religiösen wie sozialen Reformer ihre Idee nicht allein für unfehlbar halten, sondern daß sie sich auch die erdenklichste Mühe geben, sie der Mit- wie Nachwelt aufzuzwingen, und daß sie jeden

als eingefleischten Reaktionär betrachten, der sich nicht augenblicklich bereit findet, zu ihrer Fahne zu schwören.

Den amerikanischen Frauen ist die Sucht zu glänzen eigen. Sie sind ihr ganzes Leben hindurch die unterthänigsten Sklavinnen der allmächtigen Mode und verschmähen es selbst nicht, sich als Heldinnen der gemeinsten Skandalgeschichten aufzuwerfen, wenn sie sich nur dadurch „prominent" machen können. Jener berühmte Grieche schnitt einst seinem Hunde den Schwanz ab, damit die Leute wieder von ihm redeten; die amerikanische Lady aber büßt gern öffentlich alle Ehre ein, wenn sie nur dadurch zur Heldin des Tages wird. Damit verknüpft sie aber zugleich ein wunderbares Geschäftstalent und eine sichere Kenntnis des öffentlichen Geschmacks. Sie weiß, daß dem amerikanischen Publikum nichts willkommener ist als eine sogenannte Sensation, und da die Zeitungen bereits genügend Reklame für sie gemacht haben, so weiß sie, daß die Neugierde, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, den höchsten Punkt erreicht hat, weshalb das Abhalten einer öffentlichen Vorlesung oder der Anschluß an eine schauspielernde Wandertruppe sich für sie als lukratives Geschäft herausstellen wird. So ist es die Neugierde, welche die Leute in Woodhulls Vorlesungen treibt; auch Beecher verdankt demselben Beweggrund seine vollen Häuser mehr als dem Zauber seiner Beredsamkeit.

Vielen Frauen geht es wie dem Schuster im Lumpaci-Vagabundus: die Welt gefällt ihnen soweit ganz gut, nur sind sie mit ihrem bisherigen Handwerke unzufrieden; sie sehnen sich einmal, in die Sphäre der Männer einzutreten. Alle Berufszweige sind ihnen, wie im Eingang gesagt, offen; auch haben sie dieselben Gelegenheiten zur geistigen Ausbildung wie der Mann, und wenn sie sich derselben nicht bedienen können oder wollen, so wird ihnen das Stimmrecht wahrhaftig keine Hilfe bringen.

Die Berufszweige der Frauen haben sich von Jahr zu Jahr erweitert, und in zahlreichen Fabriken, in denen man vor zehn Jahren ausschließlich männliche Arbeiter erblickte, sieht man jetzt nur Mädchen beschäftigt. Auch hat sich im Laufe der Zeit ihre Bezahlung bedeutend gebessert. Die in den Buch- und Zeitungsdruckereien als Setzerinnen arbeitenden Mädchen erhalten denselben Lohn wie die Männer; in den New Yorker Schriftgießereien verdienen viele Mädchen von zehn bis fünfzehn Dollar Wochenlohn. Die Näherinnen werden natürlich stets am schlechtesten bezahlt, und zwar aus dem höchst einfachen Grunde, weil dieses Fach überfüllt ist.

Der verstorbene Horace Greeley gab einem jungen Manne den Rat, ein Handwerk zu erlernen, einerlei, was er späterhin werden wolle; denselben Rat könnte man auch denjenigen unserer jungen Mädchen geben, die da nicht wissen, daß sie eine Bekanntschaft mit den vielen häuslichen Arbeiten eher an das Ziel ihrer Wünsche bringt, als die vermeintliche Selbständigkeit. Diejenige, die arbeiten und sich selbst zu ernähren gelernt hat, ist seltener dem Versuche, sich dem Laster in die Arme zu werfen, ausgesetzt, auch braucht sie sich nicht jedem Subjekte, das ihr eine Heimat und sorgenfreie Existenz bieten kann, aus Nahrungssorgen als Gattin antrauen zu lassen. Müßiggang ist stets aller Laster Anfang; das Mädchen, das da wie die Lilien weder säet noch erntet, aber trotzdem ebenso herrlich gekleidet sein will, kennt nichts als die Befriedigung seiner Ansprüche; geht es eine eheliche Verbindung ein, so spricht dabei nicht das Herz, sondern nur der kalte Verstand mit; Liebe kann man ja in der Ehe leichter als Geld entbehren. Der Luxus, der zu allen Zeiten der Totengräber häuslichen Glückes war, ist bei den meisten Mädchen eine Macht geworden, der sich alles andere unterordnen muß.

Man klagt nun hin und wieder nicht mit Unrecht, daß die weibliche Arbeit im allgemeinen schlecht bezahlt werde, und alle schreienden Weiberrechtlerinnen haben noch nichts dagegen zu thun vermocht. Wer aber unter den Frauen sucht Arbeit? Erstens einige Mädchen, die arme Eltern haben und zu Hause überflüssig sind; zweitens Frauen, die ehelichen Schiffbruch gelitten haben, und drittens Witwen, denen der Tod ihren Ernährer geraubt hat. Sie suchen, da jede Beschäftigung für sie neu zu erlernen ist, natürlich die leichteste auf, die dann stets überfüllt ist.

Auch suchen sie nur Beschäftigung für kurze Zeit. Die Gelegenheit, lohnende Arbeit in den Fabriken zu erhalten, ist also nicht sehr groß; ein ihnen zusagendes Handwerk haben sie nicht gelernt und eine Stelle als Magd anzunehmen entspricht ihren Ansichten von Unabhängigkeit nicht.

Auch die gelehrte Laufbahn ist der Frau längst erschlossen; sie kann Lehrerin, Ärztin, überhaupt irgend etwas werden. Als im Jahre 1820 in der New Yorker Legislatur der Antrag gestellt wurde, Anstalten zur Heranbildung von Lehrerinnen für die öffentlichen Schulen zu treffen, da lachten viele und riefen spöttisch aus: Was, unsere Söhne, die zukünftigen Senatoren, Minister und Präsidenten von Amerika sollten wir von Frauen erziehen lassen? So etwas kann nur der verlangen, der von Rechtswegen im Irrenhause stecken sollte! Heute aber sind von allen an den öffentlichen Lehranstalten wirkenden Personen neunzig Prozent Frauen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß alle pessimistischen Prophezeiungen zu schanden gemacht worden sind. Unsere Knaben sind durch den weiblichen Einfluß durchaus nicht verweichlicht worden, was man mit der größten Bestimmtheit erwartete; der Grund dafür ist ein äußerst einfacher: unsere Lehrerinnen sind nämlich durchaus nicht so weichherzig oder weiblich angekränkelt, wie man gewöhnlich glaubte; jene die

Amerikanerinnen charakterisierende Herrschsucht kommt ihnen trefflich zu statten, und da die Jungen infolge häuslicher Erziehung von der Idee beseelt sind, einem weiblichen Wesen müsse man unbedingt Gehorsam leisten, so wird es ihnen noch viel leichter als den männlichen Lehrern, ihre Autorität zu behaupten.

Auch als Ärztinnen für Frauen- und Kinderkrankheiten leisten diejenigen Frauen, die sich bis jetzt diesem Berufe gewidmet haben, ganz Vorzügliches; sie haben hier ein großes und dankbares Gebiet, und es ist wahrlich im Interesse der Frauen zu bedauern, daß sich bis jetzt dieser Thätigkeit so verhältnismäßig wenige gewidmet haben. Allerdings ist die Ausübung und Erlernung eines derartigen Berufes mit so vielen Mühen und Unannehmlichkeiten verknüpft, daß sich viele davor fürchten und keine Lust in sich verspüren, auf diesem Gebiete mit den Männern zu konkurrieren.

Zur Betretung einer gelehrten Laufbahn sind natürlich entsprechende Vorkenntnisse nötig, die nicht jedermanns Sache sind. An Frauen aber stellt man in dieser Hinsicht doppelte Anforderungen, und können sie denselben nicht genügen, so wissen sie sehr gut, daß dadurch das existierende Vorurteil gegen sie nur neue Nahrung erhält.

Gegen die Bildung der Frauen überhaupt aufzutreten und zu fragen, wozu ihnen eine solche nütze, kann nur der thun, der mit Euripides verlangt, daß die Frauen „in Einfalt brütend still im Hause sitzen sollen“, und der überhaupt ein Feind einer Verbreitung der Bildung ist. Nicht bei einer gebildeten, sondern nur bei einer verbildeten Frau kann man erwarten, daß Kenntnisse mit häuslichen Pflichten in Konflikt geraten. Eine wirklich gebildete Frau, die zugleich auch die Eigenschaften einer Hausfrau in sich vereinigt, eignet sich sicherlich besser für Kindererziehung als eine dumme und geistig beschränkte. Oder sollten die Frauen

wirklich an dem Fortschritt der Kultur keinen bescheidenen Anteil nehmen dürfen? Zur gelehrten Ausbildung der Frauen sind nun in Amerika vor allen Ländern der Welt die trefflichsten Anstalten vorhanden. In Europa sind ihnen bis jetzt die Universitäten von Zürich und Genf unter denselben Bedingungen geöffnet wie den Männern, und gestützt auf die in den letzteren gemachten Erfahrungen, spricht sich Vogt äußerst günstig über den Fleiß und die Auffassungsgabe der Frauen aus. Mit den pseudonaturwissenschaftlichen Beweisen, daß die Frauen für streng wissenschaftliche Studien nicht geschaffen seien, möge man endlich einmal zu Hause bleiben; auch mögen die pedantischen Tugendritter, die da stets behaupten, ein gemeinschaftliches Studium beider Geschlechter untergrabe die Moral, ebenfalls ruhig sein und sich eines Besseren belehren lassen.

Nach der „Womans Tribune“ vom 22. März 1879 sind von den 311 Colleges der Vereinigten Staaten 170 den Frauen geöffnet; darunter befinden sich allerdings nicht Harvard und Yale, wohl aber Antioch, Oberlin, Michigan, Vassar u. s. w., und so haben die Frauen Gelegenheit genug, um Jurisprudenz, Medizin, Astronomie, alte und neue Sprachen und alle Zweige der Naturwissenschaft studieren zu können. Im Oberlin College und an der Michigan University benutzen die Jünglinge und Jungfrauen die Lektionszimmer zur gleichen Zeit, und es wird einstimmig zugestanden, daß diese Einrichtung auf die Sitten und den Fleiß der jungen Männer einen heilsamen Einfluß ausgeübt hat. Roheiten kommen seltener im Universitätsgebäude vor, und daß die Männer sich nun anhaltender und mit größerem Ernste ihren Studien widmen, hat seinen Grund darin, weil sie hinter den Jungfrauen nicht zurückbleiben wollen; denn letztere hat die Liebe zur Wissenschaft auf die Universität getrieben und ihr Fleiß ist daher ein ganz außerordentlicher.

Dieser Wettstreit ist sicherlich ein edler und gereicht beiden Teilen zur Ehre und zum Vorteile.

Ein Institut wie das Vassar College gibt es in der ganzen übrigen Welt nicht. Die jungen Damen studieren daselbst alles mögliche: Mathematik, Chemie, Botanik, Physik, Philologie, Astronomie u. s. w. Letztere wird von Fräulein Mitchell gelehrt, die bekanntlich einen Planeten zweifelhafter Größe entdeckt hat. Es ist dies ausschließlich eine Damenuniversität; wenn nun die übrigens gemäßigte Weiberrechtlerin Dall in Boston verlangt, daß der weiblichen Jugend Amerikas alle Lehranstalten des Landes geöffnet sein sollten, so könnte man füglich auch den Eintritt junger Männer in das Vassar College fordern; da dieses nun bis jetzt noch nicht geschehen ist, so ist es schwer zu sagen, ob sie daselbst mit offenen Armen aufgenommen würden.

Aus dem bisher Gesagten geht deutlich hervor, daß man hier in Amerika den Frauen einen ungemein großen Wirkungskreis eingeräumt hat und daß die Klagen der Weiberrechtlerinnen über die Sklaverei ihres Geschlechts größtenteils unbegründet sind. Aber nicht allein im sozialen Leben, sondern auch vor den Landesgesetzen erfreuen sie sich einer bevorzugten Stellung. Jeder Richter wird der Frau stets das niedrigste Strafmaß zuerkennen, und die bestehenden Ehegesetze sichern der Frau dem Manne gegenüber die größten Vorteile zu. Im Staate New York kann die Frau in ihrem Namen Eigentum erwerben und ohne die Einwilligung ihres Mannes veräußern; wohingegen der letztere ohne ihre Erlaubnis nicht über seine Besitzungen verfügen darf. Dadurch aber wird die Ehe zu einem Institut erniedrigt, das nicht einmal den Wert eines Partnerships hat, indem in einem solchen alle Geschäfte doch gemeinsam verwaltet werden und jeder Teilhaber für den anderen haftbar ist. Auch in der Ehe sollte ein gemeinsames Interesse herrschen; die

Weiberrechtlerinnen aber lehren, der Mann sei ein Tyrann, dem gegenüber jede Frau ihr Sonderinteresse wahren müsse.

Das Schönste ist nun, wenn sich die Frauen zur Bekräftigung ihrer Wünsche auf die Bibel stützen, die ja bekanntlich, da sie „göttlichen Ursprunges“ ist, eine wahre Fundgrube der Beweise für alle möglichen Ansichten liefert. Wenn nun im ersten Korintherbriefe, Kap. 14 Vers 34, Paulus schreibt: „Eure Weiber lasset schweigen unter der Gemeinde; denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern unterthan sein, wie das Gesetz sagt“, und es Timoth. I Kap. 2 Vers 12 heißt: „Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei“, so ist dies natürlich nicht so streng zu nehmen; gab's denn doch auch zur Zeit Jesu eine Prophetin Hannah, die im Tempel fastete, betete und die Ankunft des Heilandes pries. Deshalb nehmen denn auch die Methodisten durchaus keinen Anstand, Frauen zuweilen für das Predigtamt zu lizensieren, denn sie sehen darin ein äußerst wirksames Zugmittel, die neugierige Masse zu fesseln. Christus hat übrigens keine der ihm folgenden Frauen zum Predigen aufgefordert, trotzdem dieselben sicherlich ebenso „klug“ waren wie seine Jünger. In bezug auf biblische Beweise behält der alte Hudibras ewig recht:

„Zwar was die Bibel spricht, verfängt,
Doch ist man nicht zu sehr beengt,
Mit Witz und tausend Schlangenwegen
Sie nach Bedürfnis auszulegen.“

Etwas aber steht in der Bibel über die Hausfrau, das ich mit beiden Händen unterschreiben möchte. Es findet sich im 31. Kapitel der Sprüche Salomonis und heißt also:

„Wem ein tugendsames Weib beschert ist, die ist viel edler als die köstlichsten Perlen.

Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln.

Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang.

Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen.

Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt.

Sie stehet des Nachts auf und gibt Futter ihrem Hause und Essen ihren Dirnen.

Sie denkt an einen Acker und kauft ihn; und pflanzet vier Weinberge von den Früchten ihrer Hände.

Sie gürtet ihre Lenden fest und stärket ihre Arme.

Sie merkt, wie ihr Handel Frommen bringt; ihre Leuchte verlöschet des Nachts nicht.

Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel.

Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen.

Sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee, denn ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleider.

Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist; und wird hernach lachen.

Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugeht, und isset ihr Brot nicht mit Faulheit.

Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände; und ihre Werke werden sie loben in den Thoren."

Diese Ansichten dürften den Frauenrechtlerinnen, die sich durchaus nach der Sphäre des Mannes sehnen und mit dieser Sehnsucht ihr ganzes Leben vergeuden, durchaus nicht in ihr Programm passen.

Arbeiten also soll die Frau vorzugsweise im häuslichen

Kreise; auch soll sie ihren Mund mit Weisheit aufthun und sich nicht benehmen wie die Abderitinnen im Naturalienkabinet des Demokritos. Bei aller Erziehung des Mädchens sollte daher dem zukünftigen Berufe desselben als Gattin und Erzieherin ihrer Kinder die Hauptaufmerksamkeit geschenkt werden; geschieht dies nicht, so ist sie eine gründlich verfehlte. Die Basis der Gesellschaft ist immer noch die Familie, in welcher der Mann der Ernährer, die Frau hingegen die Verwalterin der inneren Angelegenheiten ist. Da wo die Frau zum Erwerb beitragen muß, befindet sich die Gesellschaft in einem Krankheitszustande. Das junge Mädchen mag noch so viele lateinische und griechische Vokabeln in die Ehe bringen, auch sich vorher wie einige Bostoner Ladies mit dem Devamaggari-Alphabet des Sanskrit abgequält haben, im Studium eines praktischen Kochbuchs wird ihr Herr Gemahl doch eine wertvollere Mitgift erblicken. Wenn es auch die meisten Amerikaner nicht auszusprechen wagen, sie denken doch alle mit dem alten Goethe:

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht alles nähme zu genau,
Und die zugleich am besten verstände,
Wie ich mich selbst am besten befände.“

Die im Dienste der Häuslichkeit auf die Wangen gearbeitete Röte schmückt mehr als alle Verschönerungsmittel der Apotheken. Die Freude, die einer durch Nachtwachen geschwächten Frau ein lächelnder Blick ihres genesenden Kindes bereitet, würde sie nicht für alle Triumphe und Lorbeerkränze einer Priesterin des Thespiskarrens vertauschen.

Unsere Gesellschaft, wie sie einmal besteht, beruht auf Arbeitsteilung, und innerhalb der Familie kann eine Frau mehr zum Wohle der Menschheit wirken als außerhalb derselben. Diejenige, die nun gern die Rollen vertauscht haben

möchte, mag sich einfach mit ihrem Manne abfinden; gesetzlich sollte ihr wenigstens nichts im Wege stehen.

In dem „National Citizen", einer in Syracuse, N. Y., erscheinenden Frauenzeitung, las ich kürzlich in der 8. Nr. des 4. Bandes, daß eine gewisse Miß Yocums in Kittidal Valley, Oregon — bekanntlich eine nur für starkgeistige Leute geeignete Gegend — sich ein Stück Kongreßlandes erworben, es eingezäunt, ein Haus darauf gebaut und 612 Bushel Getreide gezogen und nebenbei noch Schule gehalten habe. Sie will nicht eher heiraten, als bis sie einen Mann ernähren könne. So etwas lasse ich mir gefallen; jene Schulmeisterin erkennt doch wenigstens das Prinzip der Arbeitsteilung an; auch glauben wir, daß, wenn sie gerade nicht bucklig ist, sie unter sothanen Verhältnissen zur Zeit schon einen „Anbeter" finden wird.

Das amerikanische Temperenzwesen.

Zum Existenzbedürfnis der Amerikaner gehört eine ziemlich regelmäßig auftretende Sensation, die ihnen Gelegenheit gibt, ihrer teilweisen abnormen Gefühlsrichtung Ausdruck zu verleihen. Worin diese Sensation nun immerhin bestehen möge, sie wird stets ein Echo in der für öffentliche Demonstrationen so sehr empfänglichen Brust der englischredenden Eingebornen finden; alles andere ist auf einmal vergessen, ihre Seele ist ausschließlich durch sie absorbiert, und wehe der Zeitung, die nicht dem „Zeitbewußtsein" entgegenkommt und die neue Bewegung täglich durch neue Artikel sanktioniert. Wehe auch demjenigen Individuum, das sich vielleicht erkühnt, in jener Sensation nicht die Kundgebung des unverfälschten moralischen Gefühls des Volkes zu erkennen, und das sich erfrecht, die durch jene Bewegung auf die Oberfläche getriebenen Subjekte als effekthaschende Geschöpfe herzustellen — ein solcher Beobachter steht nicht auf der Höhe der Zeit, hat kein Herz für das Wahre, Gute und Schöne und ist ein Verräter am Vaterland oder vielmehr am amerikanischen Nativismus.

Zu der regelmäßig auftauchenden Sensation gehört denn

auch die in unsern Tagen wieder von unklaren Köpfen stark kultivierte Temperenz, unter welchem Worte die Amerikaner nicht etwa Mäßigkeit, gegen welche sicherlich kein vernünftiger Mensch etwas einzuwenden hat, sondern totale Abstinenz oder Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken verstehen. Diese Frage hat sich von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Krankheit fortgeerbt, und wenn man meinte, sie sei endlich durch Vernunftgründe und die Macht des Stimmrechts in die Rumpelkammer überwundener Standpunkte geworfen, so taucht sie plötzlich wieder unter neuer Flagge auf und die Masse des Volkes, die dasselbe zu bleiben scheint, schart sich um sie, gebärdet sich wie wahnsinnig und schreit dem beherzten „Bannerträger" ein „Hosianna" aus unzähligen Kehlen zu. Unmündige Kinder werden von ihren nervenschwachen, von heuchlerischem Puritanismus beherrschten Müttern an den Altar des neuen Apostels geführt und leisten allda den Eid lebenslänglicher Enthaltsamkeit; die in Trunksucht und in allen erdenklichen Lastern ergrauten Sünder heulen und wehklagen, als ob sie der jüngste Tag plötzlich überrascht habe; das ihnen wie jedem Amerikaner angeborne Bedürfnis, bei jeder „erregten" Gelegenheit eine Rede zu halten, stellt sich ein und macht sich Luft in Erzählung weitschweifiger Schandthaten, wobei sie aber ihre niederträchtigsten Sünden hartnäckig verschweigen. Das versammelte Publikum lauscht diesen „erbaulichen" Reden mit der größten Andacht — hat es doch wieder den ersehnten Skandal —; die Temperenzapostel schütteln dem Neophiten kräftig die Hand und freuen sich, daß sie wieder eine Seele der Hölle entrissen haben, und posaunen den Erfolg ihrer Bewegung hinaus in alle Welt. Die Zeitung berichtet am nächsten Tage pflichtschuldigst die Bekehrung des Bruders Y.; das Publikum macht allerlei Randglossen dazu und untersucht die Beweggründe dieser „new departure" des

allgemein Bekannten; dann verliert die Bewegung allmählich an Interesse, denn der Amerikaner liebt die Abwechslung. Der Verkünder des Wasserevangeliums zieht mit voller Tasche und dem Segen schwachsinniger Köpfe nach einer andern Stadt, wohin ihm bereits sein Ruf vorausgegangen ist, und setzt daselbst sein Handwerk fort. Dann hat die Sensation ein Ende und jeder sieht sich nach einem neuen Unterhaltungsstoff um; der bekehrte Trunkenbold kehrt mit der Zeit wieder zu seiner alten Liebe zurück und trinkt noch mehr als zuvor; und was das Schönste ist, jeder sieht darin nichts Auffälliges, sondern findet dies ganz in Ordnung; denn seine Sünden werden ihm ja bei der nächsten Temperenzsensation wieder bereitwillig vergeben. Dem so geleisteten Eid überhaupt einen bindenden Wert beizulegen, fällt heutigen Tags wenigen Amerikanern ein, und wahrlich, wenn man irgendwo diese höchste Beteuerung des Menschen in den Staub zieht, so ist es hier, wo man ihn sogar unmündigen, unverständigen Kindern abnimmt, die weder wissen, was Temperenz meint noch was der Eid zu bedeuten hat und die die ganze Angelegenheit für fashionabeln Zeitvertreib halten. Man bildet sie da rechtzeitig zur spätern Geringschätzung des Schwures heran, und es ist daher auch nicht wunder zu nehmen, daß z. B. die Stadt New York eine Anzahl verkommener Geschöpfe aufzuweisen hat, die sich nur durch Schwören falscher Eide ernähren.

Wie nun die Konvertiten gewöhnlich nicht zur Elite der Gesellschaft gehören, so haben die Bekehrer auch meistens keine Ursache, sich ihrer Vergangenheit zu rühmen. Trotzdem thun sie es aber, jedoch mit der selbstgefälligen Miene den Leuten zu zeigen, welch ein Muster von einem Menschen sie nun auf einmal über Nacht geworden sind. Aber, frage ich, sind denn dem Galgen entronnene Subjekte, wie sie mitunter bei den Temperenzbewegungen den Hauptton-

angeben, — ich erinnere nur an „the wickedest man of New York“ — geeignet, plötzlich der Welt als Moralprediger gegenüber zu treten, und können sie mit Recht dieselbe Achtung und Beachtung in Anspruch nehmen, wie ein Mann, der sich stets eines unbescholtenen Charakters erfreut hat? Würde irgend eine Gemeinde einen Menschen zum Prediger wählen, der direkt aus dem Zuchthaus kommt und auf einmal heilig und teuer verspricht, alle göttlichen und menschlichen Gebote aufs genaueste zu halten? Sicherlich nicht. Und doch läuft das Volk wie wahnsinnig zu solchen Heuchlern und läßt sich von ihnen Vorschriften machen, die es schon längst kennen sollte. Wer ist nun hier zu tadeln? Jener Wasserapostel sicherlich nicht; denn er sieht, daß ihm sein Auftreten ein gutes Stück Geld einbringt, und daß ihm dadurch auch zugleich die Aussicht auf „Zivilversorgung“ eröffnet wird.

Als vor mehreren Jahren die Temperenzbewegung trotz aller damals bekannten Mittel nicht so recht in Gang geraten wollte, verfiel man auf die Idee, einmal die Kraft des Gebetes zu erproben, und stellte zu diesem Zwecke in mehreren westlichen Städten eine Anzahl alter Weiber an, die für einige Cents Tagelohn den Löwen in der Höhle aufsuchen sollten. Es wurde ein moderner Kreuzzug gegen alle Wirtschaften gepredigt und schlotternde Weiber sollten mit der Waffe alter Gebetbücher das neue Jerusalem der Enthaltsamkeit erstürmen. Sie kamen, beteten und sangen, siegten aber nicht. Es ist allerdings wahr, sie haben damals in einigen kleinen Städten besonders die deutschen Wirte, auf die sie es stets abgesehen hatten, zum Schließen ihrer Lokale gezwungen, sie haben auch den Bankrott manches Kleinbrauers beschleunigt; desto mehr jedoch ist in großen Städten während ihres Auftretens gezecht worden. Die Leute betrachteten, wie ich z. B. in Cincinnati sah, den Aufzug der runzligen und spitznäsigen Betweiber als einen Fastnachts-

scherz; sie zogen zu Hunderten, wenn nicht zu Tausenden hinter ihnen her, und wenn sie sich dann vor einem Trinklokal aufpflanzten und nach vorher eingeholter Erlaubnis des frohen Wirtes mit matter Stimme ein Bußlied ableierten, so strömten die Zuschauer in die Wirtschaft und ließen beim lauten Gläserklange einen Gesang ertönen, den man in irgend einem kirchlichen Gesangbuche vergeblich sucht. Es war eigentlich im höchsten Grade traurig, jene armen, alten Weiber auf dem Trottoir stehen und beten zu sehen; noch trauriger aber war ihr Singen, denn es ging ihnen wie weiland den Binschgauern, von denen es in dem bekannten Studentenliede heißt:

„Sie thäten gerne singen,
Und kunnten's nit gar schön."

Auch schien bei diesen Gelegenheiten den Kellnern der Respekt für das „Ewigweibliche" abhanden gekommen zu sein, den sie erschienen plötzlich mit Wasserschlauch und Besen, um das Trottoir zu säubern, bei welcher Arbeit die Betweiber häufig mit ihrem geliebten „kalten Wasser" eine Bekanntschaft machten, die ihnen nichts weniger als angenehm war. Solche unbeabsichtigte, komische Vorstellung war natürlich den betreffenden Wirten sehr willkommen, und die deutschen Besitzer von Trinklokalen „über dem Rhein" in Cincinnati ersuchten die Betweiber mehrmals schriftlich, ihnen doch auch einen Besuch abzustatten, aber jene merkten die Absicht, blieben zu Hause und die ganze Temperenzbewegung schlief allmählich ein. Aber es war dies kein tausendjähriger Zauberschlaf und es bedurfte auch zur Erweckung keines sonnenähnlichen Jünglings wie beim schönen Dornröschen; nein, um das schlummernde Unkraut aus der von spitzen Weibernasen gebildeten Hecke wieder herauskeimen zu lassen, waren die Strahlen der Blendlaterne des ehemaligen Trunkenboldes Francis Murphy schon hinreichend.

Derselbe hat es nun meisterhaft verstanden, das sensationsbedürftige Publikum auf seine Seite zu bekommen und sich von ihm zu einem modernen Heiligen stempeln und wie ein indischer Götze mit Liebesgaben überhäufen zu lassen.

Es dürfte sich lohnen, sich das Wanderbuch dieses Heroen einmal näher anzusehen; man braucht ihn deshalb nicht erst um Erlaubnis zu fragen, denn er hat ja einige Abschnitte und zwar sicherlich nicht die schlechtesten daraus in dem Pamphlete „History of the Temperance Movement in Pittsburgh“, welches für die Summe von 20 Cents durch die Pittsburgh Book & News Co. zu beziehen ist, zu Nutz und Frommen der Menschheit drucken lassen. Sehen wir uns also zuerst sein Signalement an. Gewicht: 185 Pfund; Augen: grau und stechend; Statur: Mittelgröße; Kopf: groß; besondere Kennzeichen: trägt einen starken, schwarzen Schnurrbart; sein Auftreten ist das eines sich seiner hohen Bedeutung bewußten Schauspielers; seine Aussprache erinnert an Tipperary und Limerick, und er besitzt, wie es in jener Broschüre heißt, „a vast amount of what is termed animal magnetism“. Geboren ward Murphy am 24. April 1836 im County Wexford in Irland von Eltern, die er nie gekannt hat. Nachdem er sich bis zu seinem 16. Jahre als Knecht nützlich gemacht hatte, zog er nach Kanada, und da er dort nicht das gesuchte Glück fand, so begab er sich unter den Schutz der Sterne und Streifen. Dort trieb er sich nun in mehreren Staaten umher, arbeitete was sich ihm gerade bot, denn ein anständiges Handwerk hatte er nicht erlernt; doch verheiratete er sich auf solche glänzende Zukunft hin im Alter von 18 Jahren und zeugte sieben Kinder, von denen noch sechs am Leben sind. Er betrieb alle erdenklichen Geschäfte, hatte aber damit keinen Erfolg, da er sich in wahrhaft viehischer Weise dem Trunke ergeben hatte; zuletzt sah er sich denn im größten Elend, irrte einher wie

ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener und führte das Leben eines Vagabunden, dem nichts mehr heilig war. Dieser Weg führte ihn natürlich ins Gefängnis; was die eigentliche Ursache seiner Einsteckung war, wird nicht mitgeteilt, thut übrigens auch nichts zur Sache, denn so weit ist es in Amerika noch nicht gekommen, daß man wegen seiner Ehrlichkeit eingesteckt wird. In dem Gefängnisse nun, in dem er seit geraumer Zeit wieder zum erstenmal gründlich nüchtern wurde, hielt er innere Selbstschau und sah ein, daß es so im Leben nicht weiter gehen konnte; er entschloß sich also, sein Leben der Verbreitung der Temperenz zu widmen.

Kaum hatte er also das Gefängnis wieder hinter sich, so fing er an, in den Staaten Maine und New Hampshire begeisterte Reden über Enthaltsamkeit zu halten, ohne jedoch in den vier Jahren seiner dortigen Wirksamkeit nennenswerte Erfolge zu erzielen. Danach ging er nach Iowa und Illinois; und ehe er nach Pittsburgh kam, hatte er schon 50,000 Personen zur Unterzeichnung des „Pledge" bewogen. In Pittsburgh war er ursprünglich nur für acht Vorträge, à 25 Dollar, von der „Young Men's Temperance Union" engagiert worden; als das Publikum jedoch durch dieselben zahlreich angezogen ward und sich hervorragende und einflußreiche Amerikaner der Sache annahmen, beschloß man, ihn auf unbestimmte Zeit dort zu behalten und ihm $ 125 wöchentlich zu zahlen und außerdem noch alle seine Ausgaben für Lebensunterhalt u. s. w. zu bestreiten. Man sieht, daß sich das Geschäft für Murphy bezahlte, und nach amerikanischen Begriffen mußte er den Verstand verloren haben, wenn er sich nicht mit ganzer Seele seinem Berufe hingebe. Er spielt natürlich den Gentleman in optima forma; spricht herablassend mit einem jeden und beeifert sich besonders den Wirten, die er stets mit Bruder anredet, gnädigst und huldreichst die Hand zu schütteln.

Dies ist also der Messias der Abstinenz, dem abends Tausende zuströmen und dem besonders die Amerikanerinnen so anhängen, daß sie sich glücklich schätzen, von ihm süß angelächelt zu werden. Es ist ein großes Volk, die Amerikaner! Kaum hat ein solcher Exsäufer, wie Murphy, das Gefängnis verlassen und sich vorgenommen, von nun an ein anständiger Mensch zu werden, so posaunen sie ihn schon in der Welt als den Champion des Wasserevangeliums aus, legen sich ihm reuig zu Füßen, bekennen ihre Sünden und versprechen dem nun plötzlich zum Heiligen gestempelten Subjekte eidlich, in Zukunft ein besseres Leben zu führen. Ja, es scheint, als müsse man sich erst durch sein verworfenes Leben die Anwartschaft auf die Beachtung der Masse verschaffen. Was würde man dazu sagen, wenn ein langjähriger Räuber nach abgesessener Zuchthausstrafe plötzlich als Prediger der Unverletzlichkeit des Eigentums auftrete?

Man denke sich einmal den Wasserapostel Murphy nach Deutschland versetzt. Er ließe allda die Einzelheiten seiner Säuferlaufbahn in Zeitungen und Broschüren veröffentlichen und schickte sich alsdann an, eine öffentliche Rede über die Wohlthaten der Enthaltsamkeit zu halten. Wer würde dieselbe anhören? Vielleicht ein paar böse Jungen, um Spott mit ihm zu treiben; ein vernünftiger und anständiger Mensch hielt es doch unter seiner Würde, sich von einem solchen Bußprediger sagen zu lassen, was er zu thun und zu lassen habe. Ja, es würde auch nicht lange dauern, so hätte ihm die Polizei das Handwerk gelegt und ihm bedeutet, das Werk der Bekehrung anderer doch solchen zu überlassen, die eine andere Vergangenheit hinter sich haben. Solch ein Fall ist übrigens für Deutschland rein undenkbar. Will sich dort ein Trunkenbold eines nüchternen Lebens befleißigen, nun, so thut er das für sich und erzählt nicht der ganzen Welt, was für ein großer Sünder er früher war und wie

er jetzt so tugendhaft sei; er verhält sich ruhig, versucht die Vergangenheit tot zu leben und ist herzlich froh, wenn ihn die anderen Leute nicht daran erinnern.

Hier ist es jedoch in dieser Beziehung anders; und warum? Weil die Skandalsucht und das Sensationsbedürfnis der Amerikaner beständig nach Nahrung lechzen. Kaum mußte der Ex-Vizepräsident Colfax wegen seiner Beteiligung am Credit Mobilier-Schwindel seine politische Laufbahn schließen, als er sich auch schon an die „Young Men's Christian Association", deren Hauptmitglied er seit geraumer Zeit war, wandte und von Stadt zu Stadt reiste und unter den Auspizien jener Gesellschaften Vorlesungen über christliche Moral hielt, womit er jährlich über $10,000 verdiente. Kaum war er als Korruptionist entlarvt, da ging er schon auf die Wanderschaft und predigte über Sittlichkeit!

Ich habe mich schon oft im stillen verwundert, warum noch keine solche „Christian Association" oder „Ladies Literary Society" den großen Prediger, Ehebrecher und Deutschenhasser Henry Ward Beecher aus Brooklyn eingeladen hat, um Vorträge über die Heiligkeit der Ehe zu halten!

Doch lasset uns zurückkehren zu Murphy in Pittsburgh. Sobald dort einige notorische Trunkenbolde zu seiner Fahne geschworen hatten, traten sie auch sogleich als öffentliche Prediger auf und gaben der Welt mitunter kuriose Dinge zu hören. Schon in der 4. Woche seiner Thätigkeit hatte Murphy 5000 Unterschriften; wie viele von unmündigen Kindern darunter waren, wird nicht gesagt. Sobald er bei seinem Abendmeeting einen Sünder bekehrt hat, stellt er ihn der Versammlung vor und ersucht ihn, derselben mitzuteilen, wie „gut er nun fühle". Diese, die meist nie öffentlich gesprochen haben, probieren dann ihr Bestes und ernten für ihre Anstrengung gewöhnlich auch einen donnernden Applaus

oder schallendes Gelächter, was in diesem Falle auf eins hinausläuft.

Auch an romantischen Szenen fehlt es bei dieser Gelegenheit nicht. Ein junger Mann tritt eines Abends in das betreffende Versammlungslokal und unterzeichnet das „Pledge". Gleich darauf tritt eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme zu ihm, küßt ihn und weint. Allgemeine Rührung. Die durch den Trunk des Gemahls Geschiedenen sind auf einmal wieder ein Herz und eine Seele und nehmen die Glückwünsche des Auditoriums entgegen.

Alte und junge Frauen sind die Hauptstützen Murphys. Kaum erspähen sie in einer Versammlung einen ihnen bekannten jungen Mann, so umgeben sie ihn, und dieser muß nun, um wieder seiner Herr zu werden, das „Pledge" unterzeichnen. Oft kommen auch betrunkene Menschen, legen das Gelübde ab, und obgleich dagegen mehrfach gerechte Einwürfe gemacht worden sind, so ist doch Murphy der Ansicht, sie nicht zurückzuweisen; er denkt, daß wenn sie am nächsten Tage das Stückchen Pappendeckel, „Pledge" genannt, in ihrer Tasche finden, so möchten sie dies doch leicht als den Fingerzeig betrachten, der sie auf die rechte Bahn leitet. Es wäre gut, wenn er sich nicht täuschte.

Folgendes ist der Wortlaut des Temperenzgelübdes:

With Malice toward None and Charity to All.

I, the undersigned, do pledge my word and honor, God helping me, to abstain from All Intoxicating Liquors as a beverage, and that I will, by all honorable means, encourage others to abstain.

Francis Murphy. Unterschrift.

Unter diesen „Intoxicating Liquors" ist jedoch auch Bier und Ale miteinbegriffen, wie in § 2 der Statuten der „Young Men's Temperance Union" deutlich gesagt wird. Es wird also in diesem Formular versprochen, sich der be-

treffenden Flüssigkeiten als „Beverage“ oder Getränk zu enthalten; doch da ist dem Neophiten eine Hinterthür aufgelassen, er kann ja die Spirituosen als Medizin nehmen, denn „Medicine“ rechnet der Amerikaner nicht unter die „Beverages“. Ähnliche Verordnungen hatte oder hat man vielleicht noch in einigen Counties westlicher Staaten, woselbst den Wirten vorgeschrieben war, alkoholhaltige Getränke nur gegen Vorzeigung eines ärztlichen Zertifikates zu verabfolgen. Jeder Amerikaner — denn die Deutschen trinken im allgemeinen wenig Spirituosen — wandte sich daher an seinen Hausarzt, und dieser willfahrte natürlich seinem Wunsche. Es ward also ruhig weiter getrunken, und mancher Apotheker ist durch Schnapsverkauf zu einem reichen Manne geworden.

Ferner verspricht der Neophit, auch andere zur Enthaltsamkeit zu bewegen. Es wird zwar dazu gesetzt, „by all honorable means“; aber die dabei oft gehörten Drohungen, einem geschäftlich zu schaden, dürften wohl doch nicht zu den „ehrbaren Mitteln“ gerechnet werden.

Sicher ist nun, daß sich jeder, der solches Gelübde unterzeichnet, ein geistiges und moralisches Armutszeugnis ausstellt; er sagt öffentlich, er könne sich nicht beherrschen, und sein Name neben dem Murphys auf dem besagten Pappendeckel soll nun die Beschwörungsformel sein, mit der er den bösen Geist bannen will. Ist denn einmal ein Eid dazu nötig, warum legt man ihn denn nicht vor einem achtbaren Friedensrichter ab, oder muß man dies gerade vor einem Extrunkenbold thun? Der Amerikaner hält sich doch für stark genug, seine politischen Angelegenheiten zu ordnen, und räumt jedem Bürger das Recht ein, seine Stimme nach Gutdünken abzugeben; politisch hält er sich also für selbständig, moralisch jedoch nicht; denn da verlangt er erst die Unterschrift seines Nächsten. Seine politische Selbständigkeit hat, beiläufig gesagt, auch schon die faulsten Früchte getragen.

Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß schon viele Trunkenbolde sich durch ihr Gelübde binden ließen und dem Alkohol entsagten; ob dies jedoch die tausendfach geschworenen Meineide aufhebt, ist eine Frage, die ich nicht zu beantworten wage. Auch spricht dies die Bekehrten nicht von dem Vorwurf moralischer Unselbständigkeit frei; denn wollten sie ernstlich ihrem alten Laster entsagen, so könnten sie dies ja allein für sich thun; was brauchen sie erst mit ihrer Bekehrung öffentlich und pharisäergleich zu paradieren? Können sie, wenn denn einmal ein Schwur nötig ist, denselben nicht vor Leuten ablegen, die ihnen näher stehen und die mehr Achtung verdienen, als z. B. ein Francis Murphy! — Wie wenig überhaupt ein öffentlicher Eid den Charakter des Betreffenden beeinflußt und wie wenig er ihn dauerhaft zu einem ehrlichen Menschen macht, sehen wir doch deutlich genug an unseren öffentlichen Beamten. Dieselben leisten auch alle den vorgeschriebenen Eid, ihre Stellung gewissenhaft zu verwalten, und, frage ich, sind sie nicht fast alle Spitzbuben?

Diese Temperenz-Gesellschaften sind ein spezifisch amerikanisches Institut. Der erste Verein entstand wahrscheinlich im Jahre 1808 in Saratoga Co., N. Y., und dann folgte 1826 die „American Temperance Union“ zu Boston, die ihre Ansichten, die jedoch nur gegen Spirituosen gerichtet waren, hauptsächlich in Seehafenstädten verkünden ließ. Als 1833 zu Philadelphia bei einer großen Temperenzversammlung der Antrag auf gänzliche Enthaltsamkeit gestellt wurde, ward derselbe mit überwältigender Mehrheit verworfen; ja einige, darunter Matthew Carey, traten sogar eifrig als Befürworter des mäßigen Weingenusses auf. Drei Jahre später wurde jedoch in Saratoga gänzliche Enthaltsamkeit vorgeschrieben, und man gab sich alle erdenkliche Mühe, diesen Passus in die Staatsgesetze zu zwingen. Die Haupttemperenzler suchten sich gewöhnlich mit politischen Parteien zu

verbinden, und da ihnen die geforderten Konzessionen selten bewilligt wurden, so traten sie wohl auch als besondere Temperenzpartei auf, ohne jedoch jemals zu siegen. Doch gelang es ihnen, die Legislatur von Maine im Jahre 1851 derart zu beeinflussen, daß sie ein Gesetz, welches den Verkauf berauschender Getränke verbot, passierte. Die Gesellschaften verbreiteten sich allmählich über die meisten Staaten der Union und es erscheinen seit geraumer Zeit mehrere ihren Grundsätzen gewidmete Journale. Auch identifizierten sich mehrere amerikanische Sekten ganz und gar mit dieser Bewegung; sogar mehrere katholische Geistliche unterstützten sie und gründeten auch zwei übrigens nicht sehr verbreitete Temperenz-Gesellschaften.

Das Lächerlichste und zugleich auch das Ungerechteste, was jene Temperenzapostel in einigen Staaten durchführten, war das Gesetz, nach dem ein jeder Wirt für den Schaden verantwortlich war, den ein Mann infolge der bei ihm genossenen Getränke irgendwo anrichtete. Stolperte er auf dem Wege nach Hause über einen Stein oder sonst etwas und brach ein Bein; schlug er zu Hause die Fenster ein und warf alles durcheinander, so brauchte sich seine Frau nur zu erkundigen, wo er seinen „geistigen Beistand" geholt hatte, und das Nächste war, daß der Wirt auf Schadenersatz verklagt wurde. Unter diesem Gesetze war es natürlich leicht, den Wirten das Handwerk zu legen. Aber weshalb machte man gerade die Wirte dafür verantwortlich? Dieselben zwingen doch keinen zum Trinken. Der Endzweck dieses Gesetzes war jedoch, den Verkauf von Getränken gänzlich aufzuheben. Gesetzt den Fall, es kauft sich jemand einen Revolver und schießt sich damit in die Hand, so daß er sie in seinem Leben nicht mehr gebrauchen kann, soll nun da der Waffenhändler für den Schaden aufkommen, oder sollen auf einmal alle Waffenfabriken niedergerissen werden?

Oder es fährt eine Eisenbahn über einen Fluß und die Brücke stürzt ein, sollen da auf einmal alle Brücken in Amerika in die Luft gesprengt werden, damit keine mehr hinunterbrechen kann, oder soll der Maurer den Schaden ersetzen?

Fällt zufällig ein Dachdecker vom Dach, sollen wir da auf einmal alle Häuser dachlos und hinein schneien und regnen lassen? Bekommt jemand im Sommer den Sonnenstich, sollen wir uns deshalb in Höhlen verkriechen? Schneidet sich jemand mit einem Rasiermesser, soll da der Messerschmied Schmerzensgelder herausrücken, oder soll die fernere Existenz von jenen scharfen Instrumenten für die Zukunft polizeilich untersagt und jeder mit einem glattrasierten Gesicht Behaftete als Vaterlandsverräter gebrandmarkt werden?

Dies wären doch nur die logischen Konsequenzen jenes ungerechten Gesetzes.

Da nun, wie wir gesehen haben, die Abstinenzbewegungen hauptsächlich in Amerika grassieren und gleich wie die Pocken hier und da auftreten und wieder verschwinden, so drängte sich uns unwillkürlich die Frage auf: Was sind denn eigentlich die Gründe dieser sonderbaren Erscheinung? Als Hauptgrund des Besuchens jener Meetings hatten wir im Eingang die notorische Vorliebe der Amerikaner für Sensationen irgendwelcher Art dargestellt; die Amerikaner, denen es an öffentlichen Volksfesten so sehr mangelt, ergreifen mit einer wahrhaft krampfhaften Wut eine jede Gelegenheit, bei der ihrem Bedürfnis für „fun", wie sie sagen, entgegengekommen wird. Sie hören bei den genannten Meetings mit wahrer Wollust das unästhetische Gerede von den verachtungswertesten Gesellen an, die sie, sobald sie das Lokal verlassen haben, nicht mehr eines Blickes würdigen; ja, es werden dort mitunter Geschichten mitgeteilt, die jedem, der sie in irgend

einem anständigen Familienkreise erzählte, eine augenblickliche Hinauswerfung zuziehen würden, und zwar mit Fug und Recht.

Einer der Gründe des Abstinenzmanövers ist der Umstand, daß nur sehr wenige Amerikaner wirklich trinken können. Die meisten saufen, auch wenn sie sich dabei nicht immer besaufen. Unter „trinken" versteht der Amerikaner größtenteils „zuviel trinken". Man beobachte nur die meisten Amerikaner, wenn sie in einem Trinklokal Bier oder Whiskey verlangen; sie stellen sich an die Bar, schlürfen das Betreffende in einem Zuge wie Wasser hinunter und bleiben gewöhnlich so lange dabei, bis sie nach ihren Ansichten „genug" haben. Dann eilen sie fort, und was sie auch nun thun oder treiben mögen, sie fühlen dabei, daß ihnen das mit unvernünftiger Hast Genossene im Wege ist. Der Deutsche geht ins Wirtshaus, setzt sich ruhig zu seinen Bekannten an einen Tisch, knüpft ein Gespräch mit ihnen an und bestellt sich mit der Zeit sein Glas Bier. Mit dem Austrinken desselben eilt er auch nicht; denn er ist nicht des Trinkens wegen ausgegangen, sondern er wollte sich hauptsächlich von den Anstrengungen der Tagesarbeit in Gesellschaft mit Freunden erholen und ein Stündchen angenehm verplaudern. Setzt sich jedoch erst der Amerikaner hin, dann kann man in vielen Fällen darauf schwören, daß er nicht eher aufsteht, bis ihn der Wirt an seine Pflicht als anständiger Hausvater ermahnt. Man beobachte ihn nur dabei. Es wird beständig „getreatet" und ausgetrunken; wird in der Zwischenzeit etwas gesprochen, so ist es sicherlich nichts Anständiges und jedem Satz wird das bekannte zur Gewohnheit gewordene „Goddam" vor- und nachgesetzt. Es ist ein alter Satz, daß der Betrunkene stets seine wahre Natur herauskehrt, und derselbe hat auch seinen leicht erklärlichen psychologischen Grund. Im gewöhnlichen Leben

ist jeder Amerikaner fast ohne Ausnahme ein professioneller Heuchler; er geht regelmäßig in die Kirche, ist äußerst höflich, wenn er Gefälligkeiten erbetteln will, und gibt reichlich für mildthätige Zwecke (weil dies zugleich eine Geschäftsannonce ist); aber kaum hat der übermäßig genossene Whiskey angefangen zu wirken, so wird das äußere Gewand des Gentleman abgeworfen und er steht da in seiner urwüchsigen, bodenlosen Roheit, welche auch den Kern seines eigentlichen Charakters bildet. Was er nun spricht, ist das, was er denkt. Man sage nicht, daß ich hier zu scharf urteile; ein zehnjähriger, fast ausschließlicher Umgang mit Amerikanern, und zwar mit den hervorragendsten, sollte einen doch berechtigen, sich eine einigermaßen sichere Ansicht zu bilden.

Der Amerikaner kann, wie gesagt, nicht trinken, denn er hat es nicht gelernt und ist in dieser Hinsicht bis in sein Alter ein Kind geblieben. Sein Vater hat ihn stets gelehrt, das Wirtshaus als den Vorhof der Hölle zu betrachten, und wenn er sich also doch hineinwagte, so wußte er, daß er verbotene Frucht naschte, wobei es ihm ging, wie es den Knaben gewöhnlich geht, wenn sie zum erstenmal unbeobachtet Spirituosen trinken — sie besaufen sich. Der Amerikaner hat schon als Kind nicht gelernt, sich zu beherrschen. Man beobachte die amerikanische Familienerziehung und man wird mir recht geben müssen. Dem Kinde wird jeder Wille gelassen; wollen die Eltern auch einmal auf der Durchführung des ihrigen beharren, so wird ihnen solcher hartnäckiger Trotz entgegengesetzt, daß sie nachgeben und froh sind, wenn sie ihren engelhaften Sprößling wieder in guter Laune sehen. In der Schule treiben es jene amerikanische Präsidenten — jeder amerikanische Junge, und sei er der allerdümmste, will doch wenigstens in seinem Leben Präsident der Vereinigten Staaten werden — ebenso; der Lehrer, der da gern die Rute anwenden möchte, besinnt sich noch zur rechten

Zeit, daß der Vater, Onkel, Großvater des ungezogenen Jungen Mitglied des Schulrats ist, und läßt dann, ehe er seine Anstellung in Gefahr bringt, fünf gerade sein. Auf solche Weise lernt der Amerikaner nun weder Folgsamkeit noch Selbstbeherrschung, und bewegt sich daher auch später stets in Extremen. Seinen Willen muß er stets durchsetzen. Das Trinken ist ihm untersagt; es gefällt ihm aber und er trinkt dem väterlichen Verbote zum Trotz desto mehr, aber so heimlich wie möglich. Dann läßt er auch sonst noch seiner Natur freien Lauf; kaum findet er sich unter spirituellem Einfluß, so regt sich auch in ihm die männliche Würde, er flucht, daß die Balken krachen, und sucht mit jedem Händel anzufangen. Daß das nicht schön ist, fällt ihm gewöhnlich erst am nächsten Tage ein, und er denkt alsdann, die Leute, welche für die Ausbreitung der Temperenz, resp. Abstinenz, arbeiten, hätten so ganz unrecht nicht. Denn „trinken" und „unmäßig trinken" sind für ihn wie für die meisten seiner Landsleute identische Begriffe, und dieser Umstand erklärt schon allein die Verbreitung der Enthaltsamkeitsbewegung.

Das Trinken des Deutschen unterscheidet sich auch deshalb schon wesentlich von dem des Amerikaners, weil er in einem Wirtshause kein Lokal zweifelhaften Rufes erblickt, auf dessen Schwelle man den Anstand als unbequeme Bürde zurücklassen kann. Nein, seine Eltern haben ihn in seiner Jugend bei festlichen Gelegenheiten selber mit ins Wirtshaus genommen, haben ihn auch je nach seinem Fassungsvermögen mittrinken lassen; aber es wäre ihm schlecht ergangen, wenn er sich dabei anders als zu Hause aufgeführt hätte. So lernt der Deutsche in Gesellschaft seiner Eltern und Geschwister sich beherrschen; er lernt, daß das mäßige Trinken das körperliche Wohlbefinden erhöht und daß das Berauschen verabscheuungswürdig ist. Er sieht auch am

Sonntagnachmittag seinen Pfarrer und Lehrer im Biergarten gemütlich ihre Pfeifen rauchen und ihr Glas Bier oder Wein trinken; er sieht sie wohl auch eine Partie Kegel spielen und merkt daran, daß dies unschuldige Freuden sind, die zur Erheiterung des Lebens dienen. Ein amerikanischer Geistlicher jedoch in einem Biergarten ist rein undenkbar! Nähme der Amerikaner seine Familie zuweilen mit in einen öffentlichen Garten, so würde er sich selber beherrschen lernen und das weibliche Geschlecht geriete auch weniger auf soziale Abwege und suchte nicht Zuflucht im Opiumgenuß, der von Jahr zu Jahr in bedenklichem Maße zunimmt. Doch vor diesen Gedanken erschrickt der Amerikaner; das Wirtshaus, natürlich wie er es sich denkt, ist ja kein Platz für Ladies, und zwar, weil alsdann nicht die Herren Gentlemen ihren gewünschten „fun“ haben können.

Thatsache ist es, daß das hier zum Unfug gewordene „Treaten“ an manchem Rausche schuld ist. Es sitzen sieben oder acht Personen zufällig zusammen; dem einen fällt es nun plötzlich ein, die andern mit einem Glas Bier oder Wein zu regalieren; es wird angenommen, und nun hält es jeder andere für seine Pflicht und Schuldigkeit, dem gegebenen Beispiel zu folgen, und wo sonst einer zwei oder drei Glas getrunken hatte, nimmt er nun sieben oder acht zu sich, und der Rausch ist da, wenn auch gerade nicht bei allen.

Die jetzige Temperenzbewegung hat sich übrigens sehr hohe Ziele gesteckt. Daß ihr know-nothingische Prinzipien ebenfalls zu Grunde liegen, ist klar, wenn auch in der genannten Murphyschen Broschüre davon keine Rede ist. Selten hört man jedoch eine Temperenzrede, ohne daß darin nicht weidlich auf die „Dutsch“ geschimpft wird, als wenn sie an allem Unglück schuld wären. Sie haben allerdings das Bier in das Land gebracht; aber trinkt denn der ameri-

kanische Säufer Bier? Nein, er berauscht sich in Spirituosen. Tränke er Bier, so würde er viel besser dabei fahren. Das Bier berauscht nicht so leicht, aber es ist auch nicht so nervenerregend wie die Spirituosen, und dies ist gerade der Grund, warum der Amerikaner die letzteren vorzieht. Das Bier ist ein schwachnährendes Getränk, ist aus dem Samen verschiedener Getreidearten bereitet und hat aus diesen die Nahrungsstoffe Zucker, Dextrin, Eiweiß u. s. w. aufgenommen.

Es wird das Bier nicht mit Unrecht das deutsche Nationalgetränk genannt. Schon Tacitus berichtet von den alten Germanen: „Ihr Getränk ist ein Saft aus Weizen oder Gerste zu einiger Ähnlichkeit des Weines verkünstelt.“ Und weil es nun der Deutsche überall mitnimmt, wohin er nur geht, und sich durch niemand und nichts in seinem angestammten Genusse desselben beirren läßt, so ist es hier in Amerika auch hauptsächlich auf die Beseitigung desselben abgesehen. Weitgehende Pläne haben sie, diese Temperenzler! Nicht aus Zufall beteiligen sich so viele, ja fast alle protestantische Geistliche an dieser Bewegung. Die Axt soll dem Übel an die Wurzel gelegt werden; die Brauereien sollen vernichtet und das Pflanzen von Hopfen durch Staatsgesetze untersagt werden. Aus diesen Plänen machen sie auch durchaus kein Geheimnis, und in mehreren Staaten haben sie schon zu diesem Zwecke die Legislatur bestürmt. Bis jetzt fühlen sie sich jedoch noch zu schwach, und sie haben sich daher auch schon seit geraumer Zeit nach Alliierten umgesehen, und dieselben finden sie, sobald das von ihnen so sehr begehrte Frauenstimmrecht eingeführt wird. Erlangen sie dies, dann haben sie alles, was sie wollen: Temperenz, resp. Abstinenz, Gott in der Konstitution und nach und nach auch eine Staatsreligion. Dann gute Nacht, Republik!

Das Schönste ist nun, wie sich diese amerikanischen Geist=

lichen über einige Bibelstellen hinwegzusetzen suchen. Daß die Bibel den Weingenuß erlaubt, können sie allerdings nicht verneinen; sie sind jedoch nach „tiefen" Studien zu dem beruhigenden Resultate gekommen, daß der Wein der Bibel eigentlich kein gegorenes Getränk, sondern einfach Most sei. Welcher Doktor der Divinität, die hier von obskuren Synoden dutzendweis kreiert werden, dieses ausgeklügelt hat, kann ich nicht sagen, und es thut auch nichts zur Sache; soviel aber ist sicher, daß derselbe kein „Lumen" gewesen ist.

Ein vorurteilsfreier Leser der Bibel kann unmöglich behaupten, daß wenn darin vom Wein die Rede ist, darunter nur der ungegorene Saft der Traube verstanden wird. Diese Behauptung, welche von Befürwortern gänzlicher Enthaltsamkeit immer und immer wiederholt wird, ist ungegründet und zeugt von Unwissenheit. Die heilige Schrift macht nie und an keiner Stelle einen Unterschied zwischen gegorenem und ungegorenem Weine, und fast überall, ja in den meisten Fällen versteht die Bibel, wenn sie vom Wein spricht, darunter den gegorenen Wein, Wein mit der Eigenschaft, daß er berauscht. In der hebräischen Bibel wird das Wort Wein gewöhnlich mit dem Namen „Yayin" bezeichnet. Wir lesen, daß Noah vom Yayin trank und betrunken wurde, daß Nabal Yayin trank und sehr betrunken wurde, daß die Trunkenbolde von Ephraim vom Yayin niedergeworfen wurden (Jesaia 28, 1), und daß Jeremia sagt: „Mir ist wie einem trunkenen Manne und wie einem, der von Yayin taumelt" (Jeremia 23, 9).

Obgleich nun der Yayin berauschend ist, so wird von ihm jedoch wie von einer Wohlthat gesprochen. Isaak segnet seinen Sohn Jakob, daß Gott ihm „Korn und Weins die Fülle" geben möge (1. Mos. 27, 28). Jakob segnet Juda und sagt, daß seine Augen rot von Wein werden" (1. Mos.

49, 12). Gott verspricht Israel, daß sie sollen „Weinberge pflanzen und Wein (Yayin) davon trinken" (Amos 9, 84). Die Nazaräer oder Verlobten sollten nach der Erfüllung des Gelübdes Yayin trinken" (4. Mos. 6, 20). Das Trinken von Yayin (starkem Trank) an Festtagen wird empfohlen im 5. Buch Mosis 14, 26, und im 104. Psalm, Vers 15, heißt es: „Der Wein erfreut des Menschen Herz", und Richter 2, 13 liest man: „Aber der Weinstock sprach zu ihnen: Soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen fröhlich macht".

Und was von Yayin gesagt wird, ist auf die hebräischen Synonymen „shechar, tirosh, chemer" ꝛc. anwendbar. Shechar meint wörtlich „starker Trank" und ist erlaubt und empfohlen in der Bibel (5. Mos. 14, 26). Aus allem diesem schließen wir:

1. Es liegt auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor, daß der „Wein" der Bibel nur der ungegorene Saft der Traube sei.

2. Die Verteidiger der sogenannten „gänzlichen Enthaltsamkeit" können sich in keiner Weise auf die Bibel berufen. Im Gegenteil die Bibel empfiehlt den Gebrauch des Yayin (gegorener Traubensaft) und spricht sich nur gegen den Mißbrauch aus.

Man versucht vergebens die Bibel für eine Religion asketischer Kasteiungen zur Basis zu nehmen. Auch wird darin von keinem frommen Manne erzählt, der von seinen Mitmenschen die Unterzeichnung eines „Pledge" verlangte. Es ist wirklich zu verwundern, daß die amerikanischen Doktoren der Gottesgelahrtheit noch keinen ihnen besser passenden Bibeltext herausgegeben haben!

Christus trank sicherlich auch seinen Wein. O, wenn diese amerikanischen Heuchler doch das Kapitel von der Hochzeit zu Kana vernichten könnten! Christus war mit seinen

Jüngern auf eine Hochzeit gegangen und hatte daselbst, da es an Wein gebrach, zur Verlängerung des frohen Beisammenseins aus Wasser Wein gemacht. So wird nämlich erzählt. Daß er sich, als derselbe aufgetragen ward, nicht mürrisch in eine Ecke setzte und sein eignes Werk verachtete, ist klar. Er trank sicherlich mit so gut wie die andern und mutete keinem zu, den Temperenzeid zu leisten. Ja, wenn wir diese Erzählung wörtlich nehmen — und die orthodoxen Geistlichen müssen dies ja thun —, dann kommen wir noch zu einem ganz anderen Resultate. Jene Leute hatten vorher schon genug gezecht; denn der Speisemeister sagte, nachdem Christus wieder für neuen Wein gesorgt hatte: „Jedermann gibt zuerst den guten Wein, und wenn die Leute trunken sind, alsdann den geringern; Du aber hast den guten Wein bisher behalten!“ Daraus folgt dann ziemlich logisch, daß Christus den guten Wein erst zur Zeit, als der schlechte hätte an die Reihe kommen sollen, lieferte; die Leute waren also trunken und hätten anstandshalber gar keinen mehr gebraucht. Oder hat man damals vielleicht schon das Lied gekannt:

„Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann!?“

Große Logiker sind die Amerikaner auch nicht. Wollten sie mit aller Gewalt für ihre Verbesserungs- und Bekehrungsmanie Beschäftigung haben, warum werfen sie ihr Augenmerk nicht auf die Übelstände, deren Abschaffung viel notwendiger wäre? Für das Zuvieltrinken ist schon durch Gesetze hinlänglich gesorgt; kein Wirt darf einem Minderjährigen noch einem Betrunkenen etwas verabfolgen, und läßt sich ein Berauschter auf der Straße blicken, so hat die Polizei die Pflicht, denselben nach Numero Sicher zu bringen. Man richte z. B. folgende Fragen an die für die Temperenzseuche so sehr schwärmenden Frauen: Habt ihr auch euern

Männern stets eine solche angenehme Heimat bereitet, daß sie nicht gezwungen waren, im Wirtshaus Zuflucht zu suchen? Habt ihr sie durch eure notorische Verschwendungssucht nicht zum Bankrott gebracht? Habt ihr eure Söhne so erzogen, daß sie sich mäßigen können? Habt ihr auch euren Töchtern häuslichen Sinn eingepflanzt oder habt ihr sie den lieben langen Tag wie ein Pfau geschmückt auf der Straße paradieren lassen?

Es gibt noch viele derartige Fragen, allein der Anstand verbietet, sie näher anzudeuten. There is every where room for improvements.

Ja, ginge es jenen pharisäischen Geistlichen und den ihnen blindlings folgenden Ladies nach, dann würde nicht allein die Bibel, sondern auch die gesamte klassische Litteratur derart nach puritanischen Grundsätzen ummodelliert, daß sie kein Mensch mehr wiedererkennen würde. Unsere alten deutschen, kernigen Trinklieder würden mit dem Bannstrahl belegt und die Sänger derselben des Landes verwiesen; die Wirtshäuser würden bald zu den Märchen aus uralten Zeiten gehören; — an ihrer Stelle würde man überall große Wasserbehälter aufpflanzen und statt

„Es steht ein Wirtshaus an der Lahn,
Da halten alle Fuhrleut' an"

müßte man singen:

„Ein Wasserfaß steht an der Lahn,
Da hält kein einziger Fuhrmann an."

Schiller, Goethe und Homer ging es sehr schlecht; der alte Held Nestor würde aus dem Buche der Iliade gänzlich ausgestrichen oder als abschreckendes Beispiel hingestellt; denn er hat sogar der schwachen Hekuba, nachdem sie ihren Mann und ihre Heimat verloren hatte, den Weinbecher als Hauptströster vorgehalten. Ja, Schiller, dein „Siegesfest"

wäre zum letztenmal von einem Gymnasiasten deklamiert worden. Die Schande so was zu schreiben:

„Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der beschränkten Hekuba:
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerriss'ne Herz!"

Hätte er vielleicht der alten, gramgebeugten Frau zur „Herzensstärkung" ein Glas Wasser oder ein Murphysches Temperenzpledge vorhalten sollen? Nestor war denn doch sicherlich in den Jahren, um zu wissen, was in diesem Falle das Beste war, auch wenn nicht anzunehmen ist, daß er das Humboldtsche Wort, das, beiläufig gesagt, auch im Talmud zu finden ist: „Was die Milch dem Kinde, ist der Wein dem Greise," gekannt hat.

Doch ängstigen wir uns wegen der Zukunft nicht; die Amerikaner sind denn doch nicht alle derselben Ansicht über das Temperenzwesen; es gibt auch noch einige vernünftige unter ihnen, und der wachsende Verkehr mit Europa wird auch das Seinige beitragen, ihre Ideen auf die richtige Bahn zu leiten. Wenn ein puritanischer Amerikaner zum erstenmal nach Deutschland kommt, so bekommt er allerdings einen heillosen Schreck vor dem deutschen Wirtshausleben; aber mit der Zeit drängt sich ihm denn doch die feststehende Thatsache auf, daß trotz alledem in Deutschland nicht so viele Trunkenbolde zu finden sind, wie in seinem von der Temperenzseuche infizierten Vaterlande. Ich habe schon oft in Zeitungen Briefe amerikanischer Jünglinge gelesen, welche sich in Deutschland zum Zwecke des Studiums der Theologie aufhielten; es war ihnen unbegreiflich, wie sich ein weltberühmter Professor der Theologie zu den Studenten in

einen Biergarten setzte und mit ihnen trank, oder wohl gar eine Rede hielt. Mit der Zeit gewöhnten sie sich jedoch daran, sie sahen ein, daß die Deutschen doch vernünftiger als sie waren und ahmten sie zuletzt nach.

Während des deutsch-französischen Krieges hatte sich ein amerikanischer Wasserapostel Audienz beim deutschen Kaiser zu verschaffen gewußt; das erste war, daß er ihn zu bereden suchte, den Soldaten den Genuß von Spirituosen zu verbieten, worauf ihn der Kaiser fragte, ob er schon Schildwache gestanden habe. Als dies der Missionär verneinte, erhielt er zur Antwort, er möge es einmal bei der damaligen Kälte mit einem Fläschchen voll Wasser und dann mit einem voll Branntwein versuchen, hernach wollten sie weiter darüber reden.

Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen Temperenz und Abstinenz. Erstere streben wir an, letztere verabscheuen wir; denn wir wissen, daß der mäßige Genuß von geistigen Getränken die Thätigkeit der Nerven und des Gehirns erhöht, daß er die Sinne, die Arbeitskraft und das Gedächtnis stärkt, daß er das Gemüt erheitert und eine Erquickung in trüben Tagen ist. Der große Philosoph Kant, dessen Urteil denn doch das aller amerikanischen Geistlichen aufhebt, sagt in seiner „Anthropologie“: „Der Trunk als ein Mittel, die Glückseligkeit zu befördern, ist nicht tadelhaft. Freilich, wenn er zum Rausche wird, so stört er das Vergnügen der Gesellschaft. Wir sind erfreut, wenn wir den Zwang des Gezierten los werden können. Daher Menschen, wenn sie mit ihren guten Freunden an der Tafel sind, am allervergnügtesten sind, weil sie wissen, daß, wenn ihnen auch ein unüberlegter Ausdruck entfahren sollte, er niemand beleidigen wird.

„Einige haben auch gegen die jederzeit Nüchternen ein Mißtrauen in Ansehung ihres Charakters. Ein Nüchterner

glaubt, daß dabei viel zu wagen sein würde, wenn er ein Glas Wein zu vieltrinke, als ob er sich dann verraten könne."

Kant scheint auch ein gewaltiger Frauenkenner gewesen zu sein, denn er sagt: „Frauenzimmer haben immer eine Schanze zu verteidigen, daher müssen sie sich in acht nehmen, daß sie ihre Schwäche nicht verraten. Deshalb betrinken sie sich auch nie."

Weiter sagt jener Weltweise: „Die Vernunft ist die Schildwache; wenn der Mensch aber betrunken ist, so geht die Schildwache weg, und da kann man nicht immer auf seiner Hut sein."

In bezug auf den Branntwein sagt er folgendes, was sich besonders die Amerikaner merken sollten: „Der Branntwein ist ein ungeselliges Getränk. Daher sich kein Mensch von Zartgefühl ihm überläßt, und sich scheut, sich darauf zu verstehen. Er macht stumm, während der Wein beredt macht, und thut auf einmal seine Wirkung. Er ist, wie ein Heft, ein plötzliches Mittel, das Gemüt aus seiner Fassung zu bringen und es in Gaukelbildern herumzujagen.

„Auf seine eigne Hand sich zu betrinken, ist niederträchtig."

Auch wollen wir, da wir einmal ans Citieren geraten sind, bei dem Geschichtschreiber Johannes Müller vorsprechen, den man nicht mit Unrecht den deutschen Tacitus genannt hat. Derselbe hat mit vieler Menschenkenntnis die Behauptung aufgestellt, daß solche Religionen oder Sekten, welche ihren Anhängern eine schroffe, naturwidrige Enthaltsamkeit auferlegten, stets die Heuchelei im Gefolge hatten. — Nun, ich denke, wir haben, um die Wahrheit dieses Ausspruchs zu erproben, hier in Amerika tagtäglich die schönste Gelegenheit. Wer die heitere Fröhlichkeit tadelt, ist entweder ein sauersehender Asketiker oder, was noch schlimmer ist, ein verab-

scheuungswürdiger Heuchler. Gott ist kein Gott des Jammers, sondern der Liebe und der Seligkeit. Schon der Apostel Paulus schrieb an die Thessalonicher: Seid allesamt fröhlich! Denn er wußte, daß wahre Fröhlichkeit nur einem unbefangenen, tugendhaften Gemüte entspringen kann. Wir sorgen und arbeiten den ganzen Tag und wollen danach auch in den Stunden der Ruhe uns erheitern, denn dies ist uns von Bedürfnis. Wahre Freude ist Arznei für Körper und Geist. Der frohe Mensch ist eher fähig, den aufreibenden Geschäften des täglichen Lebens zu genügen, als der mürrische und duckmäuserische. Seinen Blick entflammt Freude und Zufriedenheit und jeder fühlt sich in seiner Nähe wohler und glücklicher. — Amerika hat uns Deutschen bekanntlich für manches zu danken; zeigen wir nun auch durch unser Beispiel, daß ein mäßiger Genuß erheiternder Getränke sich sehr gut mit der Würde eines Menschen verträgt, und man wird uns über kurz oder lang troß alledem und alledem als die alleinigen der Nachahmung würdigen Apostel echter Temperenz allenthalben anerkennen müssen.

Die amerikanische Sekte der Zitterer.

Ein Beitrag zur Krankheitsgeschichte der Seele.

„Die Welt glaubt nie so gern, was wahr,
Als was kurios und wunderbar.“
(Hudibras.)

Es ist sicherlich eine eigentümliche Erscheinung, daß keine andere Religion so viele heterogene Sekten hervorgebracht hat, wie gerade die christliche; wie sehr nun diese Diminutiv-Kirchen auch in ihren weltlichen und geistigen Angelegenheiten differieren mögen, zwei Eigenschaften haben sie jedoch fast allgemein, nämlich das Bewußtsein eigner Unfehlbarkeit und die häufig in Thätlichkeit ausartende Intoleranz. Der Bildung einer neuen Sekte folgt stets die einer neueren angeblich als verbesserte Auflage auf dem Fuße, und obgleich dieses historische Faktum auf der einen Seite das Vorhandensein des religiösen Gefühls im Volke und das Bedürfnis der Religion zur Evidenz konstatiert, so liefert auf der andern Seite „die Dogmatik“ jener „alleinseligmachenden“ Neuerer auch den untrüglichsten Beweis von der Ewigkeit menschlicher Narrheit. Alle jene Reformatoren berufen sich natürlich auf eine und dieselbe Bibel, aber um für die merkwürdigen Ideen ihres kranken Gehirns auch noch eine Spezialstütze zu haben,

haben fast alle einen auf göttlichen Privat-Inspirationen beruhenden Pendant dazu herausgegeben. In bezug auf die Bibel sind sie meistens orthodox im höchsten Grade und halten dieselbe für den direkten, untrüglichen Ausfluß himmlischer Weisheit; wo jedoch der tötende Buchstabe etwas allzugrell von der menschlichen Erfahrung absticht, da wenden sie sich auch ausnahmsweise, wie weiland Luther, an die sonst nur mit Grausen gedachte Vernunft und vindizieren somit dem Geiste die Eigenschaft des Lebendigmachens. Sonst verstehen sie unter jenem „Geiste" nur ihren eignen, der unmittelbar aus der Quelle der Inspiration schöpft. Ja, es wird noch lange dauern, ehe die nicht zu bestreitende Wahrheit des Satzes, daß es auf der ganzen Welt keine zwei Menschen gibt, die mathematisch genau dasselbe glauben, mit jener humanen Konsequenz zur praktischen Anerkennung kommt, denn dadurch fielen selbstverständlich jede dogmatische Unfehlbarkeit und die darauf beruhenden sektionären Organisationen zusammen. Die Anerkennung dieses Satzes wäre ein unbestreitbarer Fortschritt; jene neuen Sekten sind jedoch meistens ein offenbarer Rückschritt, auch wenn man sie als Rückschritt zu dem sehr unbestimmten Urchristentum bezeichnet.

Aber sind deshalb jene religiösen Bewegungen nun in Bausch und Bogen zu verwerfen? Durchaus nicht; denn sie zwingen doch viele zum selbständigen Nachdenken über Dinge, die sie früher unbeobachtet liegen ließen, und das Lesen gegnerischer Schriften erschüttert denn doch häufig den blindesten Autoritätsglauben.

Der Mensch fängt an zu vergleichen und zu kritisieren und gebärdet sich als Rationalist, d. h. er folgt in zweifelhaften Fällen lieber seiner Vernunft, als daß er blindlings das glaubt, was für ihn absolut unverständlich ist. Oder sollte er vielleicht doch der Unvernunft folgen?

Die zahlreichen Versuche, jene leidige Vernunft und die Ergebnisse der exakten Wissenschaften mit den durch Jahrhunderte langen Unverstand und Pfaffeneinfluß geheiligten Traditionen in Einklang zu bringen, haben, trotzdem sie an und für sich nicht anders als erfolglos sein konnten, doch in sofern ihre Bedeutung, als wir sie bei vielen allgemein historischen Ereignissen als partielle causa movens im Hintergrunde erblicken. Dem Fortschritte günstige Resultate haben jene Versuche nur wenige aufzuweisen; eine Versöhnung zwischen dem orthodoxen Wunder-Christentum und der auf Naturforschung beruhenden Weltanschauung gehört überhaupt zu den vielen Dingen der Unmöglichkeit. Währenddem die freieren Führer auf der einen Seite die Resultate der Wissenschaften stillschweigend anerkannten, oder sich, um sich mit ihren Ansichten und Lehren bei den Gebildeten nicht zu kompromittieren, denselben gegenüber passiv verhielten, machte ein verführter Teil der Masse, die gewohnt ist, andere für sich denken zu lassen, beständig Rückschrittsbewegungen, und die Sektenbildung ging nur aus ihrer Reihe vor sich, auch aus ihrer Mitte heraus. Gelehrte finden sich daher unter diesen Duodezreformern sehr selten oder gar nicht; desto mehr aber Visionäre, Schwärmer, Betrogene und Betrüger. Jene Agitatoren zu ignorieren, wäre unrecht; denn sie wirken immer gestaltend auf den Charakter ihrer Verehrer und somit auch auf den Gang der Geschichte. Bildung und Kenntnisse werden bei ihnen ersetzt durch einen thätigen Glaubenseifer, ein oft erstaunliches Organisationstalent und einen achtunggebietenden, den Tod nicht scheuenden Mut in der Verteidigung dessen, was sie für das allein Wahre, Gute und Schöne halten. In diese Kategorie gehört auch der Stifter, oder vielmehr die Stifterin der sonderbaren Sekte, welcher die nachstehenden Zeilen gewidmet sind.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts kam der in der

Grafschaft Leicester geborene George Fox in einsamen Stunden beim Schafehüten zur Überzeugung, daß der Gottesdienst der englischen Hof-Kirche größtenteils auf leerem Zeremoniell beruhe und sich überhaupt weit von dem Urchristentum entfernt habe. Er warf sich also zum Bußprediger auf, bereiste Holland, Deutschland und Nordamerika im Interesse seiner Ansichten, ohne jedoch merkliche Erfolge zu erzielen. Erst nach seinem 1691 erfolgten Tode widmete man seiner Lehre mehr Aufmerksamkeit und die Gesellschaft der Freunde oder Quäker faßten festen Grund. Sie hielten die Bibel für die einzige endgültige Offenbarung Gottes und der rechtzeitigen Erleuchtung des heiligen Geistes. Auf Äußerlichkeiten legten sie, als sich mit dem Geiste des Christentums nicht vertragend, keinen Wert; sie redeten jeden mit du an, nahmen vor niemand den Hut ab, opponierten dem Kriegsdienst und der Eidleistung und zeigten sich als hartnäckige Bekämpfer der Sklaverei in jeder Form. Ihre Streitigkeiten schlichteten sie in den monatlichen Versammlungen, wo auch Ehen in der einfachsten Weise, indem sich Braut und Bräutigam das Gelöbnis ewiger Treue gaben, abgeschlossen wurden.

Der Hauptvertreter dieser Sekte ward William Penn, der große Summen auf ihre Verbreitung verwandte und es durch seinen Einfluß und sein Ansehen dahin brachte, daß den Quäkern der Eid erlassen wurde und daß ihm der Staat Pennsylvanien zur Besiedelung überlassen ward.

Der von Fox ausgestreute Same wirkte jedoch in anderer Weise fort, und das nächste Resultat war eine Spaltung der jungen Kirche, indem sich die „Vereinigte Gesellschaft der Gläubigen an die zweite Erscheinung Christi“ bildete, deren Mitglieder man gewöhnlich mit dem Namen „Shakers“ oder Zitterer bezeichnet.

Die Shakerei ist nun nach den Ansichten ihrer Bekenner das letzte Stadium der christlichen Kirche auf Erden; aber

sie würde auch zugleich das letzte Stadium der Menschheit sein, wenn sich jeder ihr anschlösse; denn sie verwirft die Ehe als unheiliges und unchristliches Institut. Sie suchen sich sogar zu belügen, daß, wie es in einer ihrer Schriften heißt, ein jeder Fortschrittsmann der Gegenwart ihren Ideen huldige, wonach es nun leider noch weniger Fortschrittsleute geben muß, als wirklich existieren.

Gleicher Quelle zufolge finden sich Anhänger der Shaker-Prinzipien überall zu allen Zeiten der Weltgeschichte, einerlei welchen Namen dieselben auch führen mochten. Persien, China und Indien hatten ihre Asketen und Palästina seine Essener, von denen der ältere Plinius erzählt, daß sie ohne Privateigentum, ohne Geld und Weiber lebten und für weltliche Ehren gänzlich unempfindlich waren. Daß sie sich, da sie ohne Geld waren, auch ohne Weiber behelfen mußten, ist klar, denn ohne jenes Mittel hat's sich zu keiner Zeit mit Frauen leben lassen. Die Shakeransicht, daß sich die Menschen von jeher von dem tierischen Bündnisse der Ehe voll Abscheu abgewandt hätten, dürfte sich jedoch ebensowenig wie die sonstigen Ergebnisse ihrer originellen Geschichtsforschung als stichhaltig erweisen, denn die Ausnahmefälle übersteigen in jener Beziehung wenigstens die „Regel“ um das Tausendfache. Doch die Anhänger einer jeden neuen „Lehre“, so albern und naturwidrig sie auch immerhin sein mag, suchen derselben gern durch Belege wahlverwandter Ideen aus dem dunkeln Altertume eine weihevolle Ehrwürdigkeit zu geben. Es macht natürlich nichts aus, wenn dieselben an den Haaren herbeigezogen oder wohl gar noch selbst erfunden werden müssen; in letzterem Falle kann man sich ja allenfalls mit der christlichen Erlaubnis der Notlüge entschuldigen.

Doch die Shakers haben der Weltgeschichte, soweit sie sich überhaupt darum bekümmert haben, einen sonderbaren

Stempel aufgedrückt; schon ihre Einteilung derselben ist charakteristisch genug, um auf ihre spezielle Auffassung der historischen Details zur Genüge schließen zu lassen. Die Weltgeschichte besteht aus vier großen Kreisen, von denen drei bereits der Vergangenheit angehören und der vierte sich jetzt vollzieht, was der Prophet Hesekiel durch eine Vision anschaulich (?) gemacht haben soll, daß sie — nämlich die Kirche — eine Anzahl von Rädern sei, die sich innerhalb anderer Räder bewegten. Jeder dieser Kreise hat seinen Kulminationspunkt, in dem die physische, moralische und intellektuelle Kraft am entwickeltsten ist; danach absorbiert die religiöse Kraft alle anderen Kräfte und der Kreis findet in der Kirche Gottes jener Zeit seinen Abschluß.

Der erste Kreis endete mit der Sündflut und sah in Noah sein Ideal verkörpert; der zweite gipfelte in der Person Mosis und der dritte in der Jesu. Letzterer Kreis war auch zugleich die Zeit des Spiritualismus; denn in Judäa trieben damals unzählige Geister ihr verbrecherisches Wesen; Tausende von Menschen waren von ihnen besessen, ja, diese Tausende verkrochen sich sogar in unvernünftige Tiere.

Im vierten Kreise erscheint nun der Erlöser zum zweitenmale, und zwar in Gestalt einer Frau; aus dem einfachen Grunde nämlich, weil eine Nation aus Männern scheinbar besteht und die männliche Erscheinung Christi bereits zu den überwundenen Standpunkten gehört. Eine wahre Kirche kann überhaupt nur durch eine neue Offenbarung Gottes entstehen, und die Aufgabe der Menschheit ist es, die dadurch empfangene Wahrheit zur praktischen Ausführung zu bringen.

Shakergesellschaften sind nun immer in der größten Epoche eines Kreises entstanden, also in der Epoche, welche der religiösen den Weg bahnte. Da nun in der Jetztzeit die natürliche und die geistige Welt mehr als je in Wechsel=

wirkung getreten, die „spirituellen“ Eigenschaften des Menschen aus ihrem Dornröschen-Schlafe gerüttelt worden sind und die religiösen Revivals oder Erweckungen überall uns die himmlische „Wahrheit“ näher zu bringen suchen, so wäre es dann an der Zeit, die Shäkergesellschaften, welche doch als der alleinige Hort unverfälschter Glückseligkeitsdogmen angesehen werden wollen, zu vermehren und so einen festeren und stärkeren Zentralpunkt für die Verkörperung der Ideen des Urchristentums und der wahren Religion zu haben.

Die längst von zahlreichen Propheten verheißene Zeit des neuen Himmels und der neuen Erde ist da, das Reich des Messias bricht an, die Hochzeit des Lammes kann gefeiert werden und das neue Jerusalem sich aus den Wolken auf die erstaunende Erde herablassen. Nun muß letztere sich noch einer gründlichen Purifikation unterziehen, die Menschheit muß ihre falschen Philosophie-Religions-Systeme mit Stumpf und Stiel ausrotten und sich den Shakern als dem einzigen göttlichen Institut unterwerfen, wonach ein Herr, ein Glaube, ein Herz und eine Stimme sein wird.

In dem hier kurz angedeuteten Sinne hatten sich im 18. Jahrhundert in England einige Mitglieder der Quäkergemeinde reformiert und eine besondere Gemeinde gegründet, auf welche Gott seine Offenbarungen haufenweise herabregnen ließ. Die Leiter derselben waren Jane und James Wardley; auch Anna Lee gehörte mit ihren Eltern dazu. Sie verwarfen wie die Quäker jedes religiöse Zeremoniell, hielten wie Christus kein Glaubensbekenntnis auf und ließen sich bei ihren Versammlungen völlig vom heiligen Geiste leiten. Hatte sich nun dieser einmal ein menschliches Werkzeug zur Bekanntmachung seiner Lehren und Prophezeiungen, oder um seinem Zorn gegen die in Grund und Boden verdorbene Menschheit in Worten Luft zu machen, gewählt, so zitterte nicht allein dieses Instrument am ganzen Leibe,

sondern auch die andern Anwesenden liefen und hüpften wie besessen im Zimmer umher, und wer sie beobachtete, glaubte sich plötzlich in ein Narrenhaus versetzt.

Solche „Gottesverehrung" machte natürlich bald Aufsehen und zog eine Menge Neugieriger herbei, welche die Fenster der Erweckungslokale einschlugen und die „Heiligen" mitunter furchtbar mißhandelten, was natürlich auch kein Beweis war, daß sie auf einer erhabeneren Stufe des Christentums standen.

Diese Meetings wurden in der Umgegend von Manchester abgehalten und im Jahre 1770 wurde Ann Lee als die „Mutter in Christo" anerkannt, und zwar auf Grund folgender von ihr natürlich selbst erzählter Vision:

„Ich sah den Herrn Jesum in seinem Königreich und in seiner Majestät. Er machte mir das Geheimnis kund, worin das Mittel der Erlösung des so unbeschreiblich tief gesunkenen Menschen bestehe, und seit jener Zeit fühlte ich mich stark genug, gegen die Sünde, die Wurzel alles Übels, anzukämpfen. Die Kraft Gottes strömte in meine Seele gleich einer Quelle lebendigen Wassers und befähigte mich, gegen die Begierde des Fleisches anzukämpfen."

Diese Ann Lee wurde am 29. Februar 1736 in Toad Lane (jetzt Tods Street) zu Manchester geboren; ihr Vater war ein armer ehrlicher Schmied, und da er eine aus 8 Kindern bestehende Familie zu ernähren hatte, so konnte er denselben nicht erlauben, ihre Kindheit mit Schulgehen und Lernen zu vertrödeln, sondern sie mußten, sobald sie nur laufen konnten, Handlangerdienste verrichten, um einige Pence zu verdienen. Auch Ann lernte daher weder lesen noch schreiben und brachte ihre Kindheit und Jugend teilweise in einer Baumwollenspinnerei und teils als Köchin in einem Hospitale zu. Nach einer von ihr existierenden Personalbeschreibung war sie mittlerer Statur, hatte helle Ge-

sichtsfarbe, blaue Augen und kastanienbraunes Haar. Ihr Blick war scharf und durchdringend, doch flößte er Vertrauen und Achtung ein. Auf ihrem Gesichte lag ein tiefer Ernst und eine gewisse schwer zu beschreibende Feierlichkeit; wenn der heilige Geist über sie kam, sah sie wie ein Engel aus und sprach wie einer, „der Gewalt hat".

An kindlichen Spielen fand sie kein Vergnügen, desto empfänglicher aber war sie für jeden religiösen Eindruck. Mit dem Alter nahm auch ihr Abscheu vor Sünde, besonders vor der geschlechtlichen, zu, und um sie zur Heirat mit dem Schmiede Abraham Stanley zu bewegen, mußten ihre Eltern ihre ganze Überredungskunst aufbieten. Sie gebar demselben 4 Kinder, die jedoch alle als Säuglinge starben. Da Ann beständig von ihrer schweren Sündenlast gequält wurde und ihr die kirchlichen Einrichtungen jener Zeit nicht die gewünschte Erleichterung gewährten, so schloß sie sich den bereits erwähnten Jane und James Wardley an, und dieselben erleichterten sich nun ihre Herzen dadurch, daß sie sich gegenseitig ihre Sünden beichteten. Ja, alle Mitglieder jener Gesellschaft schienen von einer förmlichen Beichtwut besessen zu sein, und Ann erklärte sogar, der ganzen Welt ihre Sünden beichten zu wollen. Oft schrie sie ganze Nächte hindurch so heftig zu Gott, daß sie dabei Blutstropfen wie Christus auf Gethsemane schwitzte. Als sie nun einst wegen ihres religiösen Unfuges und ihres wütenden Tanzes am Sonntage eingesteckt wurde, begab es sich, daß sich ihr der Weltheiland nahte und ihr die Fleischeslust als die Wurzel alles Übels hinstellte. Dieselbe müsse unter jeder Bedingung bekämpft werden, wenn der Mensch selig werden wolle. Diese „frohe" Botschaft trug ihr den Titel „Mutter Ann" ein, unter welchem Namen sie seither von ihren Anhängern verehrt wurde.

Ihr Leben war mehrmals in Gefahr. Einstmals wurde

sie von einer aufgeregten Volksmenge aus ihrem Hause geholt, in ein Gefängnis geschleppt und daselbst in eine Zelle gesperrt, die so klein war, daß sie nicht aufrecht darin stehen konnte. Dort wurde sie 14 Tage ohne Nahrung festgehalten, und während dieser Zeit wurde ihre Thür nicht ein einziges Mal geöffnet. Der Knabe James Whittacker, den Ann erzogen hatte, wußte jedoch in die Nähe ihres Gefängnisses zu kommen und ihr alle 24 Stunden etwas Milch mit Wein vermittelst eines durch das Schlüsselloch gesteckten Pfeifenrohres einzuflößen, so daß sie zum Erstaunen aller, als sie herausgelassen wurde, gerade so frisch und gesund aussah, wie zur Zeit, da sie ins Gefängnis gebracht wurde.

Einmal, so erzählt sie selber, hatte eine Rotte verdorbener Menschen sich vorgenommen mich umzubringen. Sie führten mich in der Nacht hinaus auf die Landstraße, ich mußte vorausgehen, und fast bei jedem Schritte erhielt ich auf einer mehrere Meilen weiten Strecke einen derben Schlag mit einem Prügel. Einem Edelmann, der in jener Gegend wohnte und der nicht wußte, was in der Nähe vorging, mußte nichts Gutes geahnt haben, denn er ließ plötzlich sein Pferd satteln und galoppierte an die Unglücksstelle, woselbst er das grausame Gesindel vertrieb.

Einmal wurde sie der Blasphemie beschuldigt und das Publikum verlangte, daß ihr die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohrt würde. Als sie nun, um sich zu verteidigen, 4 Predigern der englischen Staatskirche vorgeführt wurde, hielt sie denselben eine 4 Stunden lange Pauke über die wunderbaren Werke Gottes, wonach die Angeredeten das Zeugnis abgelegt haben sollen, sie habe sich dabei 72 verschiedener Sprachen bedient! Von jenen Theologen muß jeder mindestens ein Mezzofanti gewesen sein, um die genannte Zahl so bestimmt angeben zu können.

Sie besänftigten darauf das aufgeregte Volk jedoch nur

auf sehr kurze Zeit, denn bald nachher beschlossen die Rebellen, die Hauptshakers zu steinigen. Mutter Ann, William Lee und James und David Whittacker wurden vor die Stadt in einen Hohlweg geführt, und dann ging das Bombardieren los. Merkwürdigerweise wurde eben Niemand getroffen. Ann erzählt, daß sie sich von Gott geschützt gewußt und sich daher im dicksten Steinregen ganz wohl befunden habe.

Einstmals mußte sie an einem Winterabend ins Freie flüchten und um ihren Verfolgern nicht in die Hände zu fallen, brachte sie die Nacht auf einem zugefrorenen Teiche zu, ohne sich im geringsten zu erkälten. Wir erzählen hier selbstverständlich nach Shaker-Quellen.

Im Jahre 1774 erhielt sie nun wieder eine neue Offenbarung, in der ihr der Befehl gegeben ward, mit ihren Anhängern nach Amerika auszuwandern, um daselbst die neue Kirche Christi zu etablieren. Auch wurde ihr dabei zu gleicher Zeit angedeutet, daß die amerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit erlangen und jeder alsdann dort Gott auf seine Façon verehren könne. Diese Offenbarung wurde nun pflichtschuldigst dem auserwählten Häuflein mitgeteilt, und da dieselbe von vielen außerordentlichen Zeichen und spirituellen Manifestationen begleitet war, so erhielt jeder Gläubige die Erlaubnis, der Mutter Ann nach dem Lande der glücklichen Zukunft zu folgen. Im Mai 1774 schifften sich denn außer Ann folgende Personen nach Amerika ein: Abraham Stanley (ihr Gemahl), William Lee (ihr Bruder), James Whittacker, John Hacknell und dessen Sohn Richard, James Sheperd, Mary Partington und Nancy Lee (Nichte der Mutter Lee). Kaum waren sie auf dem Schiffe, so forderten sie auch schon die vielleicht nicht sehr große Geduld des Kapitäns durch ihr immerwährendes Singen und Tanzen heraus; derselbe verbot ihnen dieses närrische Gebaren, und als dies nicht die geringste Wirkung hatte, drohte er die

wahnsinnigen Missethäter ins Wasser zu werfen. Aber auch diese Drohung war in den Wind gesprochen; die Shakers sangen und tanzten weiter; denn sie dachten, es sei besser, Gott zu gehorchen, als dem ungläubigen Kapitän. Letzterer war jedoch der Ansicht, daß außer ihm niemand auf seinem Schiffe etwas zu befehlen habe, und machte ernstliche Anstalten, seine schreckliche Drohung zu verwirklichen. Da erhob sich jedoch auf einmal ein schauerlicher Sturm, das Schiff bekam einen Leck, durch den das Wasser mit Macht drang. Der Kapitän ward totenbleich und sagte mit zitternder Stimme, daß kein Passagier die Sonne nochmals aufgehen sehen werde. Ann aber war munter und guter Dinge, denn sie sah zwei Engel am Maste stehen, die ihr die Versicherung gaben, Gott werde sie glücklich nach Amerika gelangen lassen. Sie flößte nun den Matrosen Mut ein und stellte sich selbst an die Pumpe, als auf einmal eine mächtige Welle gegen die losgerissene Planke fuhr und sie wieder an ihre alte Stelle befestigte, so daß das Schiff vor dem drohenden Untergange bewahrt wurde. Von dieser Stunde an ließ der Kapitän seine sonderbaren Passagiere Gott verehren, wie sie wollten, und er soll ihnen in New York erklärt haben, daß sein Schiff sicherlich untergegangen wäre, wenn er nicht solche gottesfürchtige Leute an Bord gehabt hätte.

Am 6. August landeten sie in New York, und die Gesellschaft war gezwungen, sich zu trennen, da jeder so arm war, daß er sich gleich nach Beschäftigung umsehen mußte. Ann blieb auch eine Zeitlang in jener Stadt; doch als sich ihr Mann von ihr trennte und sich eine andere Gemahlin nahm, zog sie den Hudsonfluß hinauf nach Albany und ließ sich sieben Meilen davon in einer Wildnis nieder, und zwar auf der Stelle, wo jetzt das Dorf Watervlies steht. Hier versammelten sich die Mitglieder der Shakergesellschaft in

kurzer Zeit wieder und lebten während $3^{1}/_{2}$ Jahren von der übrigen Welt ganz abgeschlossen und warteten auf die zweite Ankunft Christi, als deren Bote sich Ann gerierte.

Nun begab es sich, daß im Jahre 1777 zu New Libanon im Staate New York die Leute auf einmal merkwürdig an Leib und Seele erregt wurden, und sogar diejenigen, welche stets die strikteste Befolgung der religiösen Vorschriften beobachtet hatten, wurden von dem Zweifel erfaßt, ob der Grund ihrer Hoffnung auf Erlösung wohl ein zuverlässiger sei. Die Leute hatten Visionen, daß der Tag des Gerichts nahe sei und Christus bereits vor der Thür stehe. Einige schrieen wie Wahnsinnige um Gnade; andere hingegen waren überglücklich in der festen Zuversicht, daß nun endlich Zank und Streit auf der Erde aufhören und die harmonische Gemeinschaft der Heiligen anbrechen werde.

Dieses hirnverbrannte Treiben dauerte mehrere Monate, während welcher Zeit nicht die geringste der zahlreichen Weissagungen in Erfüllung ging. Einige dieser Visionäre kamen dann allmählich wieder zu sich; andere hingegen gaben ihre fixen Ideen nicht auf, sondern sahen sich, nachdem im Frühjahr 1780 mehrere die Mutter Ann besucht und in ihr eine wahlverwandte Seele entdeckt und ihr Zeugnis gehört hatten, in ihren Ansichten bestärkt: ihre Visionen hatten sie nicht betrogen; Christus war wieder auf Erden erschienen, und zwar in Gestalt der Mutter Ann. So entstand denn die Shakergesellschaft zu New Libanon, die heute die reichste und einflußreichste aller dieser Gemeinden ist.

Die Gemeinde zu Watervlies ward nun auch allmählich Gegenstand der Verfolgung. Der Unabhängigkeitskrieg war damals im Gange und die Shakers standen im Verdacht, unpatriotische Gefühle zu hegen, und zwar weil sie sich überall, wo sie Gelegenheit dazu hatten, gegen den Krieg im allgemeinen aussprachen. Es wurde ihnen also befohlen, nach

Albany zu kommen, um den Eid der Treue zu leisten, und da sie erklärten, das Schwören sei ebenfalls gegen ihr Prinzip, so wurden die Ältesten eingesteckt. Ihre Behandlung im Gefängnis war jedoch eine äußerst humane; man ließ sie mit ihren Gesinnungsgenossen nach Herzenslust verkehren und sie durften sich gegenseitig ihre Sünden beichten; denn daß sie an und für sich sehr harmlose, unwissende und verblendete Menschen waren, sah ihnen jeder auf den ersten Blick an. Mutter Ann sollte jedoch der englischen Armee ausgeliefert werden, und da dies für den Augenblick nicht gut ging, so brachte man sie vorläufig ins Gefängnis nach Poughkeepsie.

Gegen Ende des Jahres 1780 wurden nun die Ältesten, nachdem sie sich sechs Monate in Haft befunden hatten, auf einen Befehl des Governors George Clinton freigelassen, und auch Mutter Ann durfte sich bald danach wieder mit ihren „geistigen" Kindern vereinigen.

Sie ward allmählich von ihrer hohen Mission so sehr erfüllt, daß sie im Mai 1781 von einigen ihrer Ältesten begleitet eine zweijährige Reise in die östlichen Staaten antrat und während dieser Zeit so glücklich war, einige Personen für ihre Sache zu gewinnen. Es ging ihnen dabei häufig wie seiner Zeit dem Apostel Paulus, hier steinigte man sie und dort trieb man sie mit der Peitsche fort; aber sie entgingen immer glücklich dem oft so nahen Tode. Den sogenannten „Shakertreibern" soll es von jener Zeit an sehr schlecht gegangen und sie sollen bei jedem Unternehmen vom Unglücke verfolgt worden sein. Auch eine Beruhigung!

Mutter Ann starb am 8. Sept. 1784 zu Watervlies im Alter von 48 Jahren und 6 Monaten. Zu ihren anfänglichen Hauptverehrern gehörte ihr Bruder William Lee, ein kräftiger, furchtloser Mann, der oft seine Schwester gegen körperliche Angriffe verteidigte und zahlreiche Narben dafür

mit ins Grab nahm; dann der Visionär James Whittacker, Joseph Meacham und Lucy Wright.

Was den persönlichen Charakter der Mutter Ann anbelangt, so wird sie als äußerst gutherzig und mildthätig gegen die Armen geschildert; wo sie sich nur etwas am Munde absparen konnte, gab sie es den Notleidenden. In der Bibel sah sie den höchsten Schatz, der den Sterblichen gegeben war. So oft sie jenes Buch aufschlug, sah sie durch die Fenster des Himmels und hörte die Engel Loblieder singen.

Ihre Religion wäre jedoch sicherlich mit ihr und ihren wenigen Anhängern ausgestorben, wenn nämlich die Dummheit und der religiöse Wahnsinn überhaupt aussterben könnten und wenn nicht zu Anfang dieses Jahrhunderts in einigen westlichen Staaten die Erweckungs-Manie, bekannt unter dem Namen „Kentucky Revival“, mit neuer Vehemenz ausgebrochen wäre. Letztere Bewegung war natürlich ebenfalls mit merkwürdigen Träumen und Visionen verknüpft und die unerklärlichsten Dinge wurden mit ihr in Verbindung gebracht. Daß diesmal ganz sicher der jüngste Tag vor der Thür stand, unterlag nicht mehr dem geringsten Zweifel. Die Shakers von New Libanon machten sich denn auch so schnell wie möglich diese Bewegung zu nutze und schickten aus ihrer Mitte drei Missionäre nach Kentucky. Dieselben marschierten zu Fuß nach dem Lande ihrer Bestimmung, teilten ihre Weisheit aus und fanden auch eine ziemliche Anzahl von Anhängern. Dann durchstreiften sie Ohio, und da sie inzwischen ausgefunden hatten, daß der reiche Farmer Malcham Worley zu Turtle Creek in Warren County eine Hauptrolle bei den Erweckungen gespielt hatte, so eilten sie, da sie bei ihm die in Amerika so seltene und ihnen so erwünschte und nötige Gastfreundschaft witterten, so schnell wie möglich zu ihm. Dieser konfuse Malcham war

nun überglücklich, als er den Zweck ihrer Mission erfuhr; denn er sah nun auf einmal alle seine Ahnungen bestätigt und seine Hoffnungen erfüllt. Augenblicklich nahm er und seine Familie den Shakerglauben an und sein Einfluß bahnte demselben auch noch in anderen Familien den Weg. Von Ohio brach sich das neue Evangelium nach Indiana Bahn.

Heute existieren 18 Gesellschaften in Amerika, von denen die jüngste im Jahre 1805 gebildet wurde. Jede dieser Kolonien ist in verschiedene Familien eingeteilt, die eine vollständige Organisation für sich und eigne Beamten haben. New Libanon hat davon 8 Familien; die gesamten Shakerkolonien zählen 58 Familien mit einer Gesamt-Mitgliederzahl von circa 2500. Der Glaube der Shaker beschränkt sich nur auf Amerika, und zwar weil, wie sie sagen, die Anhänger desselben nur in einer Republik, wo die Freiheit der Person, der Rede, des Gewissens und der Presse garantiert sei, ungehindert ihren Ansichten im Leben Ausdruck verleihen können. Ihre Kolonien, die auf dem kommunistischen Prinzip beruhen, sind alle von finanziellem Erfolge begleitet, was sie jedoch weniger ihrer einfachen Lebensweise und ihrem ausdauernden Fleiße, als ihrem besondern religiösen Systeme zuschreiben. Sie sagen, die Kolonien von Owen und Fourier hätten sich desselben Erfolges versichern und ihren Bankrott vermeiden können, wenn sie die Mutter Ann verehrt hätten.

Die Shakers eignen, da ihre Hauptbeschäftigung Agrikultur und Hortikultur ist, zusammen ungefähr 100,000 Acker Land, die sie teilweise selbst bebauen und teilweise durch Tagelöhner bebauen lassen.

Die bereits mehrmals erwähnte Gesellschaft zu New Libanon organisierte sich im Jahre 1787, und zwar unter Leitung des ehemaligen Baptistenpredigers Joseph Meacham. Da die Mitglieder alle sehr arm waren, so stieß die Durchführung des kommunistischen Prinzips auf keine besonderen

Schwierigkeiten; auch waren die meisten der Leute an Entbehrungen aller Art gewöhnt, so daß ihnen die anfangs notwendige Sparsamkeit und Beschränkung in allen Bedürfnissen nicht so drückend vorkam. Anfangs wohnten sie in elenden Loghütten, jetzt besitzen sie jedoch großartige, geräumige Backstein-Gebäude, haben die feinsten Ackerbau-Maschinen und eignen ungefähr 6000 Acker Land, wovon der größte Teil im Staate Massachusetts liegt. Ihre Kolonie besteht aus 8 Familien, von denen jede von 30—150 Personen beiderlei Geschlechts zählt. Jede dieser Familien wohnt in einem kasernenartigen Gebäude, und da sich alle Shakers als wirkliche Glieder einer Familie betrachten, so gilt daher jeder geschlechtliche Umgang für Blutschande; auch sind sie, wie sie sagen, der festesten Überzeugung, daß im Cölibate größere Freuden verborgen seien, als im ehelichen Leben. Nun, das sind Geschmacksachen.

Wenn sich ein Mann und eine Frau zufällig begegnen, so dürfen sie nicht miteinander sprechen, ohne daß eine dritte Person, die über zehn Jahre alt ist, dabei ist. Kein Shaker darf auch einer ungläubigen Frau die Hand drücken; kommt das Umgekehrte vor, so muß dieser Fall augenblicklich der Behörde zum Zwecke der Untersuchung angezeigt werden.

Jede dieser Kasernen hat eine Versammlungshalle, wo die Shakers mehrmals die Woche zum Zwecke religiöser Übungen zusammenkommen; auch halten die Brüder und Schwestern öfters Privatbetstunden in ihren Zimmern ab.

Sie essen gemeinschaftlich in einem großen Saale; für diejenigen, welche dem Vegetarianismus huldigen, wird ein besonderer Tisch gedeckt. Das Essen von Schweinefleisch haben alle Gesellschaften seit dem Jahre 1840 aufgegeben. Spirituosen dürfen bloß genossen werden, wenn es der Arzt für notwendig erachtet. Der Gesundheitszustand ist wie in allen amerikanischen kommunistischen Kolonien ein äußerst guter.

Bei demjenigen, der Mitglied einer solchen Gesellschaft werden will,

„Erkundigen sich die Herrn Examinatores
Nach seinen bisherigen Sitten und Mores
Und fragen ihn, ob er als Lump
Angelegt gar manchen Pump.“

Er muß alsdann alle seine Schulden bezahlen, und für jedes Unrecht, das er seinen Mitmenschen zugefügt hat, muß Verzeihung erlangt werden; auch darf er in keinen Prozeß irgendwelcher Art verwickelt sein. Vermögen ist zur Aufnahme keins erforderlich, weshalb sich auch stets solche als Kandidaten melden, die nicht mehr Röcke als Rücken, aber meistenteils mehr Füße als Stiefel haben. Die Shakers geben sich nicht die geringste Mühe, irgendwie Proselyten zu werben; wer sich ihnen anschließen will, muß dies gänzlich aus freien Stücken thun; auch nehmen sie keinen gläubigen Mann an, wenn er sich nicht vorher mit seinem ungläubigen Weibe rechtmäßig abgefunden oder ihre schriftliche Zustimmung zu seinem Vorhaben aufzuweisen hat.

Die Gesellschaft der Shakers hält sich daher auch nicht verantwortlich für Schulden, die eins ihrer Mitglieder vor seinem Eintritt gemacht hat.

Die Shakers werden in mehrere Klassen eingeteilt. Die erste bilden die sogenannten Novizen, diejenigen Leute nämlich, die noch mit ihrer Familie zusammen wohnen und ihre Angelegenheiten selber ordnen, aber in sofern mit den Shakern in Verbindung stehen, als sie die Lehre derselben befolgen. Sie werden auch so lange als Brüder und Schwestern betrachtet, als sie den ihnen gegebenen Vorschriften genügen und durch ihr Auftreten Zeugnis ablegen, daß sie tauglich seien, in die Glaubens-Gemeinschaft der Mutter Ann aufgenommen zu werden. Sie müssen sich also befleißen, an der rechten Erkenntnis von Tag zu Tag zuzunehmen. In

bezug auf ihr Vermögen und ihre Familienangelegenheiten werden sie nicht von der Gesellschaft kontrolliert.

Kinder werden nur auf ihr eignes Verlangen und mit der ausdrücklichen Erlaubnis ihrer Eltern aufgenommen; sie werden liebevoll in jeder Beziehung behandelt, erhalten Unterricht in Religion und biblischer Geschichte und müssen auch ein Handwerk erlernen, so daß sie befähigt sind, sich ihren Lebensunterhalt selber zu verdienen, auch wenn sie sich späterhin den Shakern nicht anschließen. Da die Shakers jedoch mit ihrer Propaganda bei Kindern nicht sehr erfolgreich gewesen sind, so weisen sie jetzt, wo sie nur können, dieselben meistens zurück.

Die zweite Klasse ist die sogenannte Junior-Klasse. Die Mitglieder derselben sind irgend einer Shaker-Familie zugeteilt und widmen derselben ihre Dienste. Auch dürfen sie derselben ihr Eigentum zur Benutzung überlassen, doch wird ihnen dasselbe zurückerstattet, sobald sie Lust verspüren, lieber Nicht-Shakers zu bleiben. Löhne erhalten sie in dieser Periode keine; doch wird ihnen für ihre Arbeit alles geliefert, was zu des Lebens Nahrung und Notdurft gehört.

Die dritte oder Senior-Klasse, auch „Church Order“ genannt, besteht aus solchen, die genügend Zeit und Gelegenheit gehabt haben, das Leben und die Lehre der Shakers kennen zu lernen und die also auf dem Sprunge sind, sich der Gesellschaft mit Hab und Gut und Leib und Seele anzuschließen. Sie müssen sich feierlich verpflichten, ihr Leben und Eigentum Gott zu weihen und nie gegen die Gesellschaft noch gegen einzelne Mitglieder derselben gerichtliche Klagen zu führen. Will einer derselben nun späterhin doch aus der Gesellschaft scheiden, so hat er keine Ansprüche auf Lohn für seine Arbeit, noch kann er rechtmäßig sein mitgebrachtes Gut zurückverlangen, was ihm natürlich vor der Aufnahme klargemacht wird. Es ist jedoch bei den Shakern Gebrauch,

denjenigen, der friedlich zieht, nicht mit leerer Hand ziehen zu lassen.

Die Zentral-Exekutive jeder Kolonie bildet ein aus zwei Brüdern und Schwestern bestehendes Ministerium; außerdem hat jede einzelne Familie ein ähnliches Komitee für geistige Angelegenheiten. Für die sogenannten Temporalien sorgen zwei Diakone und zwei Diakonissinnen. Daß die Shakers praktische Weiberrechtler sind, geht hieraus hervor; überhaupt bilden sie sich ein, die heikle Frauenfrage gründlich gelöst zu haben, wie sie sich denn auch sonst gar manches einbilden.

Und worin besteht denn eigentlich diese heikle Frage? Nach der Ansicht der Shakers einfach darin, daß die Frauen nicht gezwungen werden sollen, Gesetzen, die sie nicht gemacht haben und die sie vielleicht verachten, zu gehorchen. In dieser Hinsicht haben sie sie allerdings gelöst; ebenso auch die sogenannte Frage der Hautfarbe.

Ihre kommunistische Lehre begründen sie einfach mit dem Satze: Im Himmel hat doch jeder teil an derselben Seligkeit und denselben Gütern; warum also nicht auch auf Erden? Auch die Jünger Christi hatten alles gemein, und wer Jesum nachfolgen wollte, mußte erst alles, was er hatte, verkaufen und einen Teil den Armen geben. Auch zeigen sie gern, wie überhaupt die Kommunisten, auf das große Elend der Fabrikdistrikte hin, was natürlich durch ihr Prinzip beseitigt wird.

Nach ihren religiösen Ansichten gilt Christus als der Urheber des wahren Glaubens. Die erste christliche Kirche war geistig fruchtbar und zeugungsfähig, gerade wie Adam körperlich fruchtbar und zeugungsfähig war, ehe die Eva entstand.

Dieser duale Christus war der Bringer der neuen Offenbarung; dieselbe bestand erstens in der von Moses

nicht deutlich gelehrten Unsterblichkeit der Seele und zweitens in der Auferstehung derselben. Dies sind nämlich zwei sehr verschiedene Grundsätze; der erste lehrt den Fortbestand der Seele, nachdem sie ihre irdische Hülle abgestreift hat, und der zweite das Erwachen eines neuen geistigen Lebens derselben.

Wie die Keime der zukünftigen Eigenschaften des natürlichen Menschen schon im Kinde sich bemerklich machen, so liegen auch die Eigenschaften des zukünftigen geistigen Menschen schon in der Seele des körperlich alt gewordenen Mannes, deren Hervortreten durch die Kraft, welche das physische Leben zerstört, beschleunigt wird. Christus meint diese zwei Leben, wenn er sagt: „Wer sein Leben retten will, muß es verlieren; wer sein Leben verliert um meinetwillen, soll es finden und bis zum ewigen Leben behalten!“

Doch wir wollen uns bei der Darstellung der Shakers kurz fassen; überzeugend und klar sind dieselben ja doch nur den Eingeweihten und wir denken mit Mirza-Schaffy:

„Das dem gemeinen Mann Unverständliche
Hat seinen Urgrund im Unverstand.“

Jeder geschlechtliche Umgang wird von den Shakern für eine Todsünde gehalten; im Frauendienste darf kein Speer mehr gebrochen werden. Wer also mit Konrad von Würzburg denkt:

„Alle Schulen sind gar wie Wind,
Bis auf die Schul' allein,
Wo der Minne Jünger sind,“

oder den Satz des Demokritos-Weber, daß die angewandte Mathematik kein Werkzeug erfunden habe, welches soviel vermag als das „Ewig-Weibliche“, das uns so gewaltig „hinanzieht“, für richtig befindet, hat so wenig Anlagen zum Shaker wie ein Elefant zum Versemachen.

Das physische Leben soll ja unter jeder Bedingung zer-

stört werden, damit das geistige Leben mit geistigem Körper seinen Anfang nehmen kann. Wer sich verheiratet und Kinder erzeugt, ist ein verblendetes Kind der Welt, das auf dem Wege zur Vollkommenheit noch weit zurück ist.

Ein anderes Prinzip, das die Shakers von den Quäkern geerbt haben, ist die Opposition gegen den Krieg und gegen die Vergeltung einer Beleidigung, wofür sich bekanntlich zahlreiche Belege in der Bibel auffinden lassen. „Wenn dich jemand auf die rechte Backe schlägt, so halte ihm die linke auch dar.“ „Liebe deinen Feind! Thue wohl denen, die dich hassen!“ u. s. w.

Weiter verpflichten sich die Shakers, nicht nach weltlichen Ämtern zu streben. Christus war ja auch nicht gekommen, zu herrschen; es wurden ihm vom Satan Königreiche angeboten, doch er schlug sie aus; auch sagte er: „Wer der Größte unter euch ist, der diene den andern.“

Die Erlösung der Welt durch Christum war keine vollständige und ist, weil sich der Mensch beständig aufs neue durch den Umgang mit Frauen verunreinigt, eine zweite notwendig. Christus selber blieb dieser Sünde fremd; denn er führte ein keusches Leben. Johannes sagte den Soldaten: „Thut niemand Gewalt noch Unrecht!“ Denn die Sünde bestand nicht darin, Soldat zu sein, sondern im Unrechtthun; so auch besteht die Sünde eigentlich nicht im Verheiraten, sondern im Genuß fleischlicher Lüste.

Die Shakers halten sich, wie fast jede andere christliche Sekte, mit ihren Lehren für unfehlbar, auch wenn sie dies nicht durch einen besonderen Glaubens-Artikel konstatieren; der Katholizismus ist ihnen in tiefster Seele verhaßt und die Protestanten mit ihren starren Dogmen bedauern sie ebensosehr, denn sie verharren ebenfalls in ihren Sünden und mangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollten.

Durch die Shakerlehre ist das Christentum erst zum

vollständigen Abschluß gelangt; es hatte bisher in Christus seinen Vater, nun aber hat es auch eine Mutter, nämlich in der Ann Lee, welche eigentlich nur die weibliche Wiederkunft des Vaters, also Fleisch von Christi Fleisch und Bein von Christi Bein war. Weshalb sich nun diese Mutter des Christentums im Gegensatz zum Vater verheiratete und, wie ihre frühgestorbenen Kinder beweisen, auch nicht keusch lebte, trotzdem sie doch so sehr für das Cölibat zu schwärmen vorgab, ist schwer zu erklären; die Shakers scheinen darüber noch nicht nachgedacht zu haben, denn sie hätten doch sicherlich auch eine Antwort ausgefunden, was bekanntlich in religiösen Fragen eine Leichtigkeit ist.

Da Gott ein Geist ist, so kann er auch nur im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden. Hat sich also der Geist im Gebet Gott genaht, hat er seine Sünden eingestanden (als ob dies bei der Allwissenheit Gottes überhaupt nötig wäre) und bereut, so überkommt ihn ein mächtiges Gefühl der Glückseligkeit, das ihn unwiderstehlich zwingt, sich in Singen und Tanzen Luft zu machen. Wie wenig kennen doch die orthodoxen Geistlichen die Bibel, wenn sie das Tanzen als eine Sünde hinstellen und es unter keiner Bedingung am Sonntage erlauben? Der jüdische Sabbat war ein Tag der Freude; die Hungrigen wurden gespeist, die Armen gekleidet und dem Herrn gedient mit Singen und Tanzen; denn die Juden drückten dadurch ihre Freude und Dankbarkeit aus, wie der heutige Amerikaner seine Festtagsstimmung durch Flintenschüsse und Whiskeysaufen. Auch tanzte bekanntlich David vor der Bundeslade. Daß die Shakers das Tanzen nicht verpönen und es sogar als einen Teil ihres Gottesdienstes betrachten, ist allerdings den puritanischen Bestrebungen amerikanischer Geistlichen gegenüber eine kühne That; inkonsequent von den Shakern ist es jedoch, den Genuß der gegorenen Getränke zu verwerfen und gänz-

liche Abstinenz zu predigen, da doch auch die Bibel von mehreren „frommen" Männern erwähnt, daß sie „Yayin" tranken und davon berauscht wurden. Es ist natürlich nicht nötig, das Berauschen als religiösen Kultus aufzustellen, aber man sollte doch aus Hochachtung vor der Bibel der edlen Gottesgabe des Weines ihr durch Jahrtausende alten Gebrauch geheiligtes Recht lassen und einen mäßigen Genuß gütigst erlauben. Doch der Wahnsinn des Shakers scheint nicht immer Methode zu haben.

Die bereits erwähnten vier weltgeschichtlichen Kreise finden sich auch im Himmel, oder vielmehr in der Geisterwelt wieder. Jedes menschliche und bereits den Weg alles Fleisches gegangene Individuum befindet sich gegenwärtig in einem dieser Kreise, von denen ein jeder seinen besondern Himmel und seine spezielle Hölle hat.

Die bösen Antediluvianer, welche Noahs Predigten verlachten, mußten in die Hölle des ersten Kreises spazieren, währenddem die wenigen damals lebenden Frommen im Himmel Platz fanden. Die schlechten Juden wurden nach der zweiten Hölle geschickt; die guten hingegen, z. B. Abraham, Daniel, David (trotz seines Umgangs mit der Frau des Urias?) u. s. w., in den zweiten Himmel.

Der Apostel Paulus wurde in den dritten Himmel entrückt; es war dies der Himmel des dritten Kreises oder des ersten Kreises der christlichen Kirche. Jesus ging in den vierten Himmel, als er von der Erde schied. — Wie genau die Shakers doch informiert sind!

Jedes Individuum trägt die Hölle zuerst im Busen herum, und nach dem allgemein gültigen Gesetze der Affinität sammeln sich jene homogenen Gesellen in der Geisterwelt und quälen alsdann einander auf jede erdenkliche Weise; die mit dem Himmel im Herzen Begabten thun natürlich von allem das Gegenteil.

Diese erste Hölle besuchte auch Christus nach seinem Tode und sein Weg führte ihn bei dieser Gelegenheit durch den zweiten Himmel, welcher vorzugsweise „Paradies“ benamset ist. Dies wird dadurch bewiesen, daß Christus am Kreuze zu seinem reuigen Genossen sagte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Daß die Shakers scharf sind, muß ihnen der Neid lassen. Auch wissen sie ganz genau, daß Christus auf jener Reise das Evangelium der Erlösung predigte.

Die Organisation des vierten Himmels ist gegenwärtig im Werke; derselbe soll die andern, sobald er fertig ist, ersetzen, und dort findet auch eine endgültige Trennung der Guten und Bösen statt. Vor der zweiten Ankunft Christi ist es jedoch keinem Menschen gegeben, die Vollkommenheit zu erlangen, welche zu jenem Himmel als Einlaßkarte unentbehrlich ist. Jeder Kreis, auch „Dispensation“ genannt, hat im Himmel und auf Erden seine wahre Kirche, welch beide miteinander in sofern in Wechselwirkung stehen, als die Kirche des Himmels die überflüssigen Brosamen von ihrem Weisheitstische dem irdischen Pendant überläßt. Jede dieser Kirchen hat auch ihren speziellen heiligen Geist; die allgemeine Annahme der Pluralität jenes Wesens würde nach der Ansicht der Shakers auf manche dunkle Stelle der Bibel ihr Licht der Klarheit werfen.

Die Fundamentaldoktrin der Shakers ist also die Existenz eines in der Gottheit verbundenen ewigen Vaters und einer Mutter, welche als die Stammeltern aller Engel und Menschen angesehen werden müssen. Im ersten Kreise existiert Gott nur als Geist; im zweiten ward von den Menschen die Frage aufgeworfen: Wo und was ist er? und die allerdings sehr bündige und verständige Antwort darauf hieß: Ich bin, der ich bin!

Im dritten Kreise, nachdem sich inzwischen die „Spiri-

tualität" im Menschen entwickelt hat, gleicht Gott dem Wasser, das uns bis an die Lenden reicht, währenddem es uns im ersten bloß bis an die Knöchel und im zweiten bis an die Knie ging.

Im vierten Kreise nimmt das Wasser dieser „Spiritualität" solche Tiefe an, daß sie kein Sterblicher mit dem längsten Senkblei ergründen kann; alsdann offenbart sich Gott auch in seiner weiblichen Natur, als ewige Mutter. Als solche ist er der Inbegriff aller Liebe und die Quelle aller guten weiblichen Eigenschaften, wohingegen er als Vater der Urgrund des Wissens und der Macht ist; er ist der Allmächtige, der groß und schrecklich in seiner Majestät ist. Dieser Dualismus der Gottheit ist auch schon klar und deutlich in der mosaischen Schöpfungsgeschichte ausgedrückt: „Gott sprach, lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei!" und so wurde Adam geschaffen, der also eine männliche und eine weibliche Natur (Eva) in sich vereinigte. Auf die Eva sind, beiläufig bemerkt, die Shakers nicht gut zu sprechen; es wird ihr sogar von ihnen nachgesagt, sie habe während einer Periode von hundertdreißig Jahren (?) mit einer großen Anzahl von Teufeln geschlechtlichen Umgang gepflogen und Kain soll der Sohn eines solchen sein. Auch wäre noch zu bemerken, daß, als Gott seine Schöpfung mit Zufriedenheit betrachtete, und sah, daß alles gut war, die Eva noch nicht erschaffen war. Das Bild Gottes soll also die Vereinigung der zwei genannten Naturen in jenem Individuum sein; diesen Dualismus finden die Shakers in allem Geschaffenen wieder. Im Mineralreich bekundet er sich als positives und negatives Element, im Pflanzenreich tritt er schon deutlicher hervor und im Tierreich erst recht. Christus als Mann repräsentierte nur den männlichen Charakter der Gottheit; der weibliche kam in Mutter Ann zum Vorschein.

Mutter Ann war natürlich auch im stande, Wunder zu

thun; sie und ihre Hauptanhänger bewirkten, wie die Shakers dokumentarisch festgestellt haben, eine Menge Wunder durch Handauflegen; trotzdem aber beten die Shakers weder sie noch Jesum an; sie halten beide nur für Repräsentanten göttlicher Ideen, mit denen sie jedoch „spiritualistisch“ in Verbindung stehen.

Um nun auf das äußere Leben der Shakers zurückzukommen, so ist eine ihrer Haupteigenschaften die größtmögliche Reinlichkeit; an den Fußböden ihrer Zimmer und Säle könnte man getrost essen. Jedem Bruder ist zur Unterstützung eine Schwester beigegeben, die darauf sieht, daß seine Sachen in guter Ordnung sind und daß seine Kleider zur rechten Zeit gereinigt und geflickt werden; auch hat sie außerdem noch die moralische Verpflichtung, ihn wegen schlechter Angewohnheiten zu tadeln und dahin zu wirken, daß er dieselben ablegt. „Die Hand gehört der Arbeit, das Herz Gott“ ist der den Shakern von Mutter Ann gegebene Wahlspruch. Ihr Leben ist ein äußerst regelmäßiges. Im Sommer stehen sie um halb fünf Uhr auf und im Winter um fünf; eine Stunde danach frühstücken sie, und dann geht's an die Arbeit. Sie arbeiten jedoch nicht anstrengend, da sie nicht vorhaben, Reichtümer aufzuhäufen. Die Frauen arbeiten nie auf dem Felde, und die ersten Beamten beschäftigen sich in ihren Mußestunden mit Korbmachen, wobei sie sich soviel wie möglich von den übrigen fern halten.

Ihre Kleidung ist einfach und nicht der Mode unterworfen; die Männer tragen einen langen, hellblauen Rock und weiße oder graue Filzhüte mit breitem Rande; die Frauen tragen ein Kattunkleid ohne jede Verzierung und ihre röhrenförmige horizontale Kopfbedeckung ist derart eingerichtet, daß das Gesicht tief im Hintergrunde steckt.

Den Abend verbringen sie in Gesellschaft mit Singen, Besprechungen wichtiger Angelegenheiten, dem Lesen von

Zeitungen, deren Inhalt vorher jedoch einer „obrigkeitlichen“ Besichtigung unterworfen ist, u. s. w. Die Instrumentalmusik scheint sich bei ihnen keiner besondern Kultur zu erfreuen.

Bei ihrem Gottesdienste wird selten ein lautes Gebet gehört, aber desto mehr Singen und Händegeklatsche. Ihre Kirchenlieder, in denen ihre verschiedenen Lehren reimlings behandelt sind, sind 1833 zu Watervliet, Ohio, unter dem Titel „Poems and Hymns for the Use of Believers“ erschienen, doch lassen sie sie selten einem Ungläubigen zu Gesicht kommen.

Bei ihrem „religiösen“ Marschieren machen sie häufig eine Handbewegung, als ob sie etwas an sich zögen; dies nennen sie poetisch das „Einheimsen des Segens“.

Unter den Shakers befinden sich Leute aus allen Volksklassen und von jeder Bildungsstufe: Ärzte, Prediger, Farmer, Kaufleute, Soldaten u. s. w. Auch in bezug auf die ehemalige Glaubensrichtung herrscht die größte Verschiedenheit; der eine war früher Methodist, der andere Baptist, noch ein anderer Presbyterianer u. s. w. Juden und Katholiken sind jedoch sehr wenige darunter.

Wie sie der Instrumentalmusik keine große Beachtung schenken, so legen sie auch äußerst geringen Wert auf den Besitz von Büchern. „Besäße einer alle Wissenschaft der Welt und wäre nicht von Sünden frei, so ist seine Erlösung noch ungesichert“ sagen sie, und gegen solche Logik läßt sich schwer ankämpfen. Die Bibliothek des Fr. Evans, des ersten Beamten zu New Libanon, der sich gern als der jetzige Mittelpunkt der Shakerei betrachtet, besteht nur aus einigen physiologischen Werken, die man alle bequem unter dem Arm forttragen kann.

Dieser Frederick Evans ist von Geburt ein Engländer; er kam in seinem zwölften Jahre nach Amerika und

ist gegenwärtig etwas über siebzig Jahre alt, sieht aber wenigstens um zwanzig Jahre jünger aus. Er gehört seit einem halben Jahrhundert zur Gesellschaft von New Libanon und hat in dieser Zeit als Redner und Schriftsteller für den Glauben an Mutter Ann mit Fleiß und Enthusiasmus gewirkt. Sein Steckenpferd ist die Makrobiotik, und dies ist auch die einzige weltliche Wissenschaft, auf die er einigen Wert legt, obzwar man glauben sollte, ein echter Shaker könne gar nicht die Zeit erwarten, in den Himmel des vierten Kreises einzugehen.

Evans gab im Jahre 1869 seine Autobiographie, die er vorher auf Verlangen von J. T. Fields im Atlantic Monthly hatte erscheinen lassen, unter dem Titel „Autobiography of a Shaker, and revelation of the Apocalypse“ in Buchform heraus.

Darin erzählt er denn in möglichst trocknem Stile, daß er im Jahre 1808 zu Leominster in England geboren ward und als Knabe nicht gern in die Schule ging, da er die Bücher zu sehr haßte. Er wurde daher auch schon in seinem achten Jahre zu seiner größten Beruhigung und Freude aus der Schule genommen und blieb sich bis zu seinem zwölften Jahre selber überlassen, wonach er nebst seinem Bruder von seinem Vater mit nach Amerika genommen ward. Dieser Bruder muß jedoch bedeutend „gelehrter“ als Fred gewesen sein; denn er machte sich bald nach seiner Ankunft in der neuen Heimat daran, radikale Pamphlete zu schreiben und herauszugeben, ohne jedoch damit einen andern Erfolg, als pekuniären Schaden zu erzielen. Fred war bei diesem Verlagsgeschäft als Kompagnon beteiligt, und dies hatte für ihn wenigstens das Gute, daß er sich bequemen mußte, lesen und schreiben zu lernen.

Später ward Fred Hutmacher und erbaute sich in seinen Mußestunden an den Werken Lockes, Paines und Voltaires.

Das Hauptheil der Welt erblickte er in der Einführung des Kommunismus, und er marschierte einstens mit federleichtem Gepäck und leerer Tasche den achthundert Meilen langen Weg von New York nach Massilon in Ohio, um sich eine kommunistische Gesellschaft anzusehen. Er fand dieselbe unter der Leitung des Dr. Underhill; die meisten Mitglieder waren Materialisten und Atheisten, welche den wenigen Christen unter ihnen die Schuld zuschrieben, daß die Kolonie nicht lange bestand und zwei Monate nach Evans' Ankunft sich auflöste.

Kurz danach machte Evans eine Reise, um im Auftrage einer New Yorker Gesellschaft einen Platz für eine kommunistische Niederlassung auszusuchen, und kam bei dieser Gelegenheit nach New Libanon, woselbst er von den Shakern sehr freundlich aufgenommen wurde. Er nahm sich natürlich auch sehr in acht, seinen Wirten die Gastfreundschaft durch Vorträge über seine materialistisch-atheistischen Ansichten zu entgelten; er zeigte sich hingegen auf einmal sehr willfährig, das von Mutter Ann ausgegangene Evangelium zu hören, und so ward denn plötzlich aus einem ungläubigen Saulus ein spiritualistischer Paulus. Doch, sagt er, man kann nur das wirklich glauben, wofür man thatsächliche Beweise hat, und diese Beweise wurden ihm denn auch geliefert.

In der Nacht, so erzählt er, als ich mich zu Bette gelegt hatte, hörte ich ein Geräusch, als ob eine Anzahl Tauben durch das Fenster, das doch geschlossen war, käme und an mein Bett flöge. Da der Glaube an Gespenster, der mir in meiner Jugend durch allerlei Erzählungen eingepflanzt worden war, immer noch Spuren in meinem Innern zurückgelassen hatte, so zog ich ängstlich die Decke über den Kopf und erwartete die Dinge, die da kommen würden. Bald erlangte ich jedoch meine Geistesgegenwart wieder und spürte, daß sich ein eigentümliches geistiges Phänomen ent-

wickelte. Ich war faktisch erleuchtet (illuminated) und meine Denkkraft hatte um das Hundertfache zugenommen. Ich entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß Kräfte in mir schlummerten, deren Existenz ich früher nicht geahnt hatte. Der Besuch jener Engel dauerte bis um ein Uhr.

In der folgenden Nacht kamen sie wieder. Hatten sie in der vorhergehenden hauptsächlich auf meinen Geist einzuwirken gesucht, so wandten sie sich diesmal an meinen Körper. Ich spürte ein unbeschreibliches Etwas an meinen Füßen, das mir wie Feuer, Wasser oder Elektrizität vorkam, in Wirklichkeit jedoch keins von den dreien war. Es war eine neue Kraft, ein neues Element oder wie man es immerhin nennen mag; aber es war keine Täuschung, sondern eine Thatsache, die sich langsam an meinem ganzen Körper fühlbar machte. Diese Besuche wiederholten sich regelmäßig während drei Wochen; ihr Zweck war, mich von dem Vorhandensein einer Geisterwelt und von der Möglichkeit eines Verkehrs mit derselben und dann auch von der Unsterblichkeit der Seele zu überzeugen.

Danach hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ich sah ein großes Feuer, neben dem ein nackter Mann von perfektem Körper stand; bald darauf trat derselbe mitten in die Flammen, wodurch er zu einer „living beauty“ dergestalt umgewandelt wurde, daß er keines Feigenblattes mehr bedurfte.

Nachdem ich so von der Existenz einer Geisterwelt überzeugt worden war, sagte ich: „Es ist genug!“ und dann hörten jene Manifestationen auf.

Während meiner „materialistischen“ Periode war ich öfters mit Predigern zusammengekommen, die vorgaben, an Gott, Unsterblichkeit, Himmel und Hölle zu glauben, deren Leben jedoch mit ihrem prätendierten Glauben durchaus nicht in Einklang stand. Ich sagte ihnen: „Wenn ich glaubte, was ihr glaubt, so würde ich sicherlich mein ganzes

Leben als eine Vorbereitung für die Ewigkeit betrachten. Hier aber fand ich Leute, die jenen Ansichten auch im Leben Ausdruck verliehen und sich ganz und gar dem Dienste Gottes widmeten; aber sie verehrten diesen Gott nicht als eine unsympathische Trinität männlicher Personen, sondern als duale Wesen, als Vater, der die Quelle der Weisheit und Macht repräsentiert, und als Mutter, die den Inbegriff der Güte und Menschenliebe darstellt. Hier fand ich auch den unverfälschten Glauben an die mannigfachen Offenbarungen Gottes, wie sie nicht allein durch den Mann Jesus, sondern auch durch die Frau Ann Lee der Welt kund gethan worden sind."

Nach drei Monaten ging Evans nach New York zurück, um über seine Erfahrungen Bericht zu erstatten. Robert Dale Owen hatte alsdann eine längere Privatunterhaltung mit ihm, nach welcher er sich vornahm, zwei Monate in New Libanon zuzubringen, um den Thatbestand der Evansschen Erfahrungen zu untersuchen. Er ließ es jedoch bei diesem Vorhaben bewenden. Evans wurde Shaker und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben; Robert Dale Owen reifte inzwischen auf anderen Wegen dem Irrenhause entgegen.

Es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, noch einige andere Berichte aus der Geisterwelt, von denen die Shakers von jeher eine bedeutende Anzahl lieferten, hier mitzuteilen.

James S. Prescott, ein Ältester der Gesellschaft zu North Union, erzählt folgendes:

„Im Jahre 1838 gingen mehrere Schwestern am Ufer des Flusses spazieren, als sie auf einmal ein bezauberndes Singen über sich in der Luft wahrnahmen. Als sie zu Hause ankamen, sprachen sie von jenem Phänomen nur mit der größten Bewunderung. Einige von ihnen wurden späterhin ausgezeichnete Medien."

Auf junge Mädchen scheinen es die Herren (?) Geister

von jeher abgesehen zu haben; so erzählt jener Gewährsmann weiter: „Als die Mädchen einst an einem Sonntag eine Versammlung abhielten, wurden die Ältesten, die sich in einem unteren Stockwerke desselben Gebäudes versammelt hatten, plötzlich benachrichtigt, es gehe oben sonderbar zu; sie eilten nun gleich hinauf und sahen, daß sich die Mädchen unter dem Einflusse einer fremden Macht befanden. Sie wurden von dem einen Ende des Zimmers bis zum andern hin und her getrieben und keine menschliche Kraft vermochte sie aufzuhalten. Nach einer Zeit wurden sie plötzlich auf den Boden geworfen; wir betrachteten sie aufmerksam, sie waren bewußtlos, ihre Glieder steif und die Augen geschlossen. Wir legten sie auf ihre Betten. Danach fingen sie an, mit ihren Schutzgeistern zu sprechen, und zwar so laut, daß es jeder im Zimmer verstehen konnte. Diese Manifestationen wiederholten sich oft. Die Mädchen sangen auch geistliche Lieder mit himmlischen Melodieen.

Als sie einstmals in ihren flugähnlichen Bewegungen, wobei sie die Hände als Flügel gebrauchten, einhielten, hörten wir folgende Fragen und Antworten:

„Welche Stadt ist dies?"

„Die Stadt der Freude."

„Wer wohnt darin?"

„Neger."

„Dürfen wir hingehen und sie sehen?"

„Gewiß; denn zu diesem Zwecke seid ihr hierher geführt worden."

Als sie eingelassen wurden, nahmen ihre Gesichter eine andere Farbe an.

„Wer sind diese Leute?"

„Sie waren früher Sklaven in den Vereinigten Staaten."

„Wer sind diejenigen, welche hinter ihnen stehen?"

„Sklavenhalter."

„Was thun sie?"

„Sie dienen den Sklaven, über die sie früher die Peitsche schwangen. Gott ist gerecht und ein jedes Unrecht muß wieder gut gemacht werden."

„Wer steht dort in der Ecke?"

„Sklavenhalter, die ihre Neger mißhandelten und die nun zu stolz sind, sich den himmlischen Bedingungen zu unterwerfen."

„Welches sind diese Bedingungen?"

„Sie müssen ihre Sünden bekennen und ihre früheren Sklaven um Verzeihung bitten; dazu aber sind sie zu stolz."

„Was wird mit ihnen geschehen?"

„Sobald ihre Zeit vorbei ist, werden sie „hinausgeworfen" und müssen so lange leiden, bis sie bekennen."

Die Knaben besuchten in jener Zeit eine andere himmlische Stadt, wobei wir folgende Fragen und Antworten zu hören bekamen:

„Was für eine Stadt ist dies?"

„Die blaue Stadt."

„Wer wohnt darin?"

„Indianer."

„Welche Indianer?"

„Nordamerikanische Indianer."

„Warum ist ihre Stadt die erste und die am leichtesten zu erreichende im Geisterlande?"

„Weil die Indianer meistens nach den Gesetzen der Natur lebten und von den Weißen so schlecht behandelt wurden. Sie sind den Blaßgesichtern daher auch bedeutend in der „Spiritualität" vorausgeeilt, und aus ihren Reihen werden die kräftigsten Geister als Missionäre abgesandt, um diejenigen zu beaufsichtigen, die zu Erben der Erlösung bestimmt sind."

Bei einer anderen Gelegenheit sahen dieselben Medien,

fünfzehn an der Zahl, eine Bande Indianer aus der „blauen Stadt“ auf sich zukommen, um sich zur Gottesverehrung mit ihnen zu vereinigen. Blitzschnell sprangen sie von ihren Sitzen. Die Geister der Indianer ergriffen Besitz von ihnen, und dann ging das wilde Tanzen und Singen los. Die Knaben redeten indianisch, das uns nur durch „geistige“ Dolmetscher verständigt werden konnte.

Aus jener Manifestationsperiode stammen die merkwürdigsten litterarischen Produkte der Shakers, deren Veröffentlichung sie schon so oft bitter bereut haben. Und sicherlich auch nicht mit Unrecht; denn sie haben dadurch ihre Sache dem allgemeinen Spott preisgegeben. Um sich in dieser Hinsicht zu entschuldigen, sagen sie, sie seien von falschen Geistern betrogen worden. Nun, die wahren von den falschen Geistern zu unterscheiden, mag allerdings für Sterbliche eine schwer zu lösende Aufgabe sein.

Harvey Elkins von der Gesellschaft zu Enfield, New Hampshire, erzählt in seinem Pamphlet „Fünfzehn Jahre als Ältester der Shakers“ folgendes:

„Zu jener Manifestationszeit war in allen Shakergemeinschaften der Glaube gang und gäbe, daß der Prophet Elias komme und jedem den Segen bringe, den er nötig habe. Niemand wußte jedoch, in welcher Gestalt sich Elias zeigen würde. Zwei weibliche Medien aus Canterbury, N. Y., kamen zu uns und wurden in das „Heiligste“ entrückt. Ihre Augen waren geschlossen und ihr Gesicht bleich; sie zitterten am ganzen Leibe und ihre Thränen flossen stromweis. Allgemeine Grabesstille. Nach einer Pause stand dann eins dieser Mädchen auf und redete mit klarer und sonorer Stimme von der Mission des Propheten, auf dessen Erscheinen wir ebenso ängstlich warteten, wie die Juden zur Zeit Johannis des Täufers. Nachdem nun einige Marschlieder gesungen worden waren, befahl der Prophet zwei Kreise, einen aus

Brüdern und den andern aus Schwestern bestehend, zu bilden. Nachdem dies geschehen, gingen jene Medien, die im Alter von 20—25 Jahren standen und vorher nie in Enfield gewesen waren, in den Kreisen umher und sahen jedem so scharf ins Gesicht, als ob sie die Beschaffenheit des Herzens auskundschaften wollten. Einige zeigten Freude und andere Gram darüber; es war also klar (?), daß sie das Herz und die Nieren eines jeden geprüft hatten. Danach mußten Männer und Frauen je drei Kreise bilden. Nun wurden der Prophezeiungen, Offenbarungen und extemporierten Gesänge kein Ende und teilte uns der Himmel bei dieser Gelegenheit beinahe 400 neue Lieder nebst Melodieen mit. Die Sünden der sich unter uns aufhaltenden Heuchler wurden dermaßen bloßgestellt, daß sich nach zwei Monaten keiner mehr in unseren Reihen befand.

„Die erste geistige Gabe, die ich erhielt, war der „Kelch der Feierlichkeit“. Nachdem ich ihn ausgetrunken hatte, fühlte ich mich ins Unendliche versunken. Als ich danach auch noch einen Schluck aus dem mit „Lebenswasser“ gefüllten Kelche that, wurde mein Geist der sündigen Welt entrückt und ich freute mich über die Heiligkeit Gottes.“

Doch es hieße die Geduld des Lesers zu sehr auf die Probe stellen, wenn wir all den Unsinn erzählen wollten, den die Shakers auf dem Gewissen haben. Wer mehr verlangt, den verweisen wir auf die Sammlung von Inspirationen u. s. w. des Mediums Paulina Bates, die in Canterbury erschienen ist und einen Band von 718 Seiten bildet.

Doch mögen noch einige Szenen aus dem Alltagsleben der Shakers hier Erwähnung finden.

Mutter Ann schickt mitunter Körbe voll himmlischer Früchte, und die Shakers stellen sich hin, geben vor, die Körbe wirklich zu sehen, und machen die Bewegungen des Essens. Einmal schickte sie sogar eine goldene Brille und

einen Korb voll Liebe zum Austeilen, was dann auch geschah. Ein Shaker warf die Liebe in die Luft, die andern fingen sie auf und drückten sie in ihren Busen.

Manchmal marschieren sie im Zimmer auf und ab und jeder spielt dabei auf einem goldenen Instrumente, das jedoch nur mit „verklärten" Augen wahrzunehmen ist. Der eine ahmt ein Horn, der andere eine Posaune, ein dritter eine Trommel u. s. w. nach — kurzum, sie gebärden sich, wie sich nur Narren gebärden können.

Einstmals ging durch alle Shakergesellschaften die Nachricht, daß in der Geisterwelt eine „Erweckung" im Gange sei. Washington war nämlich mit seinen Generälen zur Shakerei bekehrt worden, und dieselben hatten sich auf den Weg gemacht, auch den andern Geistern die neue Lehre des Heils zu bringen. Napoleon soll nach jener Quelle auch zu den Shakers gehören, und Bismarck wird, sobald er zur großen Armee abgereist ist, wohl auch einen geistigen Shakerhut bekommen. Ein Augenzeuge, der selbst eine Zeitlang Shaker war, sagt, daß, wenn irgend jemand der Shakers Spaß haben wollte, so brauchte er nur die Geister in sich ziehen zu lassen und der allgemeine Tanz ging los.

Doch genug des grausamen Spiels! Die Litteratur der Shakers ist ungemein reich, und das beste daran ist, daß niemand gezwungen, sich durch das Studium derselben einen Paß ins Narrenhaus zu verschaffen. Die meisten Werke sind durch direkte Inspiration entstanden, und es wäre den Geistern dringend anzuraten, in Zukunft ihren Unsinn für sich zu behalten. Desselben Ursprungs sind auch, wie bereits angedeutet, die Lieder der Shakers, deren Melodieen zur Vergangenheitsmusik gehören und dem „himmlischen" Komponisten kein schmeichelhaftes Zeugnis ausstellen. Die von Evans redigierte Monatsschrift „Shaker and Shakeress"

sorgt für die Verbreitung religiöser und weltlicher Nachrichten, soweit sie für jene Schwärmer Bedeutung haben.

Aus vorstehendem wird jeder ersehen haben, daß die Shakerei auch zu den religiösen Sekten gehört, die da anfangen, wo beim Individuum der Verstand im Kopfe und das Geld im Beutel aufgehört hat. Sollte sich aber dennoch jemand bewogen fühlen, sein Heil darin zu suchen, so teilen wir ihm schließlich ein Verzeichnis der jetzt existierenden Gemeinden mit.

Im Staate Maine befinden sich zwei Gesellschaften, eine zu Alfred und eine zu New Gloucester, von denen jede circa 60 Mitglieder zählt. Im Jahre 1823 belief sich ihre Mitgliederzahl auf 350. Die letztgenannte Gemeinde hatte lange Zeit mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, da sie durch betrügerische Beamte — auch bei den Shakers gibt's Spitzbuben — bedeutende Summen verlor.

In New Hampshire befinden sich Kolonien zu Canterbury und Enfield. Erstere zählt 145 Mitglieder, von denen zwei Drittel dem weiblichen Geschlechte angehören. Sie hat eine ansehnliche Bibliothek und besitzt ein Hotel für Sommergäste; doch erlauben sie darin das Zusammenwohnen der Eheleute nicht. — Die Frauen der ebenso starken Kolonie zu Enfield verfertigen zahlreiche Luxusgegenstände für den Handel, trotzdem sie selber so sehr gegen den Luxus eingenommen sind. Der praktische, geldgierige Amerikaner scheint doch überall derselbe zu sein und zu bleiben.

In Connecticut existiert eine prosperierende Gesellschaft mit ungefähr 100 Mitgliedern zu Enfield.

In Massachusetts befinden sich Kolonien zu Harvard (ungefähr 30 Meilen nordwestlich von Boston; ihre Mitgliederzahl beträgt 90), Shirley (mit 48 Mitgliedern, von denen 12 adoptierte Kinder sind), Tyringham und Hancock.

Der Staat New York hat drei Kolonien (Water-

vliet, Groveland und Mount Lebanon aufzuweisen. Die Gesellschaft zu Mount Lebanon, die 1787 gegründet wurde und jetzt 400 Mitglieder, worunter 40 Kinder zählt, eignet in genanntem Staate 3000 Acker Land und besitzt auch noch mehrere Farmen in anderen Staaten. Die Leute daselbst machen Stühle, Besen, handeln mit Gartensämereien u. s. w. Watervliet, der Platz, auf dem sich Ann Lee zuerst mit ihren wenigen Anhängern niederließ, liegt sieben Meilen nordwestlich von Albany und hat 230 Mitglieder. Die Gesellschaft zu Groveland in Livingston County zählt 50 Mitglieder und beschäftigt 80 Arbeiter. Dort wird auch noch dem sonst verpönten Tabaksgenuß gehuldigt, sogar eine Schwester soll rauchen, wie der amerikanische Reiseschriftsteller Nordhoff erzählt. Früher hatten sie zwei Doktoren; jetzt wohnt jedoch kein einziger unter ihnen und sollen die Leute jetzt allgemein viel gesünder sein. Zuweilen schickt jene Kolonie einen Missionär in die Welt, um das Evangelium der Mutter Ann zu verkündigen.

In Ohio existieren Kolonien zu Union Village, North Union (bei Cleveland), Watervliet (bei Dayton) und Whitewater (bei Harrison). Die erstgenannte ist die älteste im Westen; sie zählt 215 Mitglieder, von denen 95 Männer sind. 1827 hatte sie 600 Mitglieder. Die Gesellschaft ist sehr reich und beschäftigt viele Arbeiter. Ihr Haupterwerbszweig ist Viehzucht. Das Haus des Farmers Malcham Worley, in dem früher die Missionäre von Mount Lebanon auf ihrer Reise nach dem „erweckten" Kentucky gastliche Aufnahme fanden, steht noch und wird sorgfältig in guter Ordnung gehalten. North Union zählt ungefähr 100 Mitglieder. Die beiden anderen Gesellschaften in Ohio sind unbedeutend.

In Kentucky befinden sich Kolonien zu Suth Union und Pleasant Hill. In ersterer sind besonders die Neger sehr zahlreich vertreten und in letzterer die Schweden. Das

Experiment der Gesellschaft zu Pleasant Hill, auf ihre Kosten Schweden zu importieren mit der Hoffnung, gute Shakers aus ihnen zu machen, ist gänzlich fehlgeschlagen; zu Mormonen eignen sich die Skandinavier, wie die Erfahrung lehrt, viel besser.

Der Bildungsgrad der Shakers im allgemeinen ist ein sehr geringer. Die meisten sind geborene Amerikaner; Deutsche, Irländer, Mulatten und Franzosen gibt es wenige darunter. Fast keine Kolonie hat Schulden. Der Gesundheitszustand ist ein außerordentlich guter, und doch stehen jene Kolonien auf dem Aussterbe-Etat, da ihre Mitgliederzahl von Jahr zu Jahr bedenklich zusammenschrumpft.

Die kommunistischen Ansiedelungen der Deutschen in Amerika.

Armut und Reichtum, das Verbrechen erzeugende und im Elende vegetierende Proletariat und die im Überflusse schwelgende, auf zahlreiche Vorrechte pochende Geldaristokratie, haben seit Menschengedenken den Scharfsinn der Staatsökonomen herausgefordert, um Mittel und Wege auszufinden, jene schroffen Gegensätze zu mildern oder ganz zu beseitigen. Geleugnet kann nicht werden, daß unsere gegenwärtigen sozialen Verhältnisse zahlreiche Übelstände hervorgerufen haben, die um so drückender sind, weil es nicht den Anschein hat, als könnten sie jemals auf friedlichem Wege beseitigt werden. Auch muß zugegeben werden, daß der Reichtum, im Bewußtsein der ihm innewohnenden Macht, in den meisten Fällen herausfordernd auftritt und, anstatt die Kluft zwischen ihm und dem ihn umgebenden Elende zu überbrücken, dieselbe durch Schroffheit, Übermut und Trotz von Tag zu Tag mehr erweitert. Wie nun eine beide Teile befriedigende Lösung finden? Es mag schwer sein, eine mathematisch genaue Definition von Kapitalist und Arbeiter zu geben und zu sagen, wo der eine anfängt und der andere aufhört; Nichtarbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nur

sehr wenige Menschen, und die Frage ist schließlich die: wie ist jenen, die gezwungen sind, für andere Lohnarbeit zu verrichten, ein menschenwürdigeres und unabhängigeres Dasein zu verschaffen? Die Arbeit repräsentiert einen Marktwert, der, wie jeder andere Handelsartikel, auf dem Verhältnisse zwischen Nachfrage und Angebot beruht — ein Verhältnis, das unter den obwaltenden Zeitumständen stets nur dem Arbeiter die größten Nachteile bringt. Oft zur Unthätigkeit verurteilt, ist er gezwungen, seine mit Mühe und Entbehrungen zurückgelegten Ersparnisse aufzuzehren und sich somit der möglichen Grundlage einer zukünftigen unabhängigeren Existenz zu berauben; oder der Arbeitgeber bedient sich gewissenlos der herrschenden Geschäftsthätigkeit und zahlt nur die Hälfte des gelieferten Arbeitswertes. Allerdings bleibt dem Arbeiter die Freiheit, ein solches Angebot anzunehmen oder nicht, aber es ist dies nur die Freiheit des zum Tode Verurteilten, dem man es anheimstellt, zwischen Galgen und Kugel zu wählen. Und dann ist auch in sogenannten guten Zeiten der Lohn ein derartiger, daß es nur wenigen möglich ist, sich, ohne sich zu schwer zu ertragenden Entbehrungen zu zwingen, ein Sümmchen für Tage unfreiwilliger Muße zurückzulegen. Die Majorität der Arbeiter ist zum Proletariat verdammt. Man sehe sich nur die Fabrikdistrikte an, wenn man ein Bild von der demoralisierenden Kraft des Großkapitals wünscht. Was haben die Leute, die zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre fleißig und treu gearbeitet, für sich und ihre Familie erobert? Man sehe sie sich an, und man hat die bündigste Antwort auf diese Frage. Soviel ist Thatsache, der früher auf eigenen Füßen stehende Handwerker, welcher den Kern des Bürgertums bildete, ist durch die Großindustrie zum abhängigen Sklaven geworden; seine Frau, welche früher am häuslichen Herde als Hüterin der guten Sitte waltete, geht nun mit bleichen Wangen und

abgemagertem Körper ebenfalls in die Fabrik, um für die Kinder, solange dieselben zu den unbedeutendsten Dienstleistungen untauglich sind, das Allernotwendigste verdienen zu helfen. Und nun die moralischen Resultate, welche aus solchen Verhältnissen hervorgehen müssen!

Die Anhäufung des Kapitals in wenigen Händen und die Ausbeutung der Unbemittelten haben zu allen Zeiten der Weltgeschichte in einem Kausalnexus zu einander gestanden; auch hat man zu allen Zeiten die auf jenem Mißverhältnis beruhenden Übelstände erkannt und sich damit gequält, sie durch allerlei Systeme zu beseitigen. Wenn auch die betreffenden praktischen Ausführungen derselben nicht immer mißglückt sind, so sind doch die ungemein wenigen mit Erfolg gekrönten Versuche derart gewesen, daß sie jedem die Überzeugung aufdrängten, dem großen Ganzen sei damit durchaus nicht gedient. Eins schickt sich nicht für alle; am wenigsten aber die „Gleichheitsflegelei".

Schon Plato erkannte in dem Eigentum den größten Störer des menschlichen Glücks und vindizierte daher in seiner Republik ausschließlich dem Staate das Recht, Besitztum zu haben. Aber jene Republik konvenierte, trotzdem darin Weisheit und Gerechtigkeit das Szepter führen sollten, schon den damaligen Zeitgenossen nicht, und für unser jetziges Zeitalter mit seinen zahlreichen Ansprüchen und ästhetischen Bedürfnissen wäre sie erst recht ein Ding der Unmöglichkeit; denn nicht allein der Privatbesitz, sondern auch Musik, Poesie und Liebe sollten, da sie den Frieden beeinträchtigten, gänzlich aus derselben verbannt seien. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist oft so leidenschaftlich, und die Liebe der Männer zu ihren Eheweibern oft so thöricht und unbegründet, daß die unbedingt nötige Gleichheit dadurch gestört wird. Die Ehe ist also in erster Linie gänzlich abzuschaffen; da jedoch ein Staat ohne Nachwuchs zu Grunde gehen muß,

so bliebe nichts übrig als die freie Liebe mit der Erziehung der Kinder auf Kosten des Gemeinwesens. Dies war denn auch der Vorschlag Platos; aber als echter Grieche schwebte ihm auch das Ideal des schönen Menschen vor, das dadurch verwirklicht werden sollte, daß die Frauen zur Begattung ausgesucht werden sollten — eine wahre Zuchtstuterei also, für die sich in neuerer Zeit Schopenhauer, Häckel und Noyes begeisterten. Letzterer hat zwar in der von ihm gegründeten Gesellschaft der Perfektionisten, der sogenannten Oneida Community im Staate New York, das Prinzip der freien Liebe nebst dem allgemeinen Kommunismus bis jetzt erfolgreich zur Ausführung gebracht; sein System der „scientific propagation“ aber scheint er zugleich mit der Erfindung desselben in die Rumpelkammer zu seinen sonstigen Schrullen und Hirngespinsten geworfen zu haben.

Sich aus der sozialen Mission in Platos Republik zu flüchten, dürfte wohl wenigen heutigen Tages einfallen. Aber wo ist nun das wahre Heil zu suchen? Die alten Juden ließen früher alle fünfzig Jahre mit Posaunenschall ein Jubeljahr ankündigen, in dem die verkauften Grundstücke wieder an die früheren Eigentümer oder an deren Erben zurückfielen und jeder Schuldbrief vernichtet wurde; jetzt aber würde selbst der orthodoxeste Jude, dem das mosaische Gesetz der alleinseligmachende „Aufgang aus der Höhe“ ist, davon ebenso wenig wissen wollen, wie der buchstabengläubigste Christ von dem Gebote seines Herrn und Meisters, seine Habe den Armen zu geben.

Die schwarze Suppe der Spartaner dürfte dem jetzigen Geschlecht ebenso wenig munden, wie die Heuschrecken des Esseners Johannes in der Wüste. Ja, wo ist nun das Heil zu suchen? Der Sozialismus, der jetzt mit großer Energie für sein Weltverbesserungssystem Propaganda macht, läßt es sicherlich nicht an schönen Versprechungen fehlen; ob er aber

jemals die Gelegenheit haben wird, dieselben zu halten, ist schwer zu sagen. Sehen wir uns daher einmal den Kommunismus an. Derselbe stellt in erster Linie den Zweck auf, alle Menschen glücklich machen zu wollen, wogegen sicherlich keiner etwas einwenden wird. Aber steht dasselbe nicht auf der Fahne einer jeden Bewegung? Stellen nicht die Republikaner, Papisten, Monarchisten, Spiritualisten und die Philosophen aller erdenklichen Schulen dasselbe Prinzip auf? Die Kommunisten sagen, ein allgemeines Glück ist so lange eine Unmöglichkeit, als sich das Besitztum in den Händen weniger befindet. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten und gleicher Genuß heißt ihre heilige Dreieinigkeit. Privateigentum erzeugt Klassenunterschiede; erst der gemeinschaftliche Besitz macht die Menschen unabhängig und sorgenfrei. Im Kommunistenstaate ist ein jeder Arbeiter; jeder arbeitet jedoch weniger, weil niemand durch Privatinteresse dazu gezwungen wird und weil es mit der Anhäufung von Reichtümern keine Eile hat. So wird die Arbeit, deren Dauer durch Maschinen auf das größtmögliche Minimum hinabgeschraubt wird, eher zur Erholung als zur Last. Konvenienzheiraten, das Erzeugnis der egoistischen Außenwelt, kennt man im Kommunistenstaate nicht; dort folgen die Geschlechter lediglich ihrer Neigung; unglückliche Ehen gibt es keine, und dadurch auch keine unglücklichen und verwahrlosten Kinder. Das Weib verliert auch nicht mit dem Tode des Gatten ihren Ernährer, und hat daher nicht nötig, den ersten besten oder schlechtesten Mann als Stütze zu begrüßen. Anmutige Promenaden von der Ansiedelung laden zu häufigen Spaziergängen ein und machen die Kommunisten zu Peripatetikern, die die tiefsten Probleme der Kunst und Wissenschaft zu ergründen suchen. Statt der Pfaffen gibt es nur Naturphilosophen dort; statt des Lasters glänzt die Tugend; statt der Ärzte hat man gewissenhafte Gesundheitslehrer, die uns

ein Methusalemsalter prophezeien, und statt privilegierten Müßiggängern begegnet man nur biederen Arbeitern. Richter, Advokaten, Soldaten, Zolleinnehmer, Polizisten u. s. w. gehören zu den überwundenen Institutionen der egoistischen Außenwelt; wem sollte dies nicht gefallen? Der Kommunismus ist die einzig mögliche Versicherung gegen alle erdenklichen Qualen und Plagen. Auf den Himmel scheint sich die Menschheit nicht mehr so fest wie früher verlassen zu wollen; die Säulen desselben sind größtenteils eingestürzt, und diejenigen, welche sich noch gern als seine Pfeiler gerieren möchten, stehen auf sehr unsicherem Boden. Das Paradies der Vergangenheit gewährt auch wenig Trost; das der Gegenwart ist das einzige, das Rettung verheißen, kann und die Verwirklichung desselben ist die selbstgestellte Aufgabe des Kommunismus. Sehen wir uns daher einmal an, wie er bis jetzt derselben gerecht geworden ist.

Babeuf, der im vorigen Jahrhundert wirkende Vater des französischen Kommunismus, ward guillotiniert, ehe er seine Ansichten praktisch ausführen konnte. Sein Landsmann Fourier, der Gründer der Arbeiterkasernen, wirkte auch nur durch seine Theorieen und erfreute sich kurze Zeit eines großen Einflusses in Frankreich, England und Amerika. In letzterem Lande traten hauptsächlich Brisbane und Greeley dafür auf. Ersterer, der sich während eines längeren Aufenthaltes in Frankreich mit den Lehren St. Simons und Fouriers vertraut gemacht hatte, suchte durch begeisterte Zeitungsartikel für dieselben Bahn zu brechen und hatte auch in sofern Erfolg, als man es wirklich versuchte, das soziale Utopien zu gründen. Ja, man ließ es bei einem Versuche nicht bewenden; es wurden mehrere kommunistische Ansiedelungen gegründet, aber alle nahmen ein klägliches Ende.*)

*) Siehe das Kapitel „Socialistic Efforts“ in Greeleys Recollections of a Busy Life“.

Der originellste Versuch, den Fourierismus auf amerikanischen Boden zu verpflanzen, wurde auf der sogenannten Brook Farm in Roxbury, Mass., gemacht. Eine Anzahl Gelehrter, Schöngeister und philosophischer Schwärmer, darunter W. E. Channing, Hawthorne, Ripley, Margaret Fuller u. s. w., hatten zweihundert Acker Land gekauft und einige Gebäude darauf gestellt, in denen sie ein echt idyllisches, transcendentalphilosophisches Leben führen wollten. Sie gaben eine Zeitung heraus, spielten Theater und thaten auch ihr Möglichstes in der Bebauung des Bodens. Da sich jedoch unter den Mitgliedern kein erfahrener Farmer befand und die Sache überhaupt nicht den Anstrich hatte, als würde sie sich jemals rentieren, so ward sie nach einigen Jahren wieder aufgegeben.

Das meiste Interesse für den Kommunismus bekundete sich im Jahre 1824, als Robert Owen nach Amerika kam, um in New Harmony im Staate Indiana das Mekka der Armen und Elenden zu gründen.*) Jene am Wabash gelegene Kolonie hatte er den Rappisten abgekauft, welche sich mit dem dortigen Klima nicht befreunden konnten. Owen besaß vorher zu New Lanark in Schottland eine Baumwollenfabrik und hatte durch ein neues System seine rohen Arbeiter daselbst in gesittete Menschen umgewandelt. Seine Menschenfreundlichkeit und der Ernst, die Lage der arbeitenden Klassen soviel wie möglich zu verbessern, sind über alle Zweifel erhaben, ebenso aber auch sein Mangel am nötigen Organisationstalent. Bald befanden sich gegen 900 Personen in der Kolonie: die meisten davon hofften auf allgemeine Unkosten ein sorgenfreies Schlaraffenleben führen zu können und nur wenige hatte der Glaube an das kommu-

*) Eine deutsche Übersetzung des Owenschen Weltverbesserungsplanes findet sich S. 310—322, Bd. II, Reise Sr. Hoheit des Herzog Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika. Weimar, 1828.

nistische Evangelium unter Owens Fahne geführt. Die Religion war aus der Ansiedelung verbannt und Bälle und Konzerte sollten die Bedürfnisse des Gemütes befriedigen. Doch bald zeigte es sich, daß die kommunistische Idee nicht stark genug war, um eine Basis abzugeben, auf der heterogene Charaktere auf die Länge der Zeit in Einigkeit und Harmonie zusammen leben konnten. Faulheit, Verschwendungssucht, Vertrauenslosigkeit und allerlei unerquickliche absichtliche und unabsichtliche Mißverständnisse waren die Klippen, an denen das Owensche Projekt scheiterte. Dazu kam nun auch noch die unverzeihliche Nachlässigkeit, daß sich der Gründer während des ersten Jahres nie in der Ansiedelung sehen ließ und dieselbe von Männern verwalten ließ, die noch viel unfähiger als er selbst waren, Leute aus allen Ländern und Ständen zusammen zu halten. In New Lanark war es für Owen ein leichtes gewesen, mit seinen Bestrebungen erfolgreich zu sein, hatte er es doch daselbst lediglich mit halbverhungerten schottischen Arbeitern zu thun, die für bessere Nahrung und Kleidung seine sozialen Prinzipien gern mit in den Kauf nahmen. In Indiana jedoch hatte er es mit Demokraten und Autokraten zu thun, mit denen er nicht so leichten Kaufs fertig wurde. Im Jahre 1827 gab er die Kolonie auf und verteilte das Eigentum unter seine Kinder.

Doch es ist hier unsere Aufgabe, einmal bei den deutschen Kommunisten Amerikas vorzusprechen und nachzusehen, mit welchem Erfolge dieselben ihre Ansichten verwirklicht haben. Da bemerken wir nun zuerst, daß dieselben ohne Ausnahme religiöse Schwärmer waren, denen das verschwommene Bild eines Urchristentums im Kopfe spukte. Die erste derartige Kolonie wurde 1713 zu Ephrata, 8 Meilen von Lancaster in Pennsylvanien, durch Konrad Beizel gegründet. Seinen Anhängern galt die Bibel als die alleinige Richtschnur, und da dieselbe an einigen Stellen den unverheirateten Stand

für gottgefälliger als die Ehe hält, so ward das strengste Cölibat eingeführt, und trotzdem die Ephratenser Mönche, wie sie gewöhnlich genannt wurden, in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen anhäuften, so konnte sie dasselbe doch nicht vor dem Untergange bewahren; hatten sie sich doch selber durch jenes widernatürliche Gesetz auf den Aussterbeetat gesetzt.

Die kommunistische Kolonie des Pastors Ginal in demselben Staate scheiterte ebenfalls nach kurzem Bestande, jedoch nicht am Cölibat, was daselbst nicht existierte, sondern an der lockern Organisation des Unternehmens.

Doch wir wollen die Toten ruhen lassen; die Lebenden haben unstreitig ein größeres Anrecht auf unser Interesse.

Im Staate Iowa, 74 Meilen westlich von Davenport, befindet sich eine deutsche, ungefähr 1500 Seelen zählende Ansiedelung, die sich über 25,000 Acker Land erstreckt. Die Mitglieder sind Pietisten vom reinsten Wasser; sie empfangen gegenwärtig ihre Lehren von einer alten Frau, die vorgibt, unter dem direkten Einflusse Gottes zu stehen, weshalb sie sich auch die „wahren Inspirationisten" nennen. Sie kamen im Jahre 1842 von Deutschland herüber und ließen sich zuerst in der Nähe von Buffalo nieder, woselbst sie die Ansiedelung Ebenezer gründeten. Da sie daselbst infolge ihrer Sparsamkeit, Genügsamkeit und rastlosen Thätigkeit bald über ein nicht unbedeutendes Kapital verfügten, so siedelten sie, da sich beständig zahlreiche Nachkömmlinge aus Deutschland einfanden, was einen größeren Grundbesitz nötig machte, in ihrer gegenwärtigen Heimat an, woselbst sie gutes Land zu billigen Preisen in Hülle und Fülle fanden.

Ihre Geschichte datiert weit zurück. Anfangs des 19. Jahrhunderts erstanden zu Straßburg verschiedene dem Handwerkerstande angehörende Medien, unter denen der Schreiner Christian Metz und dann auch die „ungelehrte, arme Dienst-

magd" Barbara Heynemann die Hauptrollen spielten. Metz galt bald als der Leiter jener sonderbaren Gesellschaft, die, trotzdem das Auge Gottes mit Wohlgefallen an ihr hängen sollte, nichts weniger als einig war. Selbst die „fromme" Barbara wurde auf kurze Zeit von der Gemeinschaft dieser Heiligen ausgeschlossen, und zwar auf die Anklage hin, die jungen Männer manchmal etwas zu freundlich angeblickt zu haben und heimlich gegen den Willen Gottes mit Heiratsgedanken umzugehen. Als Zeichen großer Gnade mußte sie es gelten lassen, daß sie im Hause eines Mitgliedes dienen durfte. Aber der Heiratsteufel verließ sie trotzdem nicht eher, bis sie sich wirklich vermählt hatte. Dafür wurde sie nun in den Bann gethan; aber ihr Einfluß auf jene Erleuchteten scheint jedoch ein ganz bedeutender gewesen zu sein, denn sie wurde bald wieder nebst ihrem Mann in Gnaden aufgenommen. Sie ward später die rechte Hand Metz' und ging auch mit ihm nach Amerika, woselbst sie nach dessen Tode die Rolle des inspirierten Orakels von Amana übernahm.

Die Anhänger der Inspirationslehre waren jedoch nicht allein in Straßburg zu finden, sondern auch im südlichen Deutschland gab es zahlreiche Gemeinden, die unter sich einen sehr lebhaften Verkehr unterhielten. Der Gedanke, alle zusammen zu nehmen, um ein neues Zion zu gründen, fand in der Metz gewordenen Offenbarung Ausdruck, ein neues Land aufzusuchen. Als solches ward nun Amerika bestimmt, und im September 1842 reiste Metz nebst vier seiner Anhänger ab und kaufte in der Nähe von Buffalo 5000 der alten Seneca-Reservation gehörenden Acker Land zu zehn Dollar pro Acker. Im ersten Jahre zählte die Ansiedelung 350 Personen, bald aber stieg die Zahl auf 1000, was sie nötigte, da sie dort kein weiteres Land zu annehmbaren Preisen kaufen konnte, nach dem Westen zu ziehen.

Ihre alte Heimat, die jetzt innerhalb der Stadtgrenzen Buffalos liegt, hinterließen sie im blühendsten Zustande.

Unter den Inspirationisten befanden sich anfangs einige Leute von bedeutenden Mitteln; ja, einer derselben soll sogar die Summe von 50,000 Dollar zu seiner Verfügung gehabt haben. In Deutschland waren sie keine Kommunisten, aber der Umstand, daß sich viele Handwerker und Fabrikarbeiter nicht in die Pflichten des Landlebens finden konnten, und der ernstliche Wunsch, unter jeder Bedingung beisammen zu bleiben, hatte in Verbindung mit einer direkten Aufforderung vom Himmel zur Folge, daß die Gütergemeinschaft eingeführt wurde. Nun wurden Fabriken gegründet und so jedem die Arbeit verschafft, die ihm am besten behagte und durch die er dem großen Ganzen am meisten nützte.

Im Jahre 1854 kam eine neue Botschaft aus der Höhe, die ihnen die Übersiedelung nach Iowa dringend anbefahl. Sie verkauften ihr Land bei Buffalo, das damals aus 8000 Acker bestand, ohne Verlust größtenteils an Landsleute und trafen die nötigen Vorbereitungen für den Umzug.

Die neue Kolonie nannten sie Amana, ein Name, der dem Hohenliede entlehnt ist. Kap. 4 V. 8 heißt es nämlich: „Gehe herein, tritt von der Höhe A m a n a, von der Höhe Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen der Leoparden." Aber Amana in Iowa ist kein Berg, sondern eine große, weite Ebene, auf der die Inspirationisten in verhältnismäßig kurzer Zeit sieben circa 1½ Meilen voneinander entfernte Dörfer gebaut haben. Jedes derselben hat sein geräumiges Gasthaus, einen Store und Werkstätten für Schreiner, Schuhmacher, Schneider u. s. w. Alles, was sie brauchen, versuchen sie selbst zu fabrizieren. Jede Familie hat ein einfaches Haus nebst einem Garten dabei. In größeren Gebäuden wird für je 30 Familien gekocht; die Mahlzeiten werden gemeinschaftlich eingenommen,

wobei jedoch, um, wie sie vielleicht nicht mit Unrecht sagen, einfältige Gespräche zu verhüten, Männer und Frauen getrennt voneinander sitzen. Den Kranken werden die Speisen in ihre Wohnungen getragen. In den Eßsälen herrscht die größte Einfachheit und alles nur einigermaßen Entbehrliche ist daraus verbannt. Tischtücher sind daselbst ein unbekannter Begriff und primitivere Eßgeräte wird man wohl nirgends sonst zu Gesicht bekommen. Bier und Wein bereiten sie selbst und ist auch der Genuß des Tabaks nicht untersagt.

In ihren Schulen wird nur notdürftiges Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt, und der nach den Schulstunden stattfindende Strickunterricht ist nicht allein für die Mädchen, sondern auch für die Knaben obligatorisch. Auch wird Gesangunterricht erteilt; der Gebrauch musikalischer Instrumente ist jedoch streng verpönt. Advokaten, Prediger und Ärzte wollen sie keine heranbilden; die beiden ersteren haben sie nicht nötig und der Dienste der Doktoren können sie sich zu irgend einer Zeit versichern, da es ihnen die Mittel vollkommen erlauben.

Auf ihre Kleidung hat die Mode nicht den allergeringsten Einfluß. Den Frauen ist jeder Schmuck verboten; auch dürfen sie das Kopfhaar nicht lose herabhängen lassen. Ist der sonntägliche Gottesdienst zu Ende, so müssen sich die Frauen von den Männern entfernen. Überhaupt bestreben sich die Inspirationisten, die Geschlechter soviel wie möglich voneinander fern zu halten. Knaben und Mädchen dürfen nur mit ihresgleichen spielen und Sonntags nur in entgegengesetzter Richtung spazieren gehen. Daß sie sich später „am andern Ende" treffen, scheint eine abgemachte Sache zu sein, denn die Liebe findet ihren Weg überall in der Welt. Vor dem 24. Lebensjahre ist es keinem jungen Manne erlaubt, sich zu verheiraten; überhaupt rechnet

man die Ehe in Amana nicht zu den verdienstlichen Handlungen, weil sie zu viel Weltliches an sich hat und der Religiosität des Mannes mehr hinderlich als förderlich ist. Nach der Hochzeit, die in trockenem Bibellesen und allerlei Erklärungen der Wichtigkeit des neugewählten Standes besteht, wird das junge Ehepaar in die unterste der drei Klassen der Mitglieder, in die Klasse der Kinder und weltlich Gesinnten nämlich, zurückversetzt, und es dauert gewöhnlich ein oder zwei Jahre, bis sich beide durch einen gottgefälligen Lebenswandel rehabilitieren können.

Die Leitung der Geschäfte ruht in den Händen von 13 Vertrauensmännern, die jährlich gewählt werden. Jedes Dorf verwaltet seine eignen Angelegenheiten selbst und schickt darüber jährlich die Abrechnung an das Hauptquartier Amanas zur Prüfung ein. Jedem Mitgliede ist eine Summe jährlich für Kleider erlaubt; das, was es davon spart, wird ihm gutgeschrieben und es kann es für irgend einen wohlthätigen Zweck verwenden.

Da jene ausschließlich dem Bauern- und Handwerkerstande angehörenden Leute so gut wie gar keine geistigen Bedürfnisse haben, so besitzen sie keine Bibliotheken und halten nur sehr wenige Zeitungen. Die Anfertigung von Photographieen ist verboten, und zwar, weil man befürchtet, es könnte sich Bilderverehrung daraus entwickeln.

Da ihre religiösen Übungen sehr viel Zeit in Anspruch nehmen, so beschäftigen sie jahraus jahrein zahlreiche, meist deutsche Arbeiter auf ihren Farmen, die sich durchgängig einer äußerst humanen Behandlung erfreuen. Überhaupt stehen die Inspirationisten bei ihren Nachbarn in der größten Achtung und sind ihre Ehrlichkeit und Rechtlichkeit sprichwörtlich geworden. Ihre Hauptbeschäftigung während des Winters ist die Wollenfabrikation, deren Erzeugnisse sie sogar bis nach New York versenden. Schulden haben sie

keine; vielmehr haben sie bedeutende Kapitalien auf Interessen ausgeliehen.

Wer Mitglied werden will, hat sich einer zweijährigen Probezeit zu unterwerfen; doch kommt es zuweilen auch vor, daß ein Novize infolge einer Spezial-Inspiration gleich bei seinem Eintritt zum vollberechtigten Mitgliede ernannt wird. Jene Inspirationen gibt Frau Heynemann gewöhnlich bei Leichenbegängnissen oder öffentlichen Versammlungen kund; sie geht alsdann mit geschlossenen Augen unter den Anwesenden umher, lobt hier einen oder tadelt den andern mit derben Worten und weiß jedesmal ganz genau, zu wem sie spricht. Ihre von Gott eingegebenen Äußerungen wurden sorgfältig aufgeschrieben und am Ende des Jahres in Buchform herausgegeben. Jene Bücher schätzen die Inspirationisten ebenso hoch wie die Bibel, auf deren buchstäblicher Auffassung ihr gesamtes Religionssystem beruht. Christus ist ihr Herr, und Abschließung von der Welt eine ihrer heiligsten Pflichten. Sie glauben an die Dreieinigkeit, an Rechtfertigung durch den Glauben, die Auferstehung der Toten und an ein ewiges Gericht, jedoch an keine ewige Strafe, weil das Feuer der Hölle die Seelen der Sünder mit der Zeit reinigen wird. Das Taufen praktizieren sie nicht, weil es im Neuen Testamente den Christen nicht ausdrücklich anbefohlen worden sei, und das Abendmahl feiern sie nur, wenn sie durch eine besondere Inspiration dazu aufgefordert werden. Sie sind prinzipielle Gegner des Kriegs, stellten jedoch während der Rebellion des Südens Substitute.

Im allgemeinen ist ihr Leben ohne jede Poesie und jeden idealen Anstrich, aber immerhin lange noch nicht so monoton und freudenleer, wie das ihrer kommunistischen Brüder, der ganz und gar verknöcherten Rappisten oder Harmonisten zu Economy in Pennsylvanien.

Die Gesellschaft der Rappisten, die wir nun betrachten wollen, ist unstreitig in pekuniärer Beziehung die erfolgreichste aller kommunistischen Gemeinden gewesen. Ihr Städtchen Economy liegt unweit Pittsburg am Ohio auf einer reizenden Anhöhe und zeichnet sich durch eine musterhafte Reinlichkeit und eine kirchhofsähnliche Stille auf den Straßen aus. Die weitausgedehnten Felder ringsum gewähren einen äußerst wohlthuenden und erfrischenden Anblick; überall sieht man wohlgepflanzte Obstbäume, und die Wege sind mit weitästigen Schattenbäumen besetzt, auf denen unzählige Vögel nisten. An den grünen Hügeln gehen große Schafherden, und die Ausstattung der sie begleitenden Schäfer, ihre Schippe und ihre auf Rädern stehende Hütte lassen uns auf den Augenblick vergessen, daß wir uns im Lande der Yankees befinden. Das Städtchen, oder die Stadt, wie sie von den Harmonisten stolz genannt wird, zählt etwas über hundert dauerhaft gebaute Häuser, von denen jedoch kaum die Hälfte bewohnt ist. Fast ein jedes ist von Weinreben umrankt, und hinter jedem befindet sich ein kleines, scheinbar mit großer Sorgfalt bebautes Gärtchen. Fast zu jeder Jahreszeit erblickt man blühende Blumen an den Fenstern, fast die einzige häusliche Freude, welche den zur Kinderlosigkeit verurteilten Frauen gewährt ist.

Auf den Straßen herrscht so gut wie gar kein Leben. Äußerst selten sieht man einen der steinalten Harmonisten mit seiner hellblauen Jacke und seinem breiträndigen Hute über das Backsteintrottoir wandern und noch seltener erblickt man eine der leichenblassen Frauen in ihrer württembergischen Kleidung und vernimmt ihren treuherzigen Gruß.

Das Hauptgebäude zu Economy, die sogenannte Versammlungshalle, macht einen imposanten Eindruck, ebenso auch Rapps Haus mit dem herrlichen, parkähnlichen Garten.

Auch die Kirche ist ein stattliches Gebäude; ihr Inneres jedoch ist so einfach und schmucklos, wie nur möglich.

Früher war das Städtchen sehr lebhaft. Es hatte Seiden- und Wollfabriken; die Gebäude stehen zwar noch, aber es herrscht eine Totenstille darin, denn seitdem der alte Rapp die unglückliche Idee hatte, das Cölibat einzuführen, war die Niederlassung dem Untergange geweißt.

Auch ein skrupulös reinliches Hotel mit geräumigen, gutmöblierten Zimmern befindet sich daselbst. In früherer Zeit wurde es von den Pittsburgern stark frequentiert; als jedoch die unerfahrenen, biederen Harmonisten ausfanden, daß jeder, der ein falsches Geldstück besaß, es nach Economy trug und daselbst für den vollen Wert leicht an den Mann brachte, gaben sie die Gastwirtschaft auf und verabfolgten überhaupt keine Getränke mehr an Fremde, weder für Geld noch für gute Worte. Aber trotzdem wird Economy doch noch immer von zahlreichen Reisenden stark frequentiert — Landstreichern nämlich, die sich daselbst jeden Abend regelmäßig in Abteilungen von 20 bis 40 Mann einfinden, um sich ein unentgeltliches Abendessen, Nachtquartier und Frühstück verabfolgen zu lassen. Ein besonderes mit Matratzen und wollenen Decken reichlich versehenes Lokal ist für ihre Aufnahme bestimmt; niemand wird gefragt, woher er komme und wohin er gehe, denn die Wahrheit hörte man ja doch höchst selten, aber jedem wird bei seinem Fortgehen das Versprechen abgenommen, sich ja nicht wieder in Economy blicken zu lassen, was jedoch selten einen abhält, wenn er sonst keine Unterkunft finden kann, sich am Abende wieder einzustellen.

Die meisten Harmonisten sind dem Grabe nahe; von den 80 übriggebliebenen Mitgliedern ist nur ein einziges unter fünfzig Jahre alt. Neue Mitglieder schließen sich nicht an, trotzdem die Gesellschaft über ein Eigentum im

Werte von drei Millionen Dollar verfügt; die adoptierten Kinder ziehen es in reiferen Jahren vor, für Tagelohn zu arbeiten.

Rapp, der Gründer der Gesellschaft, wurde 1757 zu Iptingen in Württemberg als Sohn eines Landmannes geboren. Er erhielt eine gewöhnliche Schulbildung, und das einzige Buch, das sein Vater besaß, die Bibel nämlich, ward ihm nach beendigter Schulzeit zum alleinigen Führer in geistigen und weltlichen Angelegenheiten. Er betrachtete das Leben mit den Augen eines schwärmerischen Pietisten, und da er ausfand, daß weder die Schulen noch die Kirchen in Übereinstimmung mit Gottes Wort lehrten, fing er in seinem 30. Lebensjahre in seinem eignen Hause an, Sonntags zu predigen. Dies ärgerte die hohe Geistlichkeit derart, daß sie das Gericht zwang, einzuschreiten; trotzdem nun Rapp für sein unbefugtes Predigen eine kurze Gefängnisstrafe zu erdulden hatte, so ließ er sich doch nicht im geringsten abschrecken; dem Staate sei man allerdings Gehorsam schuldig, sagte er; in bezug auf die Kirche aber habe jeder Mensch das Recht, diejenige zu besuchen, die ihm am besten gefalle. Von nah und fern strömten die Leute zu seinen Andachtsübungen herbei, denn die Verfolgungen der Geistlichen ließen ihn bald im Volke als einen Märtyrer der wahren Religion erscheinen. Im Laufe von 6 Jahren hatte er gegen 300 Familien um sich versammelt, die in ihm einen gottgesandten Propheten erblickten. Dieselben beschlossen nun im Jahr 1803 nach Amerika auszuwandern, und Rapp reiste mit seinem Sohne Johann — er hatte sich in seinem 26. Jahre verheiratet — nebst zwei anderen Personen nach dem Lande der Bestimmung ab und ließ die Gemeinde unter Führung seines talentvollen Adoptivsohnes Friedrich Reichert zurück.

Die erste Ansiedelung, an der sich ungefähr 600 Per-

sonen, meistenteils Handwerker und Ackerbauer, beteiligten, wurde in Pennsylvanien, jedoch nicht an dem jetzigen Sitze der Rappisten, gegründet, und 1805 wurde die Gütergemeinschaft eingeführt und damit die Gesellschaft der Harmonisten konstituiert. Bald erstand unter ihren fleißigen Händen ein Dörfchen mit allerlei Fabriken, darunter sogar eine Schnapsbrennerei, deren Produkte in der Umgegend großen Absatz fanden. Es wurde wacker gesäet und gepflanzt, und die Gesellschaft befand sich bald in ganz erträglichen Verhältnissen. Rapp war der anerkannte Prediger, Lehrer, Organisator und mitunter auch Doktor. Seine Befehle hatten dieselbe Bedeutung, als gingen sie direkt von Gott selbst aus. Sein Hauptbestreben war, die Leute soviel wie möglich von der Außenwelt abzuschließen, denn sie sollten doch bei der zweiten Ankunft Christi, die sie damals wie noch heute stündlich erwarteten, rein und treu erfunden werden. Ja, 1807 ging Rapp infolge einer Stelle in der Offenbarung Johannis und der im sogenannten „Hirtenbriefe"*), dem dritten Testament der Harmonisten, niedergelegten Grundsätze so weit, das Cölibat einzuführen, da der eheliche Stand nicht zu einem wahrhaft göttlichen Leben förderlich und dienstlich sei. Er ging dabei von der Ansicht der Shakers oder Zitterer aus, die in Adam vor Erschaffung der Eva ein Geschöpf sahen, welches das weibliche wie männliche Element in sich vereinigte. Doch hören wir, was der „Hirtenbrief" darüber zu sagen hat. „Er (der Teufel) ließ seinen ersten Vorsatz fahren und trachtete nun, den Adam doch wenigstens für die Reize der äußeren Welt empfänglich zu machen, und ihn also auf eine andere Art um seine Glückseligkeit zu bringen. Er erhitzte daher seine Imagination,

*) „Hirtenbrief an die wahren und echten Freimaurer alten Systems." Neue Auflage, Pittsburg 1855. Der Verfasser dieses sonderbaren Werkes ist unbekannt.

zeigte ihm wie dort unserm Herrn in der Wüste alle Reiche, Schönheiten und Zaubereien der Welt; schilderte ihm die Wollust ab, gut und böse zu verstehen; machte ihn nach einem Bilde seinesgleichen lüstern, um sich gleich denen unter dem Weltgeiste lebenden Tieren fortzupflanzen; kurz, er nahm alles zu Hilfe, was die Schrift unter der Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen begreifet, um den Sieg davonzutragen. Und leider war seine teuflische Bemühung nicht vergebens, denn er hatte die schwache Seite Adams getroffen, welche in diesem Netze gefangen seine Harmonie mit dem Reiche des Lichtes, und mit dieser seine ganze Gottheit verlor. Denn sobald er in diese Lockspeise imaginierte, ward seine Begierde, sein Willen, seine magische Darstellungskraft gefesselt und zur Sklavin desjenigen Gegenstandes, welchem er seine Liebe, als die Richtung des Willens, zugewendet hatte.

„Dieses war Adams erste Vergehung, von welcher der Verlust der magischen Fortpflanzung die notwendige Folge war. Denn sobald er seine Freiheit so sehr mißbrauchte, daß er sich zur Imagination in die tierische Natur hinreißen ließ, konnte die Zeugung aus Gott, welcher auf seine Ehre so eifersüchtig ist, unmöglich mehr stattfinden. Sobald auch Gott sah, daß es mit Adams Verirrung bereits dahin gekommen war, wo es seine Ehre und Heiligkeit nicht mehr zuließ, so genau mit ihm vereinigt zu bleiben, so sprach Er, der anfangs alles, was er gemacht hatte, für gut erklärte, es ist nicht gut, daß der Mensch länger allein sei, weil er sich sonst noch weiter verlieren und meiner Gnade sich noch unwürdiger machen könne. Er ließ ihn daher die erste Folge seines Verbrechens empfinden, indem er ihn in einen tiefen Schlaf versetzte, welcher in dem Stande seiner Unschuld weder wirklich noch möglich war und ihn seiner weiblichen Fortpflanzungskraft beraubte. Schon dazumal also verlor er

Sophiens himmlische Einwohnung, als ihm Gott eine Gehilfin schuf, mit der er nun seine falsche Lust büßen und auf eine tierische Weise sich fortpflanzen konnte. Sobald er ihrer auch ansichtig wurde, so erkannte er sie für Fleisch von seinem Fleische, zum unwidersprechlichen Beweise, daß ihn Gott als ein Männlein und ein Fräulein geschaffen, das ist, die männliche und weibliche Zeugungskraft in ihm vereinigt hatte."

Die Ehe ist soweit aus einem sündhaften Verlangen entstanden, und den Menschen daher in den reinen Urzustand durch Abschaffung derselben zurückzubringen, war die Aufgabe, die sich die Rappisten stellten. Wer verheiratet war, durfte bei seiner Frau wohnen bleiben; was darüber ging, war vom Übel.

Zugleich wurde auch der Gebrauch des Tabaks aufgegeben. Rapp, der selbst ein leidenschaftlicher Raucher war, warf einst, wie mir ein alter Harmonist erzählte, bei einer Versammlung seine Pfeife in den Ofen und ersuchte jeden, der wie er dem Tabak abschwöre, ein gleiches zu thun. Und es geschah also. Mit jener Zeit ist das Tabakrauchen in Economy streng untersagt; selbst im Hotel darf man sich noch nicht einmal eine Zigarre anzünden, geschweige denn rauchen.

Im Jahre 1814 kauften die Harmonisten 30,000 Acker Land am Wabash, Posey Co., Indiana, und siedelten sich daselbst an. Ihre alte Heimat hatten sie für die runde Summe von 100,000 Dollar verkauft, was beinahe die Gebäude darauf wert waren.

Die neue Ansiedelung nannten sie Harmony. Da sie einen Zuwachs von 130 Personen aus Württemberg erhalten hatten, so belief sich die Zahl der Anhänger Rapps nunmehr auf beinahe 800. Um alle Rangstreitigkeiten und alles unerquickliche Pochen auf das der Gesellschaft zugebrachte Geld

zu beseitigen, wurde das Buch, in welchem das frühere Privateigentum eines jeden Mitgliedes verzeichnet war, öffentlich verbrannt.

Doch in Indiana gefiel es den Harmonisten nicht besonders. Sie waren beständig allerlei Unbilden und Kränkungen seitens der Nachbarn ausgesetzt, und dann auch gab ihnen das dort grassierende Wechselfieber Grund genug, um sie zu bewegen, wieder ein neues Asyl aufzusuchen. Da sie damals von Owens kommunistischen Weltverbesserungsideen hörten, so schickten sie einen Agenten nach Schottland, der jenem Agitator Harmony mit allem, was dazu gehört, für die Summe von 150,000 Dollar verkaufte. Darauf (1825) gründeten die Harmonisten Economy, ihren gegenwärtigen freundlichen Wohnsitz. Diese Kolonie nahm gleich den schönsten Fortgang; es wurden Getreide- und Sägemühlen errichtet und mehrere Fabriken angelegt. Für Vater Rapp wurde ein geräumiges, elegantes Haus gebaut, das jetzt von den Hauptleitern der Gesellschaft, den Herren Lenz und Henrici, bewohnt wird.

Im Jahre 1831 wurde jedoch Economy durch Bernhardt Müller, der sich in Amerika Graf Leon nannte, auf empfindliche Weise heimgesucht. Es ist eigentlich schwer zu sagen, ob er ein Betrüger oder ein betrogener Schwärmer war; wenn die Harmonisten heute noch seinen Namen hören, so wissen sie sich kaum vor Zorn zu fassen. Derselbe kam im Herbste mit einer Anzahl Leute nach Amerika und fand bei Rapp freundliche Aufnahme. Seine Absicht war, eine ähnliche Kolonie zu gründen, aber er benutzte seinen Aufenthalt in Economy, um die Leute von Rapp abzuwenden und um sich selber zum Haupte der Gesellschaft zu machen. Er hielt heimlich Versammlungen in seiner Wohnung ab und versprach seinen Zuhörern, wenn sie ihm anhingen, weniger Arbeit, besseres Essen und Abschaffung des Cölibats, das

für die meisten ein Stein des Anstoßes war. Als es endlich zur allgemeinen Abstimmung kam, erklärten sich 250 für Leon und 500 dagegen für Rapp, der darauf den Ausscheidenden infolge gütlichen Übereinkommens die Summe von 105,000 Dollar ausbezahlte. Leon gründete nun mit seinen Anhängern zehn Meilen von Economy das Städtchen Philippsburg und hielt auch seine sämtlichen Versprechungen. Die Leute verheirateten sich, arbeiteten weniger und aßen besser, aber als das erste Jahr um war, war auch die Kasse leer und die Kolonie noch obendrein mit Schulden überhäuft. Leon, der vorgab den Stein der Weisen zu besitzen, ließ sich nun ein Laboratorium bauen, um Geld zu machen, aber er scheint damit keinen Erfolg gehabt zu haben, denn die meisten der mißmutigen Ansiedler fanden es ratsamer, das Land und die darauf lastenden Schulden unter sich zu teilen. Leon ging mit einigen seiner Getreuen nach Louisiana und starb daselbst 1833 an der Cholera. Andere seiner Anhänger schlossen sich Dr. Keil an, von dem wir später sprechen werden.

Im allgemeinen ist das Leben in Economy, wie schon bemerkt, eintönig und langweilig, da den Leuten fast jedes gesellschaftliche Vergnügen untersagt ist. Ein Musikkorps, das wöchentlich zweimal von einem Pittsburger Musiker unterrichtet wird, sucht zwar die Einförmigkeit des Lebens nach Kräften zu verscheuchen, aber seine Leistungen gewähren nichts weniger als Vergnügen. Zeitungen werden wenig gelesen, und Herr Henrici inspiziert eine jede erst genau, ehe er sie ausgibt; findet er eine anstößige Stelle darin, so schneidet er dieselbe, wie ich mehrmals zu sehen Gelegenheit hatte, entweder heraus, oder er behält die ganze Zeitung einfach zurück. Die kleine Büchersammlung der Gesellschaft wird gar nicht benutzt, und es schadet auch nicht, denn sie besteht ausschließlich aus pietistischem, mystischem und kabbalistischem Schund.

In der kleinen, von adoptierten und Kindern der Arbeiter besuchten Schule wird Deutsch und Englisch gelehrt; die Knaben lernen späterhin ein Handwerk, so daß sie sich, im Falle sie keine Lust haben sich den Harmonisten anzuschließen, in der Welt forthelfen können.

Publiziert haben die Kommunisten außer dem bereits erwähnten Hirtenbriefe nur ein Gesangbuch, das, da fast die Hälfte der Lieder von ihnen selbst verfaßt ist, als Unikum in der betreffenden Litteratur dasteht. Es führt den Titel „Harmonisches Gesangbuch. Teils von andern Autoren, teils neu verfaßt. Zum Gebrauch für Singen und Musik für Alte und Junge. Nach Geschmack und Umständen zu wählen gewidmet. Gedruckt, im Jahre 1827.“

Welche fabelhafte Unwissenheit man übrigens unter den alten Harmonisten findet, davon mag folgendes Beispiel reden:

Ich saß an einem Abende im Hotel zu Economy und ließ mir von dem geschwätzigen Wirte mit der größten Geduld abgedroschene Anekdoten aus dem hundertjährigen Kalender erzählen. Nach jeder Pause fragte er mich stets nach meiner Heimat in Deutschland, und als ich ihm auch jedesmal gewissenhaft Antwort gab, meinte er, der Weg der Menschen möge anfangs noch soweit auseinander gehen, sie kämen zuletzt doch wieder zusammen; denken Sie sich einmal, fuhr er fort, was mir da passiert ist. Vor einigen Jahren hatten wir einen Arbeiter hier, der erzählte mir eines Abends, daß er früher auf einer Farm gearbeitet habe, wo eine Kuh gewesen sei, die plötzlich das Milchgeben einstellte. Er habe alsdann im Stalle genau nachgesehen und in einer Ecke eine große Schlange entdeckt. Auf dieselbe gab er nun acht, und denken Sie sich nur, was sie that? Sie war es, welche die Kuh regelmäßig molk. Ist das nicht merkwürdig?

Als der Knecht dies erzählt hatte, fiel mir eine Geschichte ein, die früher in Deutschland passiert sein soll. Ein Bauersmann daselbst gab nämlich seinem Kinde täglich eine Milchsuppe, womit es sich vor die Scheunenthür setzte, um sie zu essen. Da jedoch das Kind von Tag zu Tag magerer wurde, so paßte ihm der Vater beim Essen auf und sah nun, wie eine Schlange kam und dem Kinde die Milch wegtrank.

Diese Geschichte erzählte ich darauf dem Knechte und fragte ihn, ob er sie auch schon gehört habe.

Diese Geschichte, erwiderte er, kenne ich ganz genau; denn ich selbst bin jenes Kind gewesen.

Aber wo hätte ich in meinem ganzen Leben je daran gedacht, daß ich dieses Kind jemals sehen würde?

Ein Kommentar zu dieser Illustration der Bildung zu Economy ist sicherlich überflüssig.

Vom alten Rapp, der in seinem neunzigsten Jahre starb, spricht man heute noch wie von einem Heiligen; trotzdem aber wußte mir keiner der Harmonisten sein Grab auf dem monumentlosen Kirchhofe zu zeigen. Unstreitig war Rapp ein äußerst fleißiger, thätiger, einfacher und leutseliger Mann, der eine Menge praktischer Kenntnisse und eine gute Portion Mutterwitz besaß. Er sprach leidenschaftlich gern über Religion und konnte bei jeder Gelegenheit einen passenden Bibelspruch citieren. Jeden Sonntag predigte er zweimal, wobei er an einem einfachen Tische zu sitzen pflegte, was sein Nachfolger auch jetzt noch thut. Am Sonntage vor seinem Tode predigte er von dem Fenster seines Krankenzimmers aus.

Jeden, der Economy besucht mit seinen blühenden Feldern und wohlgenährten Herden, überschleicht unwillkürlich ein Gefühl der Wehmut, denn der Gedanke, daß diese Kolonie, dies Werk des deutschen Fleißes und deutscher Ausdauer, mit Riesenschritten dem Verfalle entgegengeht, ist sicherlich schmerzlich.

Wem wird dereinst das auf circa drei Millionen geschätzte Eigentum zufallen? Wer wird der lachende Erbe sein? Die Harmonisten geben auf solche Frage keine Antwort; sie sagen einfach, Gott werde ihnen schon zur rechten Zeit den rechten Rat erteilen. Trotzdem sie beständig an das Heil ihrer Seele denken und mit jedem Tage der zweiten Ankunft Christi entgegensehen, so haben sie doch ihre weltlichen Angelegenheiten stets in der musterhaftesten Ordnung gehalten und ihre Gelder sehr gut angelegt. Sie besitzen Anteile an unsern bedeutenden Kohlenminen und Ölquellen, und die meisten Fabriken in Beaver Falls, dicht bei Economy, arbeiten mit ihrem Gelde. Herrn Henrici, einem ehemaligen Pfälzer Schulmeister und jetzigem Haupte der Harmonisten, muß man nachsagen, daß er ein ebenso frommer wie eifriger und unternehmender Geschäftsmann ist.

Wir wollen nun die Wanderschaft nach einer andern kommunistischen Kolonie antreten. Halbwegs zwischen Cleveland und Pittsburg liegt das unregelmäßig gebaute Dorf Zoar mit seiner großen Backsteinkirche, seinen Mühlen und Fabriken. Es ist dies die Heimat der Separatisten, einer pietistischen Sekte, welche im Jahr 1817 aus Württemberg einwanderte. Im alten Vaterland hatten ihnen die Schriften Tersteegens, Jung Stillings und des Görlitzer Schusters, den Hegel auf unerklärliche Weise zum Vater der deutschen Philosophie stempelt, die Köpfe gründlich verdreht; sie schickten ihre Kinder nicht mehr in die öffentlichen Schulen, weil sie ausschließlich von Geistlichen kontrolliert wurden, und ihre jungen Leute wollten sie unter keinen Umständen Soldat werden lassen, was ihnen zahlreiche Geld- und Gefängnisstrafen zuzog.

In Amerika wurden sie anfangs durch die ihnen wahlverwandten Quäker thatkräftig unterstützt, und mit deren Hilfe war es ihnen auch möglich, 5600 Acker Land in Ohio

käuflich an sich zu bringen. Ihr Führer hieß Jakob Bäumeler, oder Bimeler, wie er sich schrieb, und seine Leute wurden daher von den Amerikanern Bimmlers genannt.

Anfangs dachten sie nicht an die Einführung des Kommunismus, da sie jedoch viele arme und alte Leute unter sich hatten, so blieb ihnen nach ihrer Ansicht nichts anderes als die Gütergemeinschaft übrig.

Bäumeler war früher Weber, dann wurde er Schulmeister; er besaß nicht die Talente des Rapp, aber er war ein begeisterter Redner, dessen Predigten nach seinem Tode (1853) in drei stattlichen Bänden veröffentlicht wurden. Der Inhalt derselben bezieht sich nicht allein auf die Lehren der Religion, sondern auch auf die gewöhnlichen Dinge des täglichen Lebens, wie Haushalten, Beobachtung der Reinlichkeit und Gesundheit u. s. w.

Die Kolonie machte anfangs nur langsame Fortschritte, und erst die Anlegung eines Kanals in ihrer Nachbarschaft seitens der amerikanischen Bundesregierung gab den Ansiedlern Gelegenheit, so viel Geld zu verdienen, um ihr Land schuldenfrei machen zu können.

Sie verkauften ihre Produkte an die Kontraktoren und ließen ihre jungen Leute auf Tagelohn am Kanal arbeiten.

Gegenwärtig besitzen die Separatisten 7000 Acker fruchtbaren Landes und zählen ungefähr 300 Mitglieder.

Sie glauben an eine Dreieinigkeit, den Sündenfall und die Erbsünde und sehen überhaupt die Bibel für den Inbegriff aller Wahrheit an. Sie sind Feinde einer jeden Zeremonie; außer vor Gott beugen sie vor niemand die Knie oder nehmen die Mütze ab. Weder Taufe noch Abendmahl wird bei ihnen gefeiert. Sie sind gegen den Krieg, weil sie sagen, der Christ soll seine Feinde lieben, aber nicht totschlagen.

In den ersten Jahren war das Heiraten verboten;

späterhin aber und zwar im Jahre 1830 wurde es wieder erlaubt, doch gilt heute noch der ehelose Stand für heiliger. Auch der frühere Gebrauch, die Kinder vom dritten Jahre an in einer besondern Anstalt zu erziehen, ist aufgegeben worden. Jeden ohne Ausnahme reden sie wie die Quäker mit „Du" an.

Die Mitglieder bestehen aus zwei Klassen, nämlich den Novizen und solchen, die vollberechtigt sind. Erstere müssen erst ein Probejahr in der Gesellschaft zubringen, ehe sie aufgenommen werden können. Während dieser Zeit bleiben sie im vollständigen Besitze ihres Privateigentums, müssen aber ausschließlich zum Besten der Gemeinschaft arbeiten, wofür ihnen dann natürlich alles geliefert wird, was sie zum Lebensunterhalt brauchen.

Die Separatisten sind ohne Ausnahme Leute ohne jede Bildung und ohne jedes Gefühl für die Annehmlichkeiten des Lebens. Wenn sie satt zu essen haben, sind sie schon vollkommen zufrieden. Der Gebrauch des Tabaks ist verboten; auch wird in Zoar kein Schweinefleisch gegessen; ja, einige essen überhaupt kein Fleisch. Auf Musik scheinen sie großen Wert zu legen, denn in mehreren Häusern findet man Klaviere. Auch haben sie ein Gesangbuch für ihren Gottesdienst herausgegeben.

Die beiden andern erfolgreichen kommunistischen Gemeinden sind die von dem bereits erwähnten Dr. Keil gegründeten Ansiedelungen zu Aurora und Bethel. Erstere liegt ungefähr 29 Meilen südlich von Portland in Oregon und ist dort nur unter dem Namen Dutschtown bekannt. Die Häuser daselbst sind so groß, daß man sie auf den ersten Blick für Fabrikgebäude hält. Das Hotel zu Aurora ist in ganz Oregon berühmt wegen der dort herrschenden Reinlichkeit und des ausgezeichneten Essens, weshalb es auch während des Sommers von den Portländern stark frequen-

tiert wird. Das Musikkorps daselbst ist so ausgezeichnet, daß keine Hauptfestlichkeit in Portland stattfindet, ohne daß es dazu eingeladen wird.

Jene Kolonie bildet eigentlich einen Zweig derjenigen zu Bethel, Shelby County, Missouri, die Dr. Keil verließ, weil sie ihm kein genügendes Feld für seine Wirksamkeit bot und weil er an und für sich auch ein unruhiger Geist war. Er wurde im Jahre 1811 in Preußen geboren und betrieb daselbst, soviel man weiß, eine Modewarenhandlung. In Pittsburg angekommen, gab er sich für einen Arzt aus und sagte, er sei im Besitze eines mit Blut geschriebenen Werkes, das Rezepte gegen die meisten Krankheiten enthalte. Da er jedoch mit seinem Medizinieren kein Glück hatte und er auch Mitglied einer Methodistenkirche geworden war, verbrannte er jenes geheimnisvolle Buch unter umständlichen Formalitäten. Da ihm zuletzt auch der Methodismus nicht zusagte, so gründete er eine eigne Sekte und fand auch wirklich Anhänger, von denen er sich als einen der zwei Zeugen in der Offenbarung Johannis verehren ließ. Auch verkündete er seinen Getreuen, daß er nach vierzigtägigem Fasten an einem gewissen Tage in ihrer Gegenwart erschlagen würde. Ehe jedoch der verhängnisvolle Tag erschien, gab der Aufbruch der Philipsburger Kolonie unter Graf Leon seinem Leben plötzlich eine andere Richtung. Er sammelte nämlich mehrere jener Kommunisten um sich und gründete damit Bethel in Missouri.

Jene Kolonie macht durchaus keinen günstigen Eindruck; die Gebäude und Straßen sind sehr vernachlässigt, denn die Ansiedler gehen mit der Idee um, ihr Land so schnell wie möglich zu verkaufen, um zu ihren Genossen nach Oregon ziehen zu können.

Aurora wurde 1855 gegründet. Es befindet sich in äußerst blühendem Zustande und die Ansiedler sind mit ihrem

Lose recht wohl zufrieden; sie sind gegen jede Not geschützt, und da ihre Bedürfnisse fabelhaft einfach sind, so nimmt ihr Reichtum von Jahr zu Jahr merklich zu. Das Heiraten ist erlaubt; jede Familie bewohnt ein eignes Haus, in dem man sich vergeblich nach Luxusgegenständen, wie Bildern, Büchern, Teppichen, gepolsterten Stühlen u. s. w., umsieht.

* * *

Nachdem wir so im Vorstehenden eine gedrängte Übersicht der gegenwärtig existierenden deutsch-amerikanischen Kommunistenniederlassungen gegeben haben, können wir nun zum kurzen Schlußresümee schreiten.

Sämtliche Kommunistenansiedelungen in Amerika, also außer den speziell besprochenen noch die der Zitterer, Ikarier und Perfektionisten, zählen ungefähr zusammen 5000 Personen, einschließlich Frauen und Kinder; sie besitzen in runder Zahl 150,000 Acker Land, und ihr Gesamteigentum wird auf 12 Millionen Dollar geschätzt; dasselbe kann nur als das Produkt ihrer Sparsamkeit und ihres beharrlichen Fleißes angesehen werden; denn nur sehr wenige hatten nennenswerte Mittel, als sie sich einer solchen Kolonie anschlossen. Die Leute in jenen Niederlassungen erfreuen sich im allgemeinen einer ausgezeichneten Gesundheit, weil sie nicht nötig haben, sich mit allerlei Sorgen und anstrengender Arbeit zu quälen; sie sind gut gekleidet und haben Nahrungsmittel in Hülle und Fülle. Für Alte und Junge ist hinreichend gesorgt; erstere genießen einen heitern, von Gram und Kummer ungetrübten Lebensabend und letztere erhalten durchgängig einen besseren Schulunterricht, als die Landleute gewöhnlich ihren Kindern verschaffen können.

Alle Kommunisten, mit Ausnahme der Ikarier, finden in der Religion ihr stärkstes Bindemittel, weshalb sie auch größtenteils auf weltliche Bildung keinen Wert legen. Solche

Gesellschaften mit Gelehrten zu gründen, dürfte eine ungemein schwierige Aufgabe sein. Ein Wille muß das Ganze regieren, und je ungebildeter die Mitglieder sind, desto eher fügen sie sich in alle Anordnungen, wenn dieselben nur mit einem Bibelspruche bekräftigt werden. Wurden doch auch in den Tagen der Sklaverei jene Neger mit einem höhern Preise bezahlt, die im Geruche der Frömmigkeit standen.

Daß vielköpfige Regiererei verbunden mit der Berücksichtigung individueller Neigungen und Ansichten dem Gemeinwesen nur verderblich sein kann, zeigt der Umstand zur Genüge, daß daran schon 47 kommunistische Kolonieen in den Vereinigten Staaten gescheitert sind.

Nur fleißige und folgsame Leute sind zu Kommunisten zu gebrauchen; denn jeder Mitarbeiter ist ein Herr, dessen Augen den andern bewachen. Wer in einer solchen Kolonie ein Utopien erwartet, wird sich gewaltig getäuscht finden.

Ein Tag unter Verbrechern.

Am romantischen rechten Ufer des Allegheny-Flusses, ungefähr 10 Meilen östlich von Allegheny City in Pennsylvania, fallen dem Reisenden, wenn er auf einem sogenannten Akkomodation-Train, d. h. auf einem Bahnzuge, der an jeder unbedeutenden Poststation anhält, nach Claremont kommt, auf der linken Seite zwei aus Backsteinen errichtete imposante Gebäude auf, von denen das erste auf einer kleinen Anhöhe liegt und seinen friedlichen Zweck gleich schon dadurch augenfällig bekundet, daß es statt mit einer hohen Ringmauer mit einem wohlgepflegten Garten umgeben ist. Es ist dies das Armenhaus, in das sich die Armen und Elenden von Allegheny City vor der Misere des täglichen Lebens flüchten, vorausgesetzt, daß ihnen eine humane Behörde dazu die nötige Erlaubnis gegeben hat.

Das zweite Gebäude aber, das nur wenige Schritte davon steht, beherbergt unfreiwillige Gäste, die ihren dortigen Aufenthalt gerade nicht zu der Glanzperiode ihres Lebens zu rechnen brauchen. Es ist daher auch mit einer dicken, ungefähr 20 Fuß hohen Mauer umgeben, aus deren Türmen mehrere Wächter ihre Späheraugen beständig nach

allen Richtungen streifen lassen. Es ist dies das Allegheny County Workhouse oder Arbeitshaus, das im Jahre 1869 gegründet wurde und seit jener Zeit von unserm langjährigen Freunde Henry Cordier, den man in Amerika allgemein als Autorität im Gefängniswesen betrachtet, verwaltet wird, und da wir dasselbe auf einer Reise durch Pennsylvania überall als ein Musterinstitut seiner Art hinstellen hörten und wir sahen, daß das Urteil darüber ein einstimmiges war, so beschlossen wir denn, demselben einen Besuch abzustatten.

Es war an einem unfreundlichen, regnerischen Herbsttage, als wir in Claremont ausstiegen. Zu gleicher Zeit verließen auch sechs Arbeitshauskandidaten, die je zwei und zwei an den Händen zusammengekettet waren und von einem Polizisten eskortiert wurden, den Eisenbahnzug und marschierten niedergeschlagenen Blickes ihrem neuen Aufenthaltsorte zu. Wir eilten denselben voraus, und nachdem wir uns mit dem Direktor der Anstalt eine Zeitlang unterhalten hatten, waren wir dann Zeuge der Inauguration der neuen Kostgänger. Ein jeder derselben ward genau über seinen Stand und sein Alter befragt; er mußte genau sagen, ob er eine öffentliche oder Privatschule, oder überhaupt eine Unterrichtsanstalt besucht habe, ob er lesen oder schreiben könne, ob er einer religiösen Gemeinschaft angehöre und ob sein häuslicher Einfluß derart gewesen sei, daß er dadurch auf die Verbrecherlaufbahn gelenkt wurde. Auch kam dazu noch die für amerikanische Anschauungen charakteristische Frage, ob er ein Gewohnheits-Sabbatbrecher sei. Nachdem noch eine genaue detaillierte Personalbeschreibung aufgenommen worden war, wurde jeder Inkulpat gemessen und schließlich auch noch gewogen. Als wir uns nach dem Zweck dieser Prozedur erkundigten, erklärte uns Herr Cordier, daß er dieselbe hauptsächlich deshalb eingeführt habe, damit

er schwarz auf weiß zeigen kann, daß in der Anstalt die Fürsorge für das physische Wohlbefinden der Gefangenen ein leitendes Prinzip bilde, und damit sich ebenfalls keiner der entlassenen Sträflinge beklagen kann, er habe entweder zu viel arbeiten müssen, oder nicht hinreichend zu essen bekommen und dadurch körperlich invalid die Anstalt verlassen, denn ein jeder wird auch am Ende seiner Strafzeit wieder gewogen, und es ist, wie uns Herr Cordier mitteilte, ein höchst seltener Fall, daß die nahrhafte Speise, die regelmäßige Beschäftigung und die mit großer Umsicht und Humanität ausgearbeiteten Sanitätsmaßregeln nicht in einem Mehrgewichte des Körpers resultieren. Ja, der letzte Jahresbericht zeigt, daß Herr Cordier in dem betreffenden Jahre 12,000 Pfund Menschenfleisch mehr in die Welt gesandt, als er von derselben erhalten hatte. Jener Bericht enthält überhaupt einige höchst interessante statistische Notizen. Die große Majorität der circa 400 Gefangenen gehört dem Stande der sogenannten „Laborers" an, es sind also Leute, die kein regelmäßiges Handwerk oder Geschäft gelernt haben, und die also heute dieses und morgen jenes treiben müssen, je nachdem sich dazu die Gelegenheit bietet. Ihre Existenz und ihr Aufenthaltsort hängt also mehr vom Zufalle ab, und die Gelegenheit und Veranlassung, zum Verbrecher zu werden, ist mithin bei ihnen eine größere als bei denjenigen, welche sich infolge eines wohlerlernten Handwerks leichter über dem Wasser zu halten und den mannigfachen Wechselfällen des täglichen Lebens eher zu trotzen vermögen.

Nicht minder interessant ist jener Bericht in bezug auf den Bildungsgrad der Sträflinge. Ungefähr ein Siebentel derselben ist in die Kunst des Lesens und Schreibens völlig uneingeweiht und bei weitem die größte Hälfte davon besteht aus Amerikanern; die anderen kommen aus Irland, Eng=

land, Schottland und Wales — ein Umstand, der sicherlich hoch zu gunsten des Schulzwanges spricht.

Was Religion anbelangt, so bekennen sich über die Hälfte der Gefangenen zur katholischen, ein Beweis, daß es jene unfehlbare Sekte besser versteht, ihre Schafe für den Himmel, als für die näher liegende Erde vorzubereiten. Nun, der Katholizismus hat ja bekanntlich seinen geistlichen Werkzeugen das Recht verliehen, die Sünden zu vergeben, und die Verhinderung derselben durch geeignetere Mittel als die von ihnen konsequent angewandten würde sicherlich ihren Einfluß schmälern und die Existenzberechtigung vieler in Frage ziehen, denn wo keine Sünde ist, da fällt der Katholizismus ebenso gut in sich zusammen, als wie eine jede orthodoxe Fraktion des Protestantismus. Es ist dies sicherlich eine traurige Basis, auf der das Christentum ruht; ableugnen aber läßt sie sich nicht. Je breiter also diese Basis ist, desto einflußreicher ist die Wirksamkeit der jenes Prinzip vertretenden Persönlichkeit, und daß die katholische Religion ganz dazu angethan ist, jene Wirksamkeit nicht zu schmälern, das zeigt hier im kleinen der Bericht des Allegheny County Arbeitshauses recht deutlich, wenn man, was notwendig ist, denselben in Verbindung mit den Bevölkerungs-Verhältnissen Amerikas bringt, und dann auch im großen ein Vergleich der Moralitätsstatistik der katholischen und protestantischen Länder.

Seit Gründung der Anstalt sind darin nur vier Juden interniert gewesen. Wollte man nun nolens volens den Schluß ziehen, daß die Moral jener Volksklasse im allgemeinen eine höhere sei, so würde man doch sicherlich ein unbegründetes Urteil fällen, denn es fallen hier die besonderen sozialen Verhältnisse der Israeliten in die Wagschale, die unbedingt berücksichtigt werden müssen. Es muß allerdings zugestanden werden, daß die Trunksucht, wegen welcher sich

so mancher Insasse im Gefängnis befindet, bei den Juden im allgemeinen weniger angetroffen wird, als bei den Unbeschnittenen; im übrigen aber begehen sie sicherlich ebenso viele Verbrechen wie jene. Auch fällt der Hauptgrund, welcher andere Leute so oft zu unfreiwilligen Verbrechern macht, der Pauperismus nämlich, bei ihnen größtenteils weg; denn die Juden befinden sich im allgemeinen in Amerika in guten pekuniären Verhältnissen und das jene Denomination charakterisierende Zusammenhalten hat zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten und Vereine geschaffen, welche den genannten Beweggrund zur Überschreitung des Gesetzes wirksam beseitigen.

Unter den Gefangenen befanden sich nur 50 Frauen, meistens verurteilt wegen unordentlicher Aufführung. Dies Verhältnis, das sich in allen amerikanischen Strafanstalten gleich bleibt, spricht scheinbar sehr günstig für die Moral der Frauen, und diese Thatsache wird daher auch häufig von Frauenrechtsaposteln und Apostelinnen als wirksames Argument für ihre fortschrittlichen Ansichten ins Feld geführt. Doch sollte man bei der hier sehr nahe liegenden Schlußfolgerung stets berücksichtigen, daß die Gesetze nicht dieselbe praktische Bedeutung für beiderlei Geschlechter und daß die amerikanischen Richter und Geschwornen fast ohne Ausnahme einen gewaltigen Respekt vor dem „Ewigweiblichen" haben, auch wenn sich dasselbe nicht auf empfehlende Weise präsentiert, und daß sie bei einer angeklagten Frau gewöhnlich alle nur denkbaren Milderungsgründe in Anspruch nehmen, deren sie sich sicherlich nicht erinnern würden, wenn sie einen Mann abzuthun hätten. Denn die jeden anständigen Menschen anekelnde Galanterie der Amerikaner gegen die Frauen findet sich nicht allein in fashionabeln Salons, auf Straßeneisenbahnen, sondern auch in den Gerichtshöfen wie überhaupt da, wo Frauen sind.

Das genannte Arbeitshaus ist für Leute bestimmt, die

eine Haftzeit von 30 Tagen bis zu 2 Jahren abzusitzen haben, doch beherbergt es mitunter Verbrecher auf 5 oder 7 Jahre, weil dieselben für mehrere Vergehen abbüßen müssen.

Sobald von den neuangekommenen Gefangenen eine genaue Personalbeschreibung aufgenommen worden war, wurden sie in die Barbierstube geführt, um daselbst spiegelglatt rasiert zu werden und sich das Haar kurz scheren zu lassen. Darauf wanderten sie ins Bad, doch jeder in ein Badezimmer für sich allein, wozu sich in jenem Gefängnisse hinreichende Räume und auch die praktischten Einrichtungen befinden. Dieses Privatbaden, dessen sich alle Gefangenen regelmäßig zu befleißigen haben, ist unstreitig aus vielen Gründen dem Gebrauch in manchen Strafanstalten vorzuziehen, nach dem jedesmal 15—20 Personen zu gleicher Zeit splitternackt auf Kommando in ein Bassin springen müssen. Weder Reinlichkeit noch Moral werden dadurch gefördert.

Kommen die Gefangenen nun wie neugeboren aus dem erfrischenden Bade heraus, so erhalten sie ihre offizielle graue Uniform und werden nach der für sie bestimmten Zelle geführt, in der sie, während der Zeit daß man passende Arbeit für sie sucht, auf einige Stunden innerliche Selbstschau halten können. Mitunter dauert es auch mehrere Tage, bis einem neuen Rekruten seine wahre Lage recht klar geworden ist, da einige zur Zeit ihres Ankommens noch unter dem Einflusse von spirituösen Getränken stehen.

Wie in allen öffentlichen Anstalten Amerikas, so wird auch im Arbeitshause zu Claremont, durch dessen innere Räume Herr Cordier mit uns eine Wanderung antrat, auf die größtmögliche Reinlichkeit gesehen; die Fußböden sehen aus wie geleckt und das Ausspucken darauf ist streng untersagt. Jeder Gefangene hat eine gut ventilierte und helle Zelle für sich, in der sich außer den notwendigsten Gerät=

schaften eine Schiefertafel nebst Griffel befindet, so daß der Insasse, wenn er den Drang nach schriftstellerischer Beschäftigung in sich spürt, wenigstens das Material hat, um demselben freien Lauf lassen zu können. Äußerst praktisch sind auch die Küche und die Waschanstalt eingerichtet, in welch letzterer die gefangenen Frauen die Wäsche für die Anstalt und außerdem noch für die Pullman Palastwagen-Gesellschaft besorgen. Die Männer arbeiten größtenteils in den Küferwerkstätten und fabrizieren daselbst Fässer, für die sich in der pennsylvanischen Ölgegend immer ein schneller Absatz findet. Es waren auffallend viele junge Leute, meistens Männer im Alter von 20 und 30 Jahren darunter; lauter kräftige, robuste Gestalten, die nur durch die stramme und doch zu gleicher Zeit auch sehr humane Disziplin, wie sie Herr Cordier durch seine mit großer Menschenkenntnis gewählten Unterbeamten meisterhaft auszuüben versteht, in Ordnung zu halten sind. Die Leute schienen alle munter und fröhlich und mit ihrem Schicksale ganz zufrieden zu sein; jeder arbeitete gern und so fleißig, als schaffe er nur in seinem eignen Interesse. Und dabei hörte man nicht, daß sie vielleicht von irgend einem Aufseher angetrieben werden; auch existierte keine Vorschrift, nach welcher jeden Tag ein bestimmtes Quantum von Fässern fertig abzuliefern ist.

Nirgends ließ sich irgendwie ein Unwille über die den meisten doch ungewohnte Beschäftigung bemerken, und als wir Herrn Cordier darüber befragten, woher es denn eigentlich komme, daß sich seine Gefangenen in genannter Hinsicht so vorteilhaft von denen anderer Gefängnisse unterschieden, gab er uns zur Antwort, daß er die Arbeit nicht als Strafe, sondern als ein Privilegium der Sträflinge betrachte, was er jedem Neueintretenden am Tage seiner Ankunft begreiflich zu machen suche. Dieses Privilegium verwirke nun jeder, der sich nicht vorschriftsmäßig betrage. Er wird alsdann in

seine einsame Zelle gesperrt, in der er, wenn er keinen Gefallen am Lesen und Schreiben findet, zu absolutem Müßiggange verurteilt ist, wobei ihm die Zeit so langsam verstreicht, daß er bald um gutes Wetter bittet und froh ist, wenn er wieder an der gemeinschaftlichen Arbeit teilnehmen kann. Sollte jedoch diese Verdammung zur Unthätigkeit gerade das sein, wonach er sich sehnt, so wird er nicht für wert gehalten, daß ihn die Sonne fernerhin bescheine, und er wird durch eine vor seine Zelle gestellte Bretterwand in ägyptische Finsternis eingehüllt. Nützt auch dieses nicht, so wird ihm das Bett weggenommen und er kann sich alsdann auf hartem Fußboden Hühneraugen in den Rücken liegen. Sollte nun aber auch sein Rücken derart abgehärtet sein, daß es ihm egal ist, ob er auf einem weichen Unterbette oder auf Steinen liegt, und sollten sonst alle Vernunftgründe tauben Ohren gepredigt werden, dann ist Herr Cordier der biblischen Ansicht, trotzdem er sonst nichts weniger als zu den orthodoxen Bibelgläubigen gerechnet werden darf, daß, wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, und ein knurrender Magen übt gewöhnlich solchen despotischen Einfluß auf den halsstarrigen Kopf aus, daß letzterer sich bald fügt. Zur Prügelstrafe, die übrigens auch in den meisten Staaten gesetzlich abgeschafft ist, hat Herr Cordier während seiner 14jährigen Laufbahn als Gefängnisbeamter nie Zuflucht genommen und sie auch nie durch Unterbeamte zur Anwendung bringen lassen. Überhaupt hat er sich in allen Fällen vorbehalten, das Maß der Strafe zu diktieren, wodurch den Gefangenen sicherlich manche Schikaniererei erspart bleibt und sie bald zur Ansicht kommen, daß sie in Herrn Cordier keinen Zuchtmeister, sondern einen wohlmeinenden Freund vor sich haben, und diesem Umstande ist wohl zum größten Teil der großartige Erfolg, der ihn im Verwalten von Gefängnissen in Wisconsin und Pennsylvania begleitete, zuzuschreiben. Cordiers Bestrafung der

Gefangenen besteht fast nur in der Entziehung ihrer Privilegien, die in der Erlaubnis, Briefe zu schreiben, Zeitungen zu halten, Bücher zu lesen, sich von Freunden besuchen zu lassen und anderen Begünstigungen bestehen.

Die Küferwerkstätte gleicht mehr einer wohlorganisierten Fabrik, als einem Gefängnisse. Die Leute dürfen zwar nicht sprechen, doch hat selten ein Aufseher etwas dagegen einzuwenden, wenn es nicht zu laut geschieht und die Arbeit nicht gestört wird. Verrichten die Leute eine gute Tagesarbeit und machen sie sich keines Vergehens schuldig, so wird ihnen vom Direktor eine gewisse Summe für den betreffenden Tag gutgeschrieben, und es kommt oft vor, daß sich die zu längerer Haft Verurteilten jährlich von 20 bis 100 Dollar auf diese Weise verdienen, die ihnen bei ihrer Entlassung prompt ausbezahlt werden. Jeder Arbeiter erhält ein bestimmtes Quantum Kautabak, und obgleich gegen das Tabakskauen von ästhetischem Standpunkte sehr viel einzuwenden ist, so ist dies doch die einzige Form, in welcher der Tabaksverbrauch gestattet ist.

Ein anderer Grund, warum die Leute im Allegheny Arbeitshaus durchgängig ihre Pflichten so froh und gewissenhaft erfüllen, ist der, weil daselbst nicht das verderbliche sogenannte Kontraktsystem eingeführt ist. Nach demselben werden nämlich die Arbeiter auf eine gewisse Zeit für eine bestimmte Summe an irgendwelche spekulative Fabrikanten vermietet, die sie alsdann durch gewissenlose und rohe Aufseher, die nichts weniger als einen heilsamen Einfluß auf sie ausüben, dermaßen zum Schaffen antreiben lassen, daß der Sträfling häufig an Körper und Geist gebrochen die Anstalt verläßt. Die Kontrolle über die Gefangenen ist dadurch dem Direktor solcher Anstalt zu großem Teil entzogen und es ist ihm in den meisten Fällen rein unmöglich, in bezug auf das geistige und moralische Wohl der Sträflinge etwas zu thun,

auch wenn er es sich nicht verdrießen ließe, mit den Kontraktoren in beständigem Hader zu leben. Man sagt, dieses System erspare dem Staate manche Ausgabe, und doch ist es Thatsache, daß gerade die nach demselben verwalteten Institute diejenigen sind, welche den Staat beständig um Unterstützung anbetteln müssen, was sich sehr leicht durch Zahlen beweisen und auch dadurch erklären läßt, daß der Profit der Sträflingsarbeit den Kontraktoren und nicht dem Gefängnisse zu gute kommt.

In Claremont ist der Staat der Fabrikant. Er kauft das Rohmaterial, schafft die nötigen Maschinen an und überläßt die Regulierung der Arbeit ruhig dem betreffenden Direktor, und daß derselbe das Interesse der Sträflinge mit dem des Staates sehr gut zu verbinden weiß, zeigt der Umstand, daß das Allegheny Arbeitshaus im Jahre 1873 nicht allein seine sämtlichen Ausgaben bestritt, sondern außerdem noch einen Überschuß von 14,000 Dollar aufzuweisen hatte! Im Jahre 1874 betrug der Überschuß sogar 18,000 Dollar! Und dabei ist keinem der Sträflinge zuviel zugemutet worden, wofür der blühende Gesundheitszustand derselben wohl den sichersten Beweis liefert. Seit dem Bestehen der Anstalt sind von den 11,000 Gefangenen nur 28 gestorben und von denselben waren 24 krank, als sie die Anstalt betraten. Im Jahre 1875 beliefen sich die Ausgaben für Medizin auf ein zwanzigstel Cent für einen Mann per Tag. Das sind Zahlen, die für sich selber sprechen. Es ist daher kein Wunder, daß so viele amerikanische Gefängnisbeamte nach Claremont reisen, um sich die ihnen so notwendige Belehrung zu holen. Und daß es den Amerikanern in dieser Beziehung nicht an Lernbegier fehlt, muß ihnen zum Lobe nachgesagt werden, ebenso auch, daß ihre Gefängnisse im allgemeinen nach humaneren Grundsätzen als die von Europa geleitet werden. Der Amerikaner sollte seine „penal institutions“

viel lieber „charitable institutions“, d. h. Wohlthätigkeitsanstalten nennen, denn dadurch würde er den eigentlichen Charakter jener Institute viel deutlicher bezeichnen. Die Philanthropen Amerikas haben sich seit einer Reihe von Jahren sehr eingehend mit allen mit dem Gefängniswesen zusammenhängenden Fragen beschäftigt, und die Jahresberichte der einzelnen Anstalten legen einesteils ein recht günstiges Zeugnis von dem Ernste, womit man jene Angelegenheit betrachtet, und dann auch von den wirklich gesunden und durch keine mittelalterlichen Gebräuche beeinflußten Ansichten ab. Vom Jahre 1845—1866 erschien in Philadelphia bei Josiah Tatum ein „Journal of Prison Discipline and Philanthropy“, das durch die genannten Berichte, deren vollständiges Verzeichnis man am Schlusse des 26. Jahresberichts des Exekutiv-Komitees der Prison-Association von New York (Albany 1871) findet, überflüssig wurde. Der erste amerikanische Kongreß der Gefängnisdirektoren trat 1870 zu Cincinnati zusammen und der erste von Dr. Wines in New York organisierte internationale 1872 zu London.

Von den verschiedenen Gefängnissystemen sind in Amerika zwei gebräuchlich, nämlich das Auburn- und das Pennsylvania-System. Ersteres, das seinen Namen dem Staatsgefängnisse von New York zu Auburn verdankt, wird auch das „congregate system“ genannt; sein Hauptprinzip liegt in der Einführung der Einzelhaft bei Nacht und der gemeinschaftlichen Arbeit bei Tag mit streng durchgeführter Schweigsamkeit. Das andere System, das auch unter dem Namen „separate system“ oder Zellensystem bekannt ist, isoliert auch die Gefangenen am Tage. Es wird nur noch in einem Gefängnisse, nämlich in der ungefähr 600 Gefangene enthaltenden „Eastern Penitentiary“ zu Philadelphia gebraucht; aber auch da läßt es sich lokaler Umstände wegen nicht konsequent durchführen.

Daß in Claremont das Auburn-System eingeführt ist, erhellt aus dem Vorhergehenden, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich auch das genannte Gefängnis zu Philadelphia demselben fügen wird, sobald Herr Vaux, der Direktor jener Anstalt, der ein sehr feuriger und talentvoller Verteidiger des entgegengesetzten Systems ist, vom Schauplatze seiner Wirksamkeit abtritt.

Mit der Fürsorge für das leibliche Wohl der Gefangenen zu Claremont geht die Fürsorge für das geistige Hand in Hand. Für Belehrung und anregende Unterhaltung ist durch eine kleine, gutgewählte Bibliothek gesorgt, und der Geistliche der Anstalt hat die Aufgabe, den Sträflingen mindestens zweimal in der Woche Unterricht in den gewöhnlichen Schulfächern zu erteilen. Im letzten Jahresbericht dringt Herr Cordier auf die Anstellung eines professionellen Lehrers, der jeden Abend unterrichten soll, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Vertrauensmänner der Anstalt diesem wohlgemeinten Vorschlag Gehör schenken werden, da sie sich dadurch nur selber ehren würden.

Mit dem frohen Bewußtsein, endlich einmal in Amerika eine öffentliche Anstalt gesehen zu haben, welche nicht unter dem demoralisierenden Einflusse von politischen Parteigängern steht und in der ein deutscher Mann den Prinzipien der Humanität so wirksam Ausdruck zu geben weiß, verließen wir Claremont und dampften auf der Eisenbahn wieder nach Allegheny City zurück.

Ein Sonntag in Economy.

Eine Totenstille, welche nur durch das Gackern zahlreicher Hühner auf den Straßen unterbrochen wurde, lag auf Economy, als ich an einem prachtvollen Samstagnachmittag durch jene romantisch gelegene Ansiedelung der Harmonisten schritt. Kein menschliches Wesen ließ sich blicken, und mein Vorhaben, einmal einen Sonntag daselbst zuzubringen, um dem Gottesdienste beizuwohnen, lag mir für den Augenblick wie Blei auf der Seele, denn die Frage, wie man in diesem Städtchen die übrige Zeit totschlagen solle, war scheinbar schwer zu beantworten.

Herr Jakob Henrici, das geistliche Oberhaupt der Rappisten, war, als ich ihn aufsuchte, gerade damit beschäftigt, mehrere religiöse Lieder aus dem Englischen ins Deutsche zu übertragen, um sie am Abend mit seinem Gesangverein einüben zu können, denn das siebzigste Geburtstagsfest jener Gesellschaft sollte in einigen Tagen gefeiert werden, und dabei sollte es weder trocken noch still hergehen. Seiner freundlichen Einladung gemäß wohnte ich am Abend mit Herrn Lenz, der Herrn Henrici in der Verwaltung des bedeutenden Eigentums der Gesellschaft wacker

zur Seite steht, den Gesangsübungen bei. Der Gesangverein bestand aus ungefähr 26—30 jungen Leuten beiderlei Geschlechts, welche als Arbeiter und Dienstboten eine recht angenehme Heimat gefunden hatten. Es waren prächtige Stimmen darunter, und der Eifer, womit sie die volkstümlichen Melodieen der mit großer Formgewandtheit ins Deutsche übertragenen Lieder sangen, zeigte, daß sie mit großer Bereitwilligkeit das Ihrige beitragen wollten, um das Monotone der stillen Kolonie zu beseitigen, und er legte anderseits auch ein rühmendes Zeugnis von der Geschicklichkeit und Umsicht des Herrn Henrici ab, der es trefflich versteht, die jungen Leute für Gesang und Musik zu begeistern.

Um halb zehn Uhr am Sonntagvormittag nahm der Gottesdienst seinen Anfang. Die Kirche ist im Innern schmucklos; weder Bild noch Kruzifix befindet sich darin, und die Bänke sind so einfach wie nur möglich. Sie war ziemlich gut besucht; doch bestand das Auditorium zu zwei Dritteilen aus jungen Nichtharmonisten, die überhaupt dem Gottesdienste regelmäßiger beiwohnen, als die hochbetagten Rappisten, die zuweilen körperlicher Schwäche wegen ihre Wohnung nicht verlassen können. Einige der alten Herren mußten langsam in die Kirche geführt werden; die meisten der anwesenden aber, von denen vielleicht nur sehr wenige unter siebzig Jahren alt waren, sehen noch so rüstig wie Fünfzigjährige aus, und dem Anscheine nach wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis der letzte der Harmonisten das Zeitliche segnet. Sie trugen lange, blaue, mit gelben Knöpfen versehene Röcke, auf welche die Mode nicht den geringsten Einfluß ausgeübt hat; die Frauen gingen in württembergischer Landtracht mit blauem Spitzenhäubchen, das die meisten sehr gut kleidete. Die dort dienenden Mädchen

kleideten sich schon mehr fashionabel, aber immerhin noch einfach genug im Vergleiche mit ihren städtischen Kolleginnen.

Punkt halb zehn Uhr nahm, wie gesagt, der Gottesdienst seinen Anfang; niemand kam zu spät, denn die Unsitte putzsüchtiger Frauen und alberner Dandies, durch spätes Kommen die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihre wichtige Person und ihre kostbaren Kleider zu lenken, fällt in Economy aus leicht erklärlichen Gründen weg. Herr Henrici und Fräulein Gertrude Rapp, die Großtochter des Stifters der Kolonie, setzten sich jedes an ein Melodion, und nach einem kurzen Vorspiel sang der Chor eins der am Abend vorher eingeübten Lieder. Danach sang die Gemeinde aus dem im Jahre 1826 von Rapp kompilierten Gesangbuche der Harmonisten mehrere Verse, und dann bestieg Herr Henrici eine Plattform, setzte sich an einen Tisch und las einen Abschnitt aus dem Neuen Testamente vor, den er Vers für Vers im streng orthodoxen Sinne der Chiliasten erklärte. Dabei kam er denn häufig auf die ungünstigen Zeitverhältnisse zu sprechen, die er mit der Organisation der ersten Christengemeinde zu Jerusalem kontrastierte, wodurch ihm auch die Gelegenheit gegeben war, die Vorzüge des kommunistischen Systems näher zu beleuchten. Jeder lauschte seinen einfachen und verständlichen Erläuterungen mit großem Interesse. Das „Amen" am Schlusse ward von allen Anwesenden einstimmig wiederholt, wonach zuerst die Frauen und dann die Männer die Kirche verließen.

Am Nachmittage machte ich vor dem um drei Uhr beginnenden Gottesdienste einen kleinen Spaziergang durch den sogenannten „Orchard", einen wohlgepflegten, ungefähr 25—30 Acker großen Obstgarten, in dem sich auch der kleine, mit einem weißangestrichenen Zaune umgebene Kirchhof befindet. Kein Kreuz befindet sich darauf und keiner der alten Spaziergänger wußte das Grab Rapps mit Be-

stimmtheit anzugeben. Es war ein wunderschöner Februartag und so warm wie im Mai, so daß sich viele der alten Harmonisten ins Freie gewagt hatten. Jene alten Herren waren sehr gesprächig, und ich unterhielt mich lange mit ihnen über die Geschichte ihrer Niederlassung und Vater Rapp. Letzterer genießt beinahe eine göttliche Verehrung, und die Leute wußten nicht genug von seiner Herzensgüte und persönlichen Aufopferung zu erzählen. An jedem Tage wußte er Rat und für jede Krankheit wußte er ein wirksames Hausmittel anzugeben.

Über die Zukunft von Economy machen sich die Harmonisten wenig Kopfzerbrechen. Einige hoffen, daß sich ihnen, wie schon früher einmal, eine Anzahl Familien aus Deutschland anschließen und ihr Werk fortsetzen werde, wenn sie nicht mehr unter den Lebenden weilen. Alle aber sind der Ansicht, daß durch die Erlaubnis des Heiratens der Ruin der Gesellschaft herbeigeführt werde, und ehe sie einen geschlechtlichen Umgang gestatten, ziehen sie das Sterben dem Verderben vor. Mit Freude und Stolz blicken sie auf den blühenden Zustand ihrer Kolonie, der ihnen den handgreiflichsten Beweis liefert, daß sie die rechten Wege eingeschlagen haben. „Wie leicht,“ sagte einer der treuherzigen Alten, „könnten doch alle Menschen glücklich werden, wenn sie nur wollten; aber die heutige Welt will nicht mehr folgen, jeder will sein eigner Herr sein, und zu welchem Elende dies führt, das zeigen uns tagtäglich die 30—40 Landstreicher, die bei uns Brot und Obdach suchen.“

Die Nachmittagskirche dauerte eine Stunde. Herr Henrici drang in seiner Ansprache hauptsächlich auf die Hochachtung der Bibel, die unbedingt als die Grundlage aller Religion und Moral angesehen werden müsse, da sie von Gott direkt inspiriert sei, und dann forderte er alle auf, solche ihrer Arbeiter anzuzeigen, die sich etwa in entgegen-

gesetzter Weise äußerten. Jeder könne natürlich glauben, was er wolle; die Harmonisten aber seien von den tiefen Wahrheiten der Bibel und des Christentums so fest überzeugt, daß sie sich nicht mit Leuten an einen Tisch setzen und sie auch noch ernähren wollten, die sich über das Buch Gottes lustig machten. Als ich nach dem Schlusse des Gottesdienstes über diese Bemerkung mit Herrn Henrici sprach, teilte er mir mit, daß ein Arbeiter im Kreise von Kollegen und Kindern gesagt habe, es gäbe noch viel vernünftigere Bücher als die Bibel, von welcher man ja noch nicht einmal wisse, wer sie geschrieben habe. Jener Mann wurde am Montagmorgen, nachdem man sich vorher von der Richtigkeit der gegen ihn erhobenen Anklage vergewissert habe, entlassen.

Am Abend verplauderte ich mit Herrn Henrici eine recht angenehme Stunde. Auf die Frage, ob es wahr sei, daß sich Lenau einmal den Harmonisten habe anschließen wollen, bemerkte er, daß sich jener Dichter in Begleitung eines Dieners mehrere Monate in Economy aufgehalten habe; doch könne er sich nicht entsinnen, daß er jemals habe Mitglied werden wollen. Lenau schrieb damals zahlreiche Gedichte, und wenn er eins fertig hatte, las er's gewöhnlich Henrici vor, und da derselbe eine starke satirische Ader an ihm bemerkte, so riet er ihm, derselben nicht zu großen Spielraum zu lassen, da er dadurch leicht Unheil anstiften könne, ohne es zu beabsichtigen. Lenaus Diener wußte damals nicht genug von den abenteuerlichen Plänen seines Herrn zu erzählen und konnte sich nicht satt darüber lachen; denn er sah darin nicht die ersten Spuren seines langjährigen, unheilbaren Wahnsinnes. Als Lenau Economy verließ, kaufte ihm Henrici das vierbändige Wörterbuch der deutschen Sprache von Heinsius ab, das sich jetzt noch in der Bibliothek der Harmonisten befindet.

Schließlich fragte ich Herrn Henrici, warum sich eigentlich die ungarische Schriftstellerin Pulszky in ihrem Werke „White, Red and Pink“ so sarkastisch über Economy ausgelassen habe, und erhielt folgendes zur Antwort: „Wären wir keine Deutschen, so hätte uns die Begleiterin Kossuths sicherlich anständiger behandelt, und dann mag der Hauptgrund wohl der gewesen sein, daß wir uns weigerten, die ungarische Revolution mit Geld zu unterstützen.“ — Unsere Unterhaltung wurde leider zu früh durch den Umstand abgebrochen, daß in Economy um neun Uhr Polizeistunde ist und alsdann das Hotel geschlossen wird — eine Regel, die nur in sehr seltenen Fällen eine Ausnahme kennt. Herr Henrici hatte die Freundlichkeit, mich mit einer Laterne heimzuleuchten; man hat zwar einige Straßenlampen in Economy, aber mehr, wie es scheint, pro forma, als für den wirklichen Gebrauch.

Die vorhistorischen Altertümer des Ohio- und Mississippi-Thales.

Als einst ein französischer Schriftsteller die merkwürdigen Bauten von Alt-Peru erwähnte und in bezug auf das Volk, welches dieselben errichtet hatte, keine sichere Auskunft zu geben vermochte, that er den Ausspruch: „Amerika muß wieder entdeckt werden!" Er hatte recht; aber trotzdem sich seit jener Zeit die Archäologie endlich bemüht hat, diese historischen Rätsel des neuen Kontinents zu erklären und aus jenen erstaunlichen Überresten die Geschichte einer untergegangenen Nation und Kultur herauszulesen, so hat jener Ausspruch doch noch für die jetzige Zeit seine begründete Berechtigung. Die spanischen Konquistadoren, welche Mexiko und Peru mit Mord und Brand überzogen, um jene Länder ihres Goldes zu berauben und ihnen dafür ein Christentum der umfassendsten Liebe zu schenken, hatten natürlich zu gleicher Zeit nichts Wichtigeres zu thun, als die vorgefundenen heidnischen Schriftwerke zu verbrennen, um somit einige der interessantesten Dokumente der Kulturgeschichte zu vernichten. Cortez und Pizarro führten auf ihren blutigen Expeditionen keine Gelehrten mit sich, wie es Napoleon in Ägypten that, so daß doch auch die Wissenschaft nicht leer ausging; jene Spanier

waren einfach Blut- und Eisenmänner, die allerdings nach dem damaligen Zeitgeiste als Helden ersten Ranges angesehen werden.

Die vorhistorischen Altertümer Amerikas erstrecken sich über drei Regionen, nämlich erstens von Chile nördlich bis ungefähr zum zweiten Breitengrade, dann über Zentral-amerika einschließlich Mexikos, und drittens über das Ohio- und Mississippi-Thal, welch letztere wir hier einer kurzen Betrachtung unterwerfen wollen.

Auf die zahlreichen Erdwerke Ohios wurde man schon im Jahre 1772 aufmerksam; die erste Vermessung derselben wurde jedoch erst im Jahre 1819 durch Caleb Atwater unter den Auspizien der archäologischen Gesellschaft von Worcester in Massachusetts vorgenommen. Eine ausführliche Beschreibung der Ruinen des Mississippithales, auf den systematischen Untersuchungen der Herren Squier und Davis beruhend, gab 1848 das Smithsonian Institut heraus, und seit jener Zeit hat es sich jenes Institut sehr angelegen sein lassen, das Studium der amerikanischen Archäologie durch gediegene Publikationen zu befördern. Zahlreiche Gelehrte haben an jenen erstaunlichen Überresten verschwundener Völker ihren Scharfsinn auf die Probe gestellt, ohne jedoch bis jetzt sichere, unantastbare Resultate geliefert zu haben. An der Aufstellung zahlreicher Theorieen hat es natürlich niemals gefehlt, aber die zur Begründung derselben nötigen Thatsachen fehlten entweder ganz, oder hielten eine streng historische Prüfung nicht aus. Wirkliche Aufklärung können wir nur dann erwarten, sobald das Smithsonian Institut die Ergebnisse seiner Sammlungen veröffentlicht hat. Bis dahin werden wir uns bei Betrachtung und Untersuchung jener vorhistorischen Werke lediglich an dieselben und an die darin bis jetzt gefundenen Werkzeuge, Verzierungen und andere Überreste zu halten haben, um uns einigermaßen

eine Ansicht über das Kulturvolk, welches Amerika vor den Indianern bewohnte, bilden zu können.

Die Mounds, oder Erdhügel, wodurch sich jenes Volk, das uns noch nicht einmal dem Namen nach bekannt ist, in das Buch der Geschichte eingeschrieben hat, ziehen sich von den nördlichen großen Seeen durch Michigan, Wisconsin, Illinois, Iowa, Ohio, Kentucky, Tennessee, Missouri, Arkansas, Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia und Florida, und zwar hauptsächlich in ebenen, fruchtbaren Flußthälern, da sicherlich jenes Volk ein ackerbautreibendes war, das sich auch zu gleicher Zeit die günstigen Wasserstraßen zu nutze machte.

In Ohio befinden sich solcher größeren und kleineren Erdwerke gegen 13,000, und zwar hauptsächlich in der Umgegend von Marietta, Athens, Portsmouth, Chillicothe, Circleville, Newark, Springfield, Alexandersville, Middletown, Eaton, Oxford, Hamilton und Cincinnati. Sie bestehen aus regelmäßig gebauten, von 3 bis 30 Fuß hohen Erdschanzen, die sich mitunter meilenweit erstrecken, und dann aus gewaltigen Hügeln, die mitunter eine Höhe von 70 Fuß erreichen. Bei den Erdschanzen bemerken wir alle Formen des Kreises und der geraden Linie; die Form der Hügel hingegen ist die einer verkürzten Pyramide. Daß jene Werke verschiedenen Zwecken dienten, zeigt nicht allein ihre Bauart, sondern zugleich auch ihre Lage an. Die Erdschanzen befinden sich vorzugsweise auf dem fruchtbaren Alluvialboden solcher Gegenden, die späterhin die europäischen Pioniere zur Besiedelung bewegten, so daß wir wohl sagen können, die hauptsächlichsten Städte des Ohio- und Mississippi-Thales stehen auf den Ruinen einer untergegangenen Nation.

Da, wie bereits bemerkt, sich die ausgedehntesten Erdschanzen auf ebenem Boden in Flußthälern befinden, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sie vorzugsweise zu

Verteidigungszwecken dienten; denn solche Gegenden wären sonst sicherlich zu sehr den feindlichen Überfällen ausgesetzt gewesen. Andere Hügel und besonders diejenigen, die sich innerhalb dieser Erdwälle befinden, haben teilweise als Beerdigungsplätze und teilweise zur Abhaltung religiöser oder nationaler Festlichkeiten gedient.

Wir wollen nun erstens eine kurze Beschreibung jener Erdwerke, wie sie zum größten Teile noch existieren, liefern und dann sehen, welches Bild vorhistorischer Zeiten sich auf Grund derselben entwerfen läßt.

Die Wälle von Fort Ancient, ungefähr 33 Meilen nordöstlich von Cincinnati am Ufer des Little Miami gelegen, sind zusammen 5 Meilen lang und schließen ungefähr 100 Acker ein. Sie haben eine Höhe von 5 bis 20 Fuß und sind da am stärksten, wo das Werk am meisten den Angriffen ausgesetzt ist. In der Erdwalleinfassung befinden sich über 70, von 10—15 Fuß breite Eingänge; innerhalb der Wälle bemerkte man früher 24 Reservoirs, die in Verbindung mit Quellen standen und die Wasser genug enthielten, um eine größere Armee längere Zeit damit versehen zu können. Mehrere der Außenwerke sind übrigens bereits durch den Pflug dem Erdboden gleich gemacht worden.

Eine andere ausgedehnte Erdschanze sieht man bei Courneville, ungefähr 12 Meilen westlich von Chillicothe, in Ohio. Sie befindet sich auf einer fruchtbaren, ebenen Anhöhe, die einige Einsenkungen besitzt, in denen sich das ganze Jahr hindurch Wasser vorfindet. Auf den sich über eine Strecke von $2^1/_4$ Meilen ausdehnenden Wällen sieht man riesige, von großem Alter zeugende Bäume, unter die bereits auch schon die Axt des Pioniers breite Lücken gehauen hat. Innerhalb der ungefähr 140 Acker einschließenden Schanzen befinden sich zwei Hügel, deren Steine deutlich zeigen, daß sie früher großer Hitze ausgesetzt waren. Es

ist sehr wahrscheinlich, daß darauf früher ein Signalfeuer unterhalten wurde, da man von dort aus eine Masse kleinerer Werke in der Umgegend deutlich übersehen kann.

Zwei Meilen von der Carlisle Station, in der Nähe des Big Twin Flusses in Ohio, stehen Erdwälle, die einen Raum von 12 bis 15 Acker einschließen. Innerhalb dieser teilweise nun demolierten Werke waren zwei aus Steinen erbaute Hügel und ein Kreis, der einen Durchmesser von 20 Fuß und eine Höhe von 3 Fuß hatte. Jene Steine sind inzwischen zum Bauen von Häusern und Scheunen benutzt worden. Von dort aus übersieht man die fruchtbaren Thäler des großen Miami und des Twin River. Man nimmt an, daß sich auf den Wällen der bis jetzt genannten, sicherlich der Verteidigung dienenden Werke früher Palissaden befanden, die aus leicht begreiflichen Gründen jetzt längst verschwunden sind; in der Nähe des Eingangs findet man auch zuweilen hohe Hügel von Steinen, womit jene vielleicht im Kriegsfalle verschlossen wurden.

Anderen Werken hingegen sieht man es auf den ersten Blick an, daß sie ohne Rücksicht auf militärische Zwecke angelegt worden sind. Die Archäologen nennen sie daher heilige Erdwerke. Dieselben haben den Wallgraben meistens innerhalb der Einfassung; sie sind kreisförmig und haben einen meistens nach Osten gerichteten Eingang. Sie sind gewöhnlich von einer Anzahl anderer Werke umgeben, die sich nach allen Richtungen ausdehnen und eine große Fläche einnehmen. Das bedeutendste dieser Werke sieht man bei Newark, in Ohio, das aus einer langen Reihe von kreisförmigen und viereckigen Wällen besteht, die durch Wege miteinander verbunden sind. Jene Wälle, von denen schon viele dem Erdboden gleichgemacht worden sind, erstrecken sich über 4 Meilen; überhaupt ist es ein so kompliziertes

Werk, daß es sich ohne begleitende Zeichnung nicht leicht beschreiben läßt.

In dem Hauptwerke, einem kolossalen, von hohen mit dicken Bäumen enge besetzten Kreise, in dem jetzt jährlich die Ausstellungen des betreffenden County abgehalten werden, befand sich früher eine aus Erde gebaute vogelähnliche Figur, die 155 Fuß lang, 63 Fuß breit und 7 Fuß hoch war. Die Flügel waren 110 Fuß lang und die Länge von einer Flügelspitze zur andern betrug in gerader Linie 200 Fuß. Der Kopf zeigte nach dem Eingange des Kreises. Als der Verfasser dieser Zeilen jenes gigantische Erdwerk vor mehreren Jahren besuchte, konnte er übrigens mit dem besten Willen nicht mehr die Spuren dieses von allen früheren Forschern detailliert beschriebenen Tierbildes bemerken.

Die Ausführung der Werke bei Newark hat sicherlich Tausende von Arbeitern jahrelang beschäftigt.

Der hauptsächlichste der sogenannten Mounds oder künstlichen Erdhügel liegt bei Cahokia in Illinois, hat die Form eines Parallelogramms und ist gegen 70 Fuß hoch. Er ist von ungefähr 60 verschiedenen kleineren Werken umgeben, die zusammen einen Flächenraum von 6 Ackern bedecken. Auf der Mitte der Plattform des Mound erhob sich noch ein kleinerer Hügel, in dem man beim Ausgraben menschliche Knochen, verschiedene Werkzeuge und einige Thongefäße fand. Bei Marietta, in Ohio, trifft man eine große Masse derartiger Erdwerke an. Das größte derselben enthält vier sogenannte Tempelmounds, auf welche mehrere Wege führen. Der größte dieser Mounds ist 10 Fuß hoch, 180 Fuß lang und 32 Fuß breit.

Der große Hügel zu Seltzertown, Mississippi, dessen Plattform beinahe 4 Acker einnimmt, zeigt mit seinen vier Ecken ziemlich genau nach den einzelnen Himmelsgegenden. Auf demselben befanden sich mehrere kleinere Mounds, aus

denen man einige Skelette und Thongefäße gegraben hat. Ein Teil jenes Mound bestand aus an der Sonne getrockneten Backsteinen und Dr. Dickson schreibt, daß er an denselben die Marken menschlicher Hände wahrgenommen habe.

Die sogenannten Altarhügel, die sich entweder innerhalb oder in der Nähe von größeren Erdwällen befinden, haben beim Ausgraben ergeben, daß sie in der Mitte einen nur wenige Fuß hohen, entweder aus gebrannter Thonerde oder Stein bestehenden Altar enthielten, über den verschiedene Schichten von Sand, Kiesel und Erde gehäuft waren. Die Altäre zeigten, daß sie einem anhaltenden Feuer ausgesetzt waren. Man fand auf denselben Überreste von menschlichen Knochen, verschiedene Kupferwerkzeuge, Muschelperlen, Pfeilspitzen rc. In einigen fand man auch Pfeifen und sogar Überreste eines grobgearbeiteten Tuches. Ob jene Altäre, da man so oft menschliche Knochen auf denselben fand, zur Verbrennungsstätte der Leichen hervorragender Menschen dienten, oder ob wohl gar auf denselben unbekannten Göttern Menschenopfer gebracht wurden, kann natürlich nicht bestimmt gesagt werden; am wahrscheinlichsten ist sicherlich das erstere. Sicher ist ferner, daß die verschiedenen Erd- und Sandschichten auf die Altäre gehäuft worden, ehe das Feuer darin vollständig erlöscht war.

Die Hügel, die erwiesenermaßen lediglich zu Begräbnisstätten dienten, sind außerordentlich zahlreich; sie sind von 6 bis 70 Fuß hoch und ihre durchschnittliche Höhe beträgt 20 Fuß. Man findet sie vereinzelt außerhalb der größeren Erdwälle; da wo mehrere zusammen sind, bemerkt man gewöhnlich einen Hügel darunter, der zwei- oder dreimal größer als die anderen ist und der sicherlich zur Begräbnisstätte einer hochgestellten Persönlichkeit diente. Die Skelette liegen gewöhnlich auf der natürlichen Höhe des Bodens. Die Grabhügel der Moundbuilders sind übrigens leicht von

denen der späteren Indianer zu unterscheiden; denn die ersteren zeigen, daß der der Verwesung übergebene Körper entweder in Baumrinde, Matten oder grobes Tuch gewickelt und daß er außerdem mit einer Lage Holz umgeben war, die ein kleines Gewölbe bildete. Der bedeutendste Grabhügel, der sogenannte Grave Creek Mound, befindet sich 12 Meilen von Wheeling in Westvirginien. Er ist 70 Fuß hoch und hat an der Basis einen Umfang von beinahe 1000 Fuß. Als er im Jahre 1838 ausgegraben wurde, fand man zwei aus Holz gebaute Grabkammern darin, die eine auf dem Grunde des Hügels und die andere 30 Fuß darüber. Die unterste enthielt zwei Skelette, die oberste hingegen nur eins. Man fand ferner bei diesen Skeletten an 3—4000 aus Muscheln verfertigte Perlen, eine Anzahl aus Glimmer bestehender Schmucksachen, mehrere Kupferringe, ja man wollte sogar einen mit einer sonderbaren Inschrift versehenen Stein darin gefunden haben, der anfangs zu allerlei Konjekturen Veranlassung gab, sich jedoch späterhin als eine schamlose Betrügerei erwies.

Aus einem 6 Meilen von Chillicothe in Ohio befindlichen Mound nahm man zahlreiche Holzkohlen, die kaum halb verbrannt waren und somit zeigten, daß das Feuer plötzlich durch Erde erstickt wurde. Die Grabkammer war 9 Fuß lang, 7 Fuß breit und 20 Zoll hoch; das Skelett darin zerfiel, als es berührt wurde.

Ein anderer Grabhügel stand 8 Meilen von Newark in Ohio; er war aus Steinen, die man in der Umgegend gesammelt hatte, erbaut, hatte einen Durchmesser von 182 Fuß und war 50 Fuß hoch. Die Steine dieses Hügels benutzte man vor mehreren Jahren zum Bau eines Reservoirs in der Nähe. Von mehreren dicht dabei stehenden kleineren Mounds wurden im Jahre 1850 zwei geöffnet; in einem fand man menschliche Knochen nebst einigen Muscheln und

im andern fand man 2 Fuß unter einer durch Feuer gehärteten Thonschichte einen mit dünnen Baumstämmchen bedeckten Trog, in dem ein menschliches Skelett lag. Das Holz dieses Troges war noch wohl erhalten, da es die feste Erdschicht darüber gegen die Einwirkung der Luft und des Wassers geschützt hatte. Fünfzehn Kupferringe und einige Reste groben Tuches fand man dabei.

Andere künstliche Hügel, welche man gewöhnlich symbolische Mounds nennt, sieht man hauptsächlich in Wiskonsin, und zwar in der Gegend von Prairie du Chien östlich bis nach Fond du Lac am Winnebagosee und dann in der Nähe vom Michigansee; sie sind mithin über eine Strecke zerstreut, die 150 Meilen lang und 50 Meilen breit ist. Diese sonderbaren Mounds, von denen Lapham eine ausführliche Beschreibung im Verlage des Smithsonian Institut veröffentlicht hat, sind umfangreiche Basreliefs, die Menschen, Wassereidechsen, Schildkröten, Vögel, Fische, Büffel, Bären, Ottern, Waschbären, Schlangen, Kriegskeulen, Pfeifen u. s. w. darstellen. Diese Mounds sind übrigens nicht, wie man bisher glaubte, nur auf den Staat Wiskonsin beschränkt, auch in Ohio und Georgia finden sich dieselben. Die des letzteren Staates, welche gigantische Vögel darstellen, sind von Chas. C. Jones im Berichte des Smithsonian Institut für das Jahr 1877 ausführlich beschrieben worden. Der eine dieser beiden Vogelmounds ist $6^1/_2$ Meilen nördlich von Eatonton in Putnam County zu sehen; er besteht aus sorgfältig aneinander gelegten Quarzsteinen, die aus der unmittelbaren Umgegend stammen. Die einzelnen Steine sind von einer Schwere, daß sie ein Mann bequem tragen konnte; bei einigen jedoch werden zwei Männer zum Herbeischaffen nötig gewesen sein. Jener Mound stellt einen auf dem Rücken liegenden Adler vor, dessen Kopf nach Osten gerichtet ist. Die Höhe des Bildes an der Brust beträgt zwischen 7 bis 8 Fuß,

gegen den Kopf wird es allmählich niedriger und am Ende des Schnabels ist es nur noch 2½ Fuß hoch. Vom Kopf bis zum Schwanz mißt der Vogel 102 Fuß, von einer Flügelspitze bis zur andern 120 Fuß. Das ganze Bild ist wohlproportioniert, und da es sehr stark gebaut ist, kann es, wenn es nicht absichtlich zerstört wird, uns wohl noch auf lange Zeit erhalten bleiben. Der Adler galt bei allen Aboriginalvölkern Amerikas als das Sinnbild des Schnellen, Hohen, Kühnen und Starken; nur die tüchtigsten Krieger der Tscherokesen durften sich mit Adlerfedern schmücken. Früher stand auf dem Ratshaus der Creeks ein ausgestopfter Adler. Auch den unglücklichen Natchez galten die Federn des Adlers als Zeichen besonderer Würde.

Das andere Vogelbild jenes Staates befindet sich 1½ Meilen von Lawrences Ferry am Oconee-Flusse in demselben County. Es ist ebenso groß wie das vorhin beschriebene, nur ist es nicht ganz so hoch; auch ist es von einem aus Erde gebildeten Kreise umgeben.

Von den beiden Tiermounds in Ohio befindet sich der eine in der Nähe von Brush Creek in Adams County; er stellt eine gekrönte, 1000 Fuß lange Schlange dar, deren Rachen weit geöffnet ist und deren Schwanz einen dreifachen Kreis beschreibt. Die genau gezeichnete Figur ist 5 Fuß hoch.

Der andere, einen Alligator darstellende, Mound ist 1½ Meilen unterhalb Granville in Licking County zu sehen. Er ist 250 Fuß lang, 40 Fuß breit und durchschnittlich 4 Fuß hoch. In der Mitte desselben ist ein erhöhter Platz, der mit Steinen bedeckt ist, welche Spuren des Feuers an sich tragen. Diese Erhöhung besteht aus einer Erdart, die man jetzt nicht mehr in der Umgegend findet.

Auch bei Rockford in Illinois ist ein Mound, der eine große Schildkröte darstellen soll. James Shaw beschreibt jedoch im Berichte des Smithsonian Institut vom Jahre 1877,

daß er mehr einem kopflosen Alligator gleiche; die Länge desselben beträgt 150 Fuß und das Material, aus welchem er besteht, scheint aus der Ferne geholt worden zu sein.

Die aus Erde konstruierten Tierbilder Wiskonsins sind im allgemeinen sehr niedrig und erheben sich oft nur von 6—7 Zoll vom Boden; hin und wieder sind sie auch durch Ausgrabungen markiert. Der hauptsächlichste Mound jenes Staates ist der große Elefantenhügel, der in Grant County liegt und eine Länge von 135 Fuß besitzt.

Eine Reihe anderer Mounds in Ohio hat unstreitig als Signalmounds gedient, als welche sie auch von den Archäologen bezeichnet werden. Eine Kette derselben kann z. B. nachgewiesen werden vom alten Mound zu Cincinnati bis hinauf zum Fort an der Mündung des Großen Miami und so noch mehrere andere Linien. Jene Signalmounds stehen in solcher Lage zu einander, daß man durch Feuer auf denselben in kurzer Zeit Signale durch jene ganze Gegend geben konnte, besonders wenn man bedenkt, daß damals ausgedehnter Urwald dort existierte. Der große Mound von Miamisburg gehört unstreitig ebenfalls in diese Klasse; ein darauf angezündetes Feuer wurde leicht auf dem hohen Mound bei Elk Creek in Butler County gesehen, und von dort aus konnten weitere Signale an fast alle Befestigungen des Ohiothales geschickt werden. Der zuletzt genannte Mound ist 64 Fuß hoch, hat an der Basis einen Umfang von 852 Fuß und enthält 311,552 Kubikfuß Erde.

Jene Mounds sind, wie wir aus dem Bisherigen gesehen haben, zugleich auch die Depositorien der Kunsterzeugnisse jenes untergegangenen Volkes. Man fand darin unzählige Pfeil- und Speerspitzen, die aus verschiedenen Quarzarten, besonders aus Jaspis, Chalcedon und Obsidian verfertigt sind. Aus einem einzigen Mound in Ohio nahm man einst über 600 Obsidianspitzen. In englischen Werken liest man

gewöhnlich, daß jene Pfeil- oder Speerspitzen aus „Flint", also Feuerstein verfertigt seien; der eigentliche Feuerstein kommt jedoch nicht in den Vereinigten Staaten vor, aber das englische Wort „Flint" dient zur Bezeichnung derjenigen Quarze, die wir oben genannt haben. Vom Obsidian aber, einem glasähnlichen Stein vulkanischen Ursprungs, wird bemerkt, daß man ihn noch nicht östlich vom Felsengebirge entdeckt habe. Dagegen wird er ziemlich häufig in Mexiko gefunden, und sieht man noch dort Bergwerke aus alter Zeit, die nun fast alle verfallen sind. Die Quellen des Obsidian lägen mithin gegen 1700 Meilen von den Fundplätzen entfernt. In Kalifornien gibt es viel Obsidian, und nach einigen Schriftstellern soll er auch in Ohio und Tennessee in kleineren Quantitäten gefunden werden.

Andere steinerne Werkzeuge, die in den Mounds gefunden worden sind, zeigen, daß sie entweder als Messer, Bohrer, Meisel, Äxte oder Hämmer gebraucht worden sind. Hämmer fand man in der Schwere von 6—10 Pfund; sie besitzen in der Mitte Vertiefungen zur Befestigung der Stiele.

Auch Platten von dem leicht zu spaltenden Glimmer, dem sogenannten Marienglase, findet man häufig in den Mounds, und zwar stets bei Skeletten. Als der bereits erwähnte Grave Creek Mound in Westvirginien geöffnet wurde, fand man bei einem Skelette 150 dieser 1 bis 1½ Zoll großen Platten, in denen Löcher waren, so daß ein Faden hindurchgezogen und sie zum Schmucke getragen werden konnten. Die meisten Glimmerplatten wurden durch die Forscher Atwater, Squier und Davis in Ohio gefunden, wo es doch in natürlichem Zustande nicht vorkommen soll. Wie es also in den Besitz der Moundbuilders gekommen ist, wird wohl ewig in Dunkel gehüllt bleiben. Daß man in jenen Zeiten großen Wert auf dieses Mineral legte, geht

ferner daraus hervor, daß man in Nordkarolina in der Nähe einiger Höhlen, in denen Glimmer gegraben wurde, mehrere regelmäßig übereinander geschichtete Lager desselben fand, die sicherlich dort absichtlich versteckt worden waren.

In der Töpferei war der Hügelerbauer wohlerfahren und besaß eine anerkennenswerte Fertigkeit, die von seinen Nachfolgern, den Indianern, niemals erreicht worden ist. Er machte Kessel, Wasserbehälter, Tassen, Vasen und Urnen, und zwar lediglich mit der Hand, denn allem Anscheine nach war ihm die Drehscheibe unbekannt. Die Töpfererde vermischte er manchmal mit pulverisiertem Quarz und mit Glimmer, um den Gefäßen eine ansprechendere Farbe zu geben. Doch der Moundbuilder ging noch weiter und verzierte seine Gefäße auch und zeichnete Figuren von Menschen und Vögeln darauf.

Die größte Kunstfertigkeit verwandten jedoch jene Leute auf die Herstellung ihrer Pfeifen; man hat Pfeifen gefunden, die mitunter von 3—6 Pfund schwer waren und Eichhörnchen, Waschbären, Biber, Wölfe, Wildkatzen und sonstige Tiere darstellten. Squier und Davis fanden Pfeifen, in die, trotzdem sie aus sehr hartem Stein bestanden, Bilder von Vögeln und anderen Tieren eingegraben waren.

Erzeugnisse einer primitiven Malerei hat man in einem niedrigen Hügel bei Charlestown, Jackson County, Ohio, und in einem Hügel bei Middletown in demselben Staate gefunden. Dr. Farquharson publizierte in den Verhandlungen der Davenport Academy of Natural Science einen Aufsatz, in dem er die Mitteilung machte, daß in gewissen Mounds bei Davenport eine Anzahl Kupferäxte gefunden wurden, die mehr oder weniger mit Tuch umwickelt waren. Henry R. Rowland legte der Gesellschaft für Naturwissenschaften in Buffalo eine Abhandlung vor, in welcher er bemerkte, daß als einige Arbeiter im Jahre 1876 einen 27 Fuß hohen

Mound bei Sankt Louis öffneten, sie 4 oder 5 Fuß vom Boden entfernt eine Schicht menschlicher Knochen nebst einigen in tuchartiges Gewebe gewickelten Reliquien fanden. Rowland erbeutete nur kleinere Fragmente dieser Gewebe für sich; dieselben dienten zwei aus Kupfer gehämmerten Schildkröten als Emballage. Jene Schildkröten zeigten von einer ganz außerordentlichen Geschicklichkeit; die Linien des Schildes waren genau nach der Natur kopiert und der Rand war nach außen gebogen. Die größte derselben war übrigens nur $2^1/_8$ Zoll lang und noch nicht einmal einen ganzen Zoll hoch. Ferner fand man noch in jenem Mound Nadeln aus Kupfer und Knochen und einige zur Familie der Busycon Perversum gehörende Seemuscheln, einer Muschelart, die sich nur im Golf von Mexiko, also in einer Entfernung von 1000 Meilen vorfindet.

Die vorgefundenen Kupferinstrumente zeigen, daß jenes Metall im kalten Zustande gehämmert worden ist; Dr. Foster und Perkins behaupten, daß die Moundbuilders auch die Kunst des Schmelzens verstanden, wohingegen andere anerkannte Forscher entschieden entgegengesetzter Meinung sind.

Aber woher erhielten die Hügelerbauer das Kupfer?

Im Jahre 1848 machte ein Herr Knapp die Entdeckung, daß am Lake Superior schon in vorhistorischen Zeiten Kupfer gegraben worden war. In der Minnesota-Mine, die sich $2^1/_2$ Meilen östlich vom Ontanagon-Flusse befindet, sah er einen 26 Fuß tiefen Stollen, in dem eine 6 Tonnen schwere Kupfermasse lag, die sich auf einem 5 Fuß hohen, aus Baumstämmen bestehenden Gerüste befand. Außerdem fand er einen 36 Pfund schweren Steinhammer und einen kupfernen Schlägel dabei, der 25 Pfund wog. Auch auf der fernen Isle Royal desselben Sees fand man zahlreiche Spuren früherer Kupferbergwerke; unter anderem entdeckte man einen Stollen daselbst, der durch einen 9 Fuß dicken Felsen

gehauen war. Zeichen früherer Ansiedelungen findet man daselbst nicht; da nun der Weg von Ohio bis an jene Stelle sicherlich seine 1000 Meilen lang ist, so können wir uns einen ungefähren Begriff von dem Unternehmungsgeiste jener merkwürdigen Nation machen. Nun hat man aber auch in Mexiko Werkzeuge von Kupfer vorgefunden, das erwiesenermaßen vom Lake Superior stammte, und es unterliegt keinem Zweifel, daß zwischen jenen Ländern ein lebhafter Tauschhandel bestand und daß die Moundbuilders ihr Kupfer gegen Obsidian verhandelten. Bedenkt man ferner, daß der grüne Schiefer, aus dem mehrere in den Hügeln gefundene polierte Werkzeuge bestehen, nicht im Mississippithale vorkommt, sich aber in großer Masse an der atlantischen Küste von Rhode Island bis hinauf nach Kanada vorfindet, so muß man zu der Überzeugung kommen, daß die Handelsverbindungen jenes Urvolkes eine nach allen Richtungen weit ausgedehnte war.

Ein Alphabet oder eine Zeichenschrift besaßen die Hügelbauer schwerlich; wäre das Gegenteil der Fall gewesen, man hätte sicherlich Spuren davon auf den aufgefundenen Glimmerscheiben und polierten Schieferplatten entdeckt. Um jedoch die Neugierde zu befriedigen, hat man natürlich auch Scheiben mit Inschriften gefunden und hin und wieder sogar die Echtheit derselben beschworen, womit man es bekanntlich in Amerika sehr leicht nimmt; aber kein echter Forscher hat diesen Märchen Glauben geschenkt. Ein dem Grave Creek Mound entnommener, mit in sonderbaren ethnologischen Inschriften echt nachgebildeten Schriftzügen verzierter Stein hat zu den widersprechendsten Erörterungen und sogar Übersetzungen Veranlassung gegeben, bis dann der um die amerikanische Altertumswissenschaft so hoch verdiente Col. Whittlesey in einem Schriftchen den Nachweis führte, daß die betreffende Inschrift einfach eine Mystifikation

sei. Trotzdem sich auch das Zeugnis der bei dem Auffinden anwesenden Arbeiter in mehreren Punkten wesentlich widerspricht, so gibt es doch noch mehrere Forscher, welche die Echtheit dieses Fundes nicht bezweifeln. Ebenso ist die Echtheit des sogenannten Cincinnati Tablet mehrfach stark angefochten worden. Diese Tafel wurde beim Ausgraben eines Hügels an der Ecke der Fünften und Mound=Straße zu Cincinnati gefunden und besteht aus Sandstein von hellbrauner Farbe. Sie ist 5 Zoll lang, an den beiden Enden 3 Zoll, in der Mitte jedoch 2½ Zoll breit und 1 Zoll dick. Die Figuren auf derselben, bestehend in kreisförmigen, regelmäßig wiederkehrenden Zügen, zeugen unstreitig von einer gewissen Kunstfertigkeit. Den Ansichten Whittleseys, nach dem dieser Stein eine Fälschung ist, trat 1876 Robert Clarke in Cincinnati mit einer Schrift gegenüber, in der er auf überzeugende Beweise das Gegenteil bewies.

An schamlosen Betrügereien, die den angeblichen Entdeckungen Herschels auf der Mondscheibe oder dem Cardiff Giant würdig zur Seite stehen, hat es natürlich nie gefehlt; so veröffentlichte einstmals ein junger Student der Jurisprudenz zu Washington einen Bericht über runische Inschriften, die er auf einem Felsen im Potomak entdeckt haben wollte, und hatte wenigstens die Genugthuung, daß einige enthusiastische Archäologen Skandinaviens dies als neuen Beweis für die Wahrheit ihrer Lieblingsidee, daß sich einst die Nordmänner auch weit in das Innere Amerikas gewagt hätten, ansahen.

Bei Newark in Ohio wurde sogar in einem Mound eine Tafel mit den zehn Geboten in hebräischer Schrift gefunden, was wenigstens den Finder in seiner fixen Idee, daß die Indianer Nachkommen der Kinder Israels seien, zu bestärken schien, ohne daß es ihm gelang, auch andere davon zu überzeugen.

Über die Zivilisation, Geschichte und Religion der Hügelerbauer sind keine schriftlichen Nachrichten auf die Nachwelt gekommen; wenn wir uns also ein Bild vom Leben und Treiben dieser Nation machen wollen, so müssen wir uns, wenn wir nicht ins Nebelhafte streifen wollen, lediglich an die gewaltigen Bauwerke nebst den darin gefundenen Reliquien halten und durch dieselben unsere Ansichten begründen. Daß die Hügelerbauer ihren Nachfolgern, den Indianern, in geistiger Beziehung weit überlegen waren, ist aus dem bisher Gesagten ersichtlich; auch waren sie kein nomadisierendes, von der Jagd oder der Fischerei ausschließlich lebendes Volk, denn ein solches errichtet keine Bauwerke, die mitunter Tausende von Menschen jahrelang beschäftigten. Daß die Hügelerbauer wenigstens mit den Anfangsgründen der Geometrie und mit mehreren mechanischen Künsten vertraut waren, zeigen ebenfalls ihre Werke auf das deutlichste; die Regelmäßigkeit der Bauten zu Newark und der sogenannten Hopeton Marke in Roß County, Ohio, konnten ohne die Anwendung von Meßinstrumenten nicht hergestellt werden.

Da, wie die Geschichte zeigt, ein Nomadenvolk niemals an geduldigen, längere Zeit erforderlichen Arbeiten Geschmack fand, so können wir getrost annehmen, daß die Hügelerbauer ein seßhaftes, ackerbautreibendes Volk waren. Um jene Erdwerke herzustellen, mußte ein rationelles System der Landwirtschaft eingeführt worden sein, um es zahlreichen Leuten zu ermöglichen, ihre Hauptzeit an nutzlosen Bauten zu verschwenden. Die Lebensmittel mußten bequem und billig beschafft werden, was natürlich nur in einem dichtbesiedelten Lande möglich ist. Deshalb liegen denn auch die Ansiedelungen der Hügelerbauer stets in fruchtbaren Flußthälern, die sich besonders trefflich für den Maisbau eignen. Äußerst genügsame und geduldige Arbeiter müssen sie sicherlich gewesen sein; denn Pferde, die sie allenfalls beim Ackerbau

und bei der Errichtung ihrer Erdwerke hätten verwenden können, gab es damals nicht in Amerika, und der Büffel hat bis jetzt allen Domestikationsversuchen getrotzt.

Mit der Schiffahrt müssen sie ebenfalls gut vertraut gewesen sein; denn sonst hätten sie es sicherlich nicht gewagt, die Isle Royal im stürmischen Obernsee während des Sommers zu besuchen. Daß sie nach allen Richtungen Handelsverbindungen angeknüpft hatten, haben wir bereits gesehen.

Ihre Regierung war unstreitig eine sehr despotische; ob dieselbe nun von Häuptlingen oder Priestern ausging, kann selbstverständlich nicht mit Gewißheit gesagt werden. Wie nun in Indien der Reis, in Ägypten die Datteln die Herrscher befähigten, die Leute jahrelang zu nutzlosen Frohndiensten zu gebrauchen, so wird wohl der Mais Amerikas seinen Teil dazu beigetragen haben, jenes Volk in einem Zustande der Sklaverei zu erhalten; denn das ist sicher, jene gewaltigen Werke waren nicht aus eigenem Antriebe mit den damals so mangelhaften Werkzeugen errichtet worden. So wurde es auch in Südamerika, wo es Mais in Hülle und Fülle gab, den Inkas sehr leicht gemacht, jene Bauwerke herstellen zu lassen, die noch heute die Bewunderung aller Reisenden erregen. Es muß also eine starke Regierung existiert haben, die es verstand, die Massen im Zaum zu halten.

Welche Religion die Hügelerbauer besaßen, kann aus leichtbegreiflichen Gründen nicht beantwortet werden. Einige behaupten, sie seien Feuer- oder Sonnenanbeter gewesen und hätten Menschenopfer gebracht; andere hingegen meinen, sie hätten der Schlange göttliche Verehrung gezollt, und zwar deshalb, weil einer der größten Tierhügel eine Schlange darstellt; doch da könnte man mit demselben Rechte behaupten, die Hügelerbauer seien Verehrer des Büffels, der Kriegskeule u. s. w. gewesen.

Auch die Zeit, in welcher sie lebten, kann nicht mehr

mit Bestimmtheit angegeben werden. Die auf den Erdwällen stehenden Bäume sind unstreitig mehrere hundert Jahre alt; auf einem Mound bei Marietta stand ein Baum, an dem man 800 Jahresringe zählte. In Ohio findet man die hauptsächlichsten Werke nicht an der niedrigsten Flußanschwemmung, woraus sich folgern läßt, daß die Hügelerbauer schon vor der Bildung der jetzigen Flußbetten lebten.

Nun kommen wir zu der wichtigsten Frage, nämlich zu der, wer denn eigentlich die sogenannten Moundbuilders waren. Die wenigen aufgefundenen Schädel, die man als jenem Volke angehörend mit Sicherheit betrachten kann, geben uns trotz der gründlichsten Untersuchungen der auf diesem Gebiete anerkannten Gelehrten auch nicht die geringste Auskunft; Dr. Morton behauptet, jene Schädel hätten dieselben Merkmale, wie die Tolteken, also des Aboriginalvolkes, das aus dem Norden nach Mexiko und von da aus nach Nicaragua und Guatemala wanderte, und das in mehreren Künsten, sowie auch im Ackerbau wohlbewandert war.

Crasseur de Courboug hält, gestützt auf eine alte Tradition, das Reich Huehue Tlapalan, aus welchem die Tolteken nach Mexiko zogen, für das Ohio- und Mississippi-Thal; Sahagun erzählt einfach, daß die Tolteken aus dem fernen Nordosten kamen.

Einige Schriftsteller behaupten auch, jene Erdbefestigungen seien früher durch die Indianer errichtet worden. So schreiben z. B. Davis und Clarke, daß die Dörfer der Rickaris und Mandans mit Erdwällen umgeben waren, und daß jene Stämme dem Ackerbau oblagen und auch in der Töpferei nicht ungeschickt waren. Schon de Soto fand in Georgia, Alabama, Mississippi und West-Tennessee Indianer, die in permanenten, mit Palissaden befestigten Dörfern wohnten, Ackerbau trieben und Vorräte für den Winter einlegten. Die Hütten mehrerer dieser Dorfbewohner standen auf künst-

lichen Erdhügeln. Die Erdwerke im Staate New York, deren Errichtung Squire den Moundbuilders zuschreibt, haben sich als Schanzen der Irokesen erwiesen. Die Gruppen zahlreicher, ungefähr 4 Fuß hoher Hügel am Minnesotaflusse hält man für Ruinen der Mounds, auf denen die Hütten der Iowas standen. Zahlreiche Stämme hatten auch den Gebrauch eingeführt, die Knochen ihrer Toten zu sammeln und sie mit Erde zu bedecken, wodurch wohl auch viele jener Mounds entstanden sind.

Die Behauptung, daß die unglücklichen Natchez in Louisiana der Überrest der eigentlichen Moundbuilders waren, hat noch die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Dieselben wurden zuerst durch La Salle in den Jahren 1681 und 82 besucht, und er fand etwas bei ihnen, was er vorher bei den anderen Indianern nicht gesehen hatte, nämlich viereckige, geräumige Wohnhäuser, die aus an der Sonne getrockneten Backsteinen bestanden. Zwei dieser Gebäude waren merklich höher als die anderen; das eine gehörte dem Häuptling und das andere war ein der Sonnenverehrung gewidmeter Tempel, der mit einem starken Erdwall umgeben war. Dieser Erdwall war mit Palissaden, auf welche die Dorfbewohner die Köpfe ihrer der Sonne geopferten Feinde steckten, besetzt. In dem Tempel wurden die Knochen der Häuptlinge aufbewahrt; in der Mitte desselben stand ein großes, altarähnliches Bauwerk, vor dem ein ewiges Feuer brannte, das beständig von zwei Männern bewacht wurde. Charlevoix erzählt, daß die Natchez ihre Tempel auf künstliche Hügel stellten; die Häuptlinge der Natchez genossen göttliches Ansehen und nannten sich auch „Bruder der Sonne“. Sobald einer derselben starb, ward seine Hütte zerstört und dann ein neuer Hügel errichtet, auf den dann die Wohnung des Nachfolgers gestellt wurde. Beim Tode eines Häuptlings wurden ferner dessen bevorzugte Diener

erwürgt, damit sie ihrem Herrn im Jenseits weiter dienen konnten.

Als die Natchez 1730 nach Louisiana flohen, umgaben sie sich mit einem Fort; Pickett und Squire sagen, sie hätten auch dort Erdhügel errichtet, dem übrigens von anderen Schriftstellern widersprochen wird. Daß die Natchez in der Töpferei große Geschicklichkeit erlangt hatten, beweist unter anderem die Thatsache, daß sich einst Du Pratz von ihnen ein Tafelservis für seinen Gebrauch machen ließ.

Die Natchez erzählen von sich, daß ihre Nation früher so groß war, daß sie fünfhundert Dörfer bewohnten, und daß sich ihre Niederlassungen bis an den Ohio erstreckten; beständige Kriege jedoch und eine verheerende Krankheit, die dadurch ausgebrochen, daß ein schläfriger Wächter das heilige Feuer ausgehen ließ, richteten schreckliche Verheerungen in ihren Reihen an. Wie gesagt, die Behauptung, daß die Natchez der letzte Rest der Moundbuilders waren, hat die meiste Wahrscheinlichkeit für sich; doch kann diese Frage durchaus noch nicht als gelöst betrachtet werden.

Die Blindenheilanstalt zu Indianapolis.

„Ein Blinder ist wohl der ärmste Mensch auf Erden!“ Wahrlich ein so wahres Wort, wie es nur eins gibt! In der größten Armut und unter den schwersten Gebrechen bleibt dem Sehenden doch noch immer der eine Genuß, sich wenigstens an dem Anblick all des Guten und Schönen, das die Welt darbietet, ergötzen zu können, wenn das Schicksal es ihm zu besitzen auch nicht gestattet.

In alter Zeit, ja selbst noch bis ins Mittelalter hinein, betrachtete man die Blinden, wie alle, denen ein Sinn fehlte, als „Gezeichnete“. Sie waren mehr Gegenstand der Furcht als des Mitleids. Durch den ihnen fehlenden Sinn von dem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen, schrieben Griechen und Römer ihnen nähere Beziehungen zu den Göttern zu, aber diese Beziehungen waren unheimliche und für den, der den Zorn eines solchen Unglücklichen auf sich lud, verderbenbringend. Nach Ansicht der alten Juden, denen jenes Gebrechen als eine göttliche Strafe erschien, büßte der Blindgeborene die Sünden seiner Eltern. Überall war der Blinde sich selbst überlassen und verkam natürlich meistens im Elend und Laster. Erst im 13. Jahrhundert erkannte

die Menschheit ihre Verpflichtung für diese ihre unglücklichen Mitglieder zu sorgen.

Im Jahre 1260, nachdem aus dem unglücklichen Kreuzzuge in Ägypten eine große Anzahl an sogenannter ägyptischer Augenentzündung (Ophthalmia) Erblindete in ihre Heimat zurückgekehrt waren, gründete Louis XI. in Paris das erste Blindenasyl. Diese Anstalt war auf 300 jener Unglücklichen berechnet, genügte aber, da deren Zahl weit größer war, bei weitem nicht, und so folgten bald verschiedene andere Ortschaften dem Beispiele der Hauptstadt. In Deutschland fanden die Blinden zunächst eine Zufluchtsstätte in den Klöstern, und eigne Blindenanstalten finden sich erst viel später als in Frankreich. Alle Hilfe, die man den Unglücklichen hier wie dort gewährte, erstreckte sich aber nur auf ihre materielle Verpflegung. An geistige Pflege, an Erziehung dachte niemand. Erst 1780, also zur Zeit des Abbé de l'Eppé und Samuel Heinecke, erfand der edle Franzose Hauy die Blindenschrift, d. h. die Kunst, Worte und Gedanken durch erhabene Lettern auf einer ebenen Fläche darzustellen, und öffnete somit dem umnachteten Geiste der Blinden das Thor, durch welches die Lichtstrahlen geistigen Lebens einziehen konnten.

Er lehrte seine Zöglinge, mit den Fingern die Gestalt und Form der Schriftzeichen auffassen, also mit den Fingern lesen, wie wir Sehende dies mit den Augen thun. In einer kleinen Schrift, die sofort ins Deutsche und Englische übersetzt wurde, legte er sein System dar, und die Stadt München hat die Ehre, in Deutschland nach seiner Darstellung zuerst die Blinden in ihrem bereits früher erbauten Asyl im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten zu lassen. In England unterwies man die Blinden wohl in allerlei nützlichen Handarbeiten, aber erst im Jahre 1827 wurden in Edinburg die ersten Blinden im Lesen nach dem inzwischen in Deutschland

verbesserten Hauyschen System unterrichtet. In unsern Tagen dürfte es in Deutschland schwerlich eine Blindenanstalt geben, die nicht wenigstens ihre jugendlichen Zöglinge in den Gegenständen der Elementarbildung unterrichtete.

Die Blindheit findet sich überall auf der Erde, und zwar in den unzivilisierten Teilen derselben mehr als in den zivilisierten, welcher Umstand gewiß manchen Naturphilosophen befremdet. Daß die klimatischen Verhältnisse eine große Einwirkung auf die Erblindung haben, versteht sich von selbst.

In Mittel- und Süd-Europa übertrifft die Zahl der männlichen Blinden die der weiblichen; im nördlichen Europa ist das Umgekehrte der Fall.

In den nördlichen Regionen, vornehmlich auf Grönland und Island, ist die Zahl der Erblindeten so groß, daß schon auf reichlich 300 Sehender 1 Blinder kommen soll.

Ohne Zweifel übt das langandauernde Zwielicht im Verein mit den dumpfen, schmutzigen, höhlenartigen Wohnungen dort einen zerstörenden Einfluß auf die Sehkraft des Auges aus. In Schweden und Norwegen rechnet man in runder Summe auf resp. 1000 und 800 Sehende einen Blinden. Deutschland, Dänemark und die Niederlande stehen sie ziemlich gleich; in ihnen kommt auf 1500 oder 1600 Sehende 1 Erblindeter, jedoch ist für Deutschland das Verhältnis am günstigsten. England zeigt merkwürdigerweise, trotz der vielen großen Städte mit schlechten Wohnungen und trotz des anerkannten, verhältnismäßig niedrigen Standpunktes der medizinischen Wissenschaft daselbst, die allergünstigsten Verhältnisse. Auf reichlich 1900 Sehende kommt dort 1 Blinder. Irland und Schottland überwiegen dabei England fast um das Doppelte. Am auffälligsten ist das Verhältnis in Frankreich, nämlich wie 1:800; doch dürfte hierbei Algier, das bekanntlich, wie ganz

Afrika, außerordentlich viele Blinde aufweist, mit eingerechnet sein. Rußland hat im Norden sehr viele, im Süden dagegen nur wenige Blinde; im Durchschnitt wird 1 Blinder auf circa 900 Sehende gerechnet. Doch dürften die Angaben, wie auch die über Italien, die Türkei u. s. w., wenig zuverlässig sein. In Afrika findet man entschieden die meisten Blinden: wie es scheint, mehr als die doppelte Anzahl in den Ländern mit weißer Bevölkerung.

In der Schweiz kommt 1 Blinder auf 1,570 Personen und in Ägypten 1 auf 97. In den Vereinigten Staaten rechnet man einen Blinden auf 2328 Personen; so gibt wenigstens die amerikanische Encyklopädie an. Es ist dies z. B. im Vergleich mit Preußen, woselbst nach derselben Quelle 1 Blinder auf 1401 Person kommt, ein sehr günstiges Verhältnis, dessen physische Ursachen zu erforschen sicherlich für einen Arzt eine interessante Aufgabe wäre.

Nach den angegebenen Verhältnissen läßt sich wenigstens mit annähernder Wahrscheinlichkeit schließen, daß unter der etwa 1200 Mill. betragenden Bevölkerung der Erde in runder Summe nahezu 2 Mill. Individuen sich befinden, die des kostbarsten Gutes, des Augenlichtes, auf die eine oder andere Weise beraubt sind.

Im Jahre 1871 hatte man in England 20 Anstalten für Blinde, in denen dieselben in den Elementarfächern und der Musik, für welch letztere sie eine große Vorliebe zu besitzen scheinen, Unterricht erhielten und auch Handwerke erlernten, so daß sie sich späterhin anständig ernähren konnten und nicht auf Betteln oder anderweitige Unterstützung für ihren Unterhalt angewiesen waren.

Das erste derartige Institut in Amerika wurde, wenn wir nicht irren, 1832 von Dr. Howe in Boston gegründet. Dieser edle Philanthrop ist jetzt dreiundsiebzig Jahre alt und steht noch immer an der Spitze der von ihm gegründeten

Schule, obwohl die anstrengenderen Arbeiten von andern übernommen wurden.

Dr. Howe darf auf seine Erziehungsresultate stolz sein. Es gab im Jahre 1832, als er sein Asyl gründete, in New England wenig Blinde, die eine besondere Erziehung oder einen ehrlichen Beruf hatten, während viele faul und unmäßig waren und Hang zum Betteln oder gar zum Stehlen hatten. Vergleicht man jetzt die Blinden Neu-Englands mit jenen anderer Länder, so findet man, daß ein auffallender Kontrast zwischen ihnen besteht. Hier ist die große Mehrheit arbeitsam und finden viele lohnende Beschäftigung, während nur wenige in den Armenhäusern sind und noch weniger auf der Straße betteln. Dagegen sind in den meisten europäischen Ländern die unterrichteten Blinden nicht so zahlreich, um eine Klasse zu bilden. Sehr wenige haben ein Geschäft oder ein Handwerk gelernt. Manche betteln um Gunst, indem sie mit ihrem Gebrechen paradieren. Viele sind Bettler von Beruf und haben ihre Posten an den Straßenecken Kirchthüren und Brücken, während wohlthätige Leute ihnen offen Almosen geben und ihnen das Recht, öffentlich zu betteln, zugestehen, nachdem es anderen Bettlern schon längst durch das Gesetz verboten ward. In Neu-England weiß man davon nichts mehr. In der South Boston Schule gibt es einen besondern Gegenstand des Unterrichts, den Musikunterricht, der mehr als sonst etwas die Graduierten zu sich selbst erhaltenden Bürgern und sogar zu hervorragenden Personen ihres Berufs macht. Ein Schüler Howes promovierte mit Auszeichnung an der Harvard Universität und wurde ein eminenter Organist und Musiklehrer in einer westlichen Stadt. Ein anderer promovierte mit Ehren im Dartmouth College und wurde, nachdem er eine Zeitlang Lehrer gewesen, Superintendent des Tennessee-Blinden-Instituts. Ein anderer graduierte letzten Sommer an der

theologischen Fakultät in Cambridge. Viele sind gesuchte, gebildete und geschickte Musiklehrer, andere erhalten gute Gehalte als Organisten und viele ersparen sich ein Vermögen durch Pianostimmen, das sie so gut thun können wie sehende Menschen.

Im Jahre 1869 existierten in Amerika 20 Blindeninstitute, die sich, was Leistungen, innere Einrichtungen und Ausstattungen anbelangt, getrost mit den besten Europas messen können.

Das Blindeninstitut zu Indianapolis, das seit 28 Jahren besteht und von dem blinden M. H. Churchman so erfolgreich geleitet wird, zählt gegenwärtig 113 Zöglinge, wovon 52 dem männlichen und 61 dem weiblichen Geschlechte angehören. Es ist ausschließlich eine Lehranstalt, weder Hospital noch Asyl für Blinde, und es wird daher niemand unter 9 und über 21 Jahren aufgenommen.

Als wir jenes Institut auf kurze Zeit besuchten, hatte eine daselbst angestellte junge, sehr zuvorkommende Dame die Güte, uns in jedes Lehrzimmer zu führen, in dem gerade Unterricht erteilt wurde.

Im ersten Zimmer, das wir betraten, erhielt eine aus ungefähr 15 Schülern beiderlei Geschlechts bestehende Klasse Unterricht im Lesen. Die Kinder, die vielleicht 9 — 11 Jahre alt sein mochten, saßen ruhig vor ihren Lesebüchern, glitten mit den Fingern schnell über die erhöhte Schrift und lasen so der Reihe nach mit der Geläufigkeit sehender Menschen. Höchst überrascht waren wir, als uns die betreffende Lehrerin mitteilte, daß diese Klasse noch nicht einmal ein halbes Jahr Leseunterricht gehabt hatte; denn sicherlich kann an den öffentlichen Schulen nicht mehr geleistet werden. Die Lesebücher für Blinde sind ungefähr noch einmal so groß wie die gewöhnlichen Schulbücher; ihr Format ist das der deutschen Choralbücher. Wenn es aufgeschlagen ist, so befindet sich

die Schrift stets auf der rechten Seite; die Buchstaben haben ungefähr die Länge von einem halben Zoll.

In jenem Schulzimmer fanden wir einige Nummern einer Monatsschrift für Blinde; dieselbe führt den Titel: „Kneass's Philadelphia Magazine for the Use of the Blind“. Sie kam zuerst im Jahre 1867 als Vierteljahrsschrift heraus und hat sich, da es die einzige derartige Zeitschrift in Amerika ist, seitdem eine solche Verbreitung zu verschaffen gewußt, daß sie nicht allein die sehr hohen Herstellungskosten deckt, sondern dem Herausgeber, der selber stockblind ist, einen ganz ansehnlichen Profit abwirft. Diese Zeitung, die natürlich ebenfalls mit erhöhten Buchstaben gedruckt ist, enthält interessante kurze Lesestücke, Gedichte und Rätsel, kurzum alles, was jede andere Monatsschrift bringt; auch ist ihr eine Seite für Anzeigen beigegeben, auf welcher die Blinden die für sie lesbaren neuerschienenen Werke nebst Angabe des Preises und des Verlegers verzeichnet finden.

In dem Prospekt zur ersten Nummer genannter Zeitschrift sagt Kneaß, daß, da es in den Vereinigten Staaten ungefähr 15,000 Blinde gebe, er am Erfolge seines kostspieligen Unternehmens nicht zweifle.

Und da hat er den rechten Glauben gehabt. In der ersten Nummer zeigte er an, daß er auch einen „Introductory Primer“, einen katholischen Katechismus und einen der Episkopalkirche in der betreffenden Schrift herausgegeben habe; in der Aprilnummer dieses Jahres jedoch umfaßt sein Verlag schon 21 Nummern, worunter sich mehrere Lese- und Rechenbücher, Werke von Dickens, Tennyson und Milton, eine englische und amerikanische poetische Anthologie u. s. w. befinden.

Kneaß ist jedoch nicht der einzige Verleger von Blindenschriften in Amerika; in Louisville, Boston und New York werden ebenfalls noch zahlreiche Bücher gedruckt, und es

unterliegt keinem Zweifel, daß Amerika in dieser Beziehung Europa bedeutend voraus ist. Auch in jedem Lehrzimmer unserer Anstalt fanden wir eine Blinden-Bibliothek von respektablem Umfange; wir sahen Lehrbücher der Geographie, Geometrie, Zoologie, Botanik, ein Wörterbuch, Guyots „Physische Geographie", Shakespeares Werke, einzelne Teile der Bibel u. s. w. und müssen gestehen, daß wir vorher keine Ahnung davon gehabt haben, daß jene Litteratur eine bereits so ausgedehnte ist.

In bezug auf die Blindenschrift ist schon viel experimentiert worden; man hat Versuche mit allen erdenklichen Schriftformen gemacht, zuletzt hat man jedoch allgemein das römische Alphabet adoptiert. Das Alphabet von Dr. Ruß, dem Gründer des New Yorker Blindeninstituts, war ein phonetisches; es beruhte auf einer genauen Analyse der englischen Lautverhältnisse, und trotzdem man hätte denken sollen, dies sei gerade das Desideratum für Blinde, da sie sich sicherlich wenig für die historische Orthographie interessieren, können, ward es jedoch sehr bald in die Rumpelkammer geworfen und machte dem sogenannten Bostoner Alphabet des Dr. Howe, das lesbarer und mit weniger Kosten herzustellen ist, Platz. In demselben hat nun Kneaß einige Buchstaben verbessert, so daß es nun als „Standard Alphabet" für die amerikanischen Blinden betrachtet werden darf.

Früher wurde eine Zeitlang das Lesen durch Knoten an Stricken gelehrt, was an die Quippus einiger südamerikanischer Aboriginer erinnert. Diese Methode soll noch in Edinburg gebraucht werden.

Danach besuchten wir eine Klasse, die gerade Unterricht im Kopfrechnen erhielt. Die Schüler, welche die Antwort wußten, erhoben sich von ihren Sitzen, und als die Lehrerin einen derselben mit Namen rief, wiederholte derselbe zuerst die Aufgabe, gab dann die Antwort darauf und er-

klärte ausführlich, wie er dieselbe ausgerechnet hatte. Alles dies ging so schnell, daß wir uns in eine öffentliche Schule versetzt glaubten. Die Schüler schienen überhaupt recht lernbegierig zu sein, und die Art und Weise des Unterrichts zeigte, daß jene Lehrerinnen ihrer Aufgabe in hohem Grade gewachsen sind. Der Unterricht war ein sehr anregender; die Kinder waren alle in ganz glücklicher Gemütsverfassung und lächelten so freundlich, als seien sie mit ihrem Lose ganz zufrieden.

Der Unterricht in der Geographie war ein sehr interessanter. Ein ungefähr zehnjähriges Mädchen stellte sich an eine drehbare runde Scheibe von der Größe eines Tisches, auf der auf der einen Seite die östliche und auf der andern die westliche Hemisphäre in Relief dargestellt war, fuhr mit der Hand darüber und gab dann jedes Gebirge, Meer, jeden Fluß, See und jede Stadt mit einer Sicherheit an, die wahrhaft bewunderungswürdig war.

Auch in der Zoologie, die durch Betasten von thönernen Miniaturnachbildungen gelehrt wird, war ganz Ausgezeichnetes geleistet worden; ebenso konnten die Schüler über die am zahlreichsten vorkommenden Pflanzen ganz genaue Auskunft geben.

Im Musikzimmer fanden wir außer einer ziemlich großen Stubenorgel einen Knabeschen Flügel, auf dem uns Herr Newland, der blinde Musiklehrer der Anstalt, ein kleines Konzert gab und uns durch sein durchdachtes virtuoses Spiel einen hohen Genuß bereitete. Die uns begleitende Dame ließ darauf eine Schülerin der Anstalt ein Lied vortragen, und müssen wir gestehen, daß sich dieselbe dahier in irgend einem Konzert mit Erfolg hören lassen kann.

Als wir uns danach entfernen wollten und der Dame, die uns durch die Anstalt geführt hatte, mitteilten, daß wir wahrscheinlich einen kleinen Artikel darüber schreiben würden,

und fragten, ob wohl dort jemand Deutsch verstehe, erwiderte dieselbe auf deutsch, daß sie eine Deutsche sei. Sie hat wegen Augenschwäche im genannten Institut Aufnahme gefunden, woselbst sie als Musiklehrerin ausgebildet wird. Nach dem Institutsberichte leidet sie am schwarzen Star; ihr Gesicht ist nur teilweise zerstört, und es sollte uns gar nicht wundern, wenn sie ein geschickter Augenarzt nicht noch kurieren könnte. Wir wünschen ihr dies ebenso aufrichtig, wie wir ihr für ihre Freundlichkeit, mit der sie uns unsern kurzen Besuch der Anstalt so angenehm und lehrreich wie möglich machte, unsern verbindlichsten Dank sagen.

Niklas Müller.

Biographisch-litterarische Skizze.

I.

„Der Pflanze gleich' ich, die ein Fels begraben
In früher Jugend schon mit schwerer Last,
Dran sich die Stengel vorgedrungen haben
Und deren Wurzel kennet keine Rast."
N. Müller.

Es gereicht der Schwäbische Dichterschulen zu großer Ehre, daß sie zur Zeit der jungdeutschen Gärung und des Sturmes der dem Tagesbedürfnis huldigenden politischen Lyrik die keusche Frische der Poesie in ihrem Zusammenhange mit der Natur bewahrte und sich weder von der herrschenden ephemeren Richtung, noch von der damals allerdings in der Hauptsache schon überwundenen Romantik beeinflussen ließ. Sie ging wieder zurück auf Schiller und Goethe und suchte ihre Aufgabe in der Kultivierung gefühlsvoller Lyrik, worin sie denn auch für alle Zeiten Dauerndes geleistet hat.

Als litterarischer Agent jener Dichterschule wirkte gleichsam der fleißige Sammler, Übersetzer und Dichter Gustav Schwab, der in seiner Eigenschaft als Redakteur des poetischen Teiles des Stuttgarter „Morgenblattes" denjenigen, „denen Gesang gegeben war", als freundlicher, aufmunternder

Berater zur Seite stand und so manchem aufkeimenden Talente, wie Lenau, Freiligrath, A. Grun, G. Pfizer, Niklas Müller u. s. w., die Publikation ihrer ersten Erzeugnisse ermöglichte. Der letztgenannte Dichter soll uns nun hier beschäftigen.

Als Gustav Schwab im Frühjahr 1834 von einem Spaziergange heimkam, erzählte ihm seine Frau, daß ein junger Mann, der seiner Kleidung nach zu urteilen dem Handwerkerstande angehöre, dagewesen sei, um ihm einige Gedichte für das „Morgenblatt“ zu bringen. Trotzdem sie nun ferner hinzufügte, sein Benehmen habe etwas Treuherziges und Zutrauliches, so war Schwab diese Nachricht nach eignem Geständnisse doch nicht angenehm, denn er verkehrte in litterarischen Angelegenheiten ebenso ungern mit der Halbbildung als mit der Verbildung, da beide schwer von der Unzulänglichkeit ihrer Leistungen zu überzeugen seien.

Doch der junge Mann kam seinem Versprechen gemäß wieder, stellte sich als Drucker der Cottaschen Offizin vor und händigte Schwab mit sichtlicher Verlegenheit einige Gedichte zur Durchsicht an. Schwab, auf den sein bescheidenes Auftreten, sowie sein echt schwäbische Gutmütigkeit verratender Blick den günstigsten Eindruck machten, sah sich denn auch die Verse näher an; er fand gerade nichts Besonderes darin, aber sie waren doch alle tief empfunden und aus eigner unmittelbarer Anschauung hervorgegangen. Die unorthographische Abfassung des Manuskriptes verriet auf den ersten Augenblick die mangelhafte Schulbildung des jungen Musensohnes, aber was den Kritiker bestach, war die kunstgerechte Handhabung des Metrums, sowie die von großem Zartsinn zeugende Wahl der Reime. Für das „Morgenblatt“ waren seine Gedichte noch nicht inhaltreich genug; aber Schwab machte dem damals 25jährigen Jüngling Mut, in seinem Bestreben fortzufahren. Dies that er

denn auch redlich, und als er seinem wohlmeinenden Kritiker wieder einige Erzeugnisse seiner Muse brachte, jauchzte dieser laut auf vor Freude, denn dies waren poetische Ergüsse, deren sich ein Lyriker ersten Ranges nicht hätte zu schämen brauchen. Sie erschienen dann auch unter dem Titel „Lieder eines Autodidakten“ mit einer Einleitung von Dr. Hermann Hauff im „Morgenblatt“.

Gustav Schwab nahm sich nun der ferneren Ausbildung Niklas Müllers liebevoll an und fand in ihm auch einen sehr gelehrigen, folgsamen und dankbaren Schüler. Allmählich lernte er auch in ihm den Menschen kennen und hochschätzen, und vermittelte, daß Cotta im Jahre 1837 Müllers Gedichte verlegte und für das Verlagsrecht ein Honorar von 400 Gulden zahlte. Außer einer Einleitung von Gustav Schwab enthält das 238 Seiten starke Buch die in ziemlich trockenem Tone abgefaßte Selbstbiographie des Naturdichters, der wir folgende Notizen entnommen haben:

Müllers Vater stammte aus einem württembergischen Landstädtchen und war seines Zeichens Teppichwirker. Sein Leben war nur wenig vom Glück begünstigt; bei einer Auswanderungsreise nach Ungarn verlor er seine gesamte Habe und kehrte als Bettler wieder nach Deutschland zurück.

Niklas wurde 1809 zu Langenau bei Stuttgart geboren, und zwar zwischen dem ersten und zweiten Adventssonntag; das genaue Datum kann nicht angegeben werden. Kurz nach seiner Geburt zogen seine Eltern auf den Schwarzwald, wo sein Vater Pottaschesieder bei einem reichen Holzhändler wurde, währenddem sich seine Mutter als Magd verdingte. Von dort aus zogen sie nach Stuttgart.

Müllers Vater war sehr fromm und mystisch-pietistischer Schwärmerei mit Leib und Seele ergeben. Die Schulen hielt er, da sie nach seiner Ansicht durch allerlei gottlose

Neuerungen korrumpiert worden waren, für die Quelle aller Unsittlichkeit und alles sozialen Elends, weshalb er sie auch nur mit dem größten Widerstreben von seinen Kindern kurze Zeit besuchen ließ. Auch ging er aus ähnlichen Gründen nicht in die Kirche, hielt aber dafür zu Hause Gottesdienst und ließ seine Kinder fleißig beten.

In Müllers Hause verkehrten beständig allerlei Wundermänner, Schatzgräber und Alchimisten, und die Werke von Swedenborg und Jakob Böhme wurden eifrig gelesen und kommentiert. Einstmals weissagte er aus einem alten Schmöker seinem Sohn Niklas, daß derselbe dereinst einen reichen Schatz finden würde, der von Theophrastus Paracelsus begraben worden sei. Niklas fand allerdings späterhin einen Schatz, aber nicht in der Erde, sondern in seinem Herzen; derselbe war jedoch von der Natur, auf welche Motten und Rost keinen Einfluß haben.

Sein Vater verwandte den größten Teil von dem, was er verdiente, an seine chemischen Untersuchungen, wodurch häufig Verdruß in der Familie entstand. Einstmals versprach er seiner Frau, seine sämtlichen Bücher zu verbrennen, doch wurde ihm in der folgenden Nacht durch einen Traum von seinem Vorhaben abgeraten. Er glaubte an allen erdenklichen Geisterspuk, und Niklas teilt in dieser Hinsicht in seiner Autobiographie einige Episoden mit, die wir, da das betreffende Buch seit geraumer Zeit im Buchhandel fehlt, zum besten der beständig auf „Beweise“ Jagd machenden Spiritualisten mitteilen wollen.

„Wir saßen einst ruhig beim Nachtessen, im Hause wohnte sonst niemand, auch stand das Haus ganz isoliert von den andern: da schnappte auf einmal die Schnalle an unserer Stubenthür auf und wieder zu; sogleich sprang man vom Sitze auf und suchte nach, doch nirgends war etwas Lebendes zu sehen. Die Nacht darauf wachte mein

Vater und sah die Mutter meiner Mutter ganz weiß sich unten über sein Bett herüberbeugen. Er rief meiner Mutter zu und fragte sie, ob sie nichts sehe; sie sah aber nichts. Nach wenigen Tagen kam die Nachricht, daß die Großmutter gerade in der Stunde gestorben sei, wo wir am Abendessen die Ahnung vernommen hatten. Dergleichen Erscheinungen hatte mein Vater schon frühe. Als er noch bei seinen Eltern war, hatte seine Mutter auf dem Totenbette, ehe sie verschied, einen Traum, der ihm sein Los als Alchimist anzeigte. Als sie gestorben war, erschien ihm ihr Geist und sprach mit ihm. Seines Vaters Geist erschien ihm auch und sprach einige Worte arabisch und lateinisch zu ihm, die er in späteren Jahren erst in seinen alchimistischen Studien verstehen lernte.

Das erste alchimistische Buch sah er im Traum und fand es tags darauf in einem Hause, wo er unvermutet hinkam. Mit diesem Buche ging er zu einem alten Laboranten, den er mit einem Stelzfuß in seinem Laboratorium herumhinkend antraf, und der sein erster Lehrer wurde."

Niklas' einziges Vergnügen als Kind bestand darin, in Feld und Wald umherzuschweifen, wodurch er sich auf sein ganzes Leben eines frischen, kindlichen Gemütes versicherte, das da die erhabensten und trostreichsten Freuden fand, wo sie selten ein anderer vermutete. Nach seiner Konfirmation, die in einem Dorfe bei Stuttgart stattfand, da, wie bereits bemerkt, sein Vater den demoralisierenden Einfluß der städtischen Jugend und Schulen fürchtete, kam er zu einem Buchdrucker in die Lehre. In seinen Mußestunden lernte er Uhlands Gedichte auswendig, sammelte Schmetterlinge und Käfer und suchte sich durch sonstige unschuldige Beschäftigungen die Härte seiner Lehrzeit erträglich zu machen. Als er dieselbe überstanden und eine kurze Reise nach

Österreich und Ungarn gemacht hatte, erhielt er eine Anstellung in der Cottaschen Offizin zu Stuttgart.

Nun fand er in dem Anhang zu Mozins französischer Grammatik eine Verslehre, die er eifrig studierte und sie dann auch praktisch anzuwenden versuchte. So ward ihm denn im Laufe der Zeit die Beschäftigung mit der Poesie ein Bedürfnis, und da er durch den Vergleich seiner Produkte mit denen anderer Dichter zu der Überzeugung kam, daß dieselben doch auch des Druckens wert seien, so entschloß er sich nach langem Zögern, sich in dieser Angelegenheit an Gustav Schwab zu wenden. Das weitere haben wir bereits mitgeteilt. Seine Gedichte erschienen und hatten litterarischen und buchhändlerischen Erfolg.

Die erste Abteilung, welche den Titel „Natur" führt, enthält das Gediegenste und Beste der ganzen Sammlung. Alles ist aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangen; der Dichter träumt sich unter neubelaubten Bäumen in neues Leben; jeder Amselschlag zwingt ihm ein reizendes Liedchen ab. Für jeden innern Schmerz suchte er Trost in der Natur und fand ihn auch. Die Themen, die er behandelt, sind alt, doch für die echten Dichter ewig neu; so weiß Niklas Müller den allereinfachsten Naturerscheinungen einen neuen, reizenden Gedanken abzugewinnen. Er braucht zur Befriedigung seines poetischen Gemütes nicht in die Ferne zu schweifen und dem Urwald und der Steppe geheimnisvolle Weisen abzulauschen; Stoffe wie „Nacht", „Tagesanbruch", „Der Wind", „Tannenbaum" bietet die nächste Nähe zu jeder Stunde. Seine Weltanschauung ist eine durch und durch optimistisch-christliche, die nur selten durch einen weltschmerzlichen Anflug getrübt ist.

Die zweite Abteilung behandelt die „Liebe", und Müller müßte kein echter Dichter gewesen sein, wenn ihm dieselbe nicht einige Töne entlockt hätte. Sie stehen jedoch seinen

Naturliedern an Gedankenreichtum und Gefühlsinnigkeit bedeutend nach; ja, es sind mehrere darunter, die Gustav Schwab besser ausgemerzt hätte, besonders da man darin auch zahlreichen sprachlichen Härten begegnet.

Die Abteilung „Leben" handelt von Heimat, Grab und Seligkeit; an dieselbe schließt sich die „Höheres Leben" betitelte Sammlung eng an, in welcher der Verfasser den himmlischen Freuden jenseits des Grabes das Wort redet und somit einen Beitrag für ein kirchliches Gesangbuch liefert.

In „Dichter und Dichtung" besingt er den „Deutschen Eichbaum" Uhland, Gustav Schwab, „Den Stamm, um den sich seine Lieder ranken", Justinus Kerner, Freiligrath u. s. w. In „Balladenartiges" zeigt er, daß er zur epischen wie überhaupt zur objektiven Poesie keine Anlagen hat; nur auf solchen Liedern, die ihm sozusagen von selber wie ein reifer Apfel in den Schoß fallen, beruht seine litterarische Bedeutung. Müller ist Naturdichter in doppeltem Sinne, einmal weil ihn nur das Leben der Natur echt dichterisch zu begeistern vermag, und dann auch, weil er Autodidakt ist, der alles, was er weiß und leistet, nur seinem Fleiß verbunden mit natürlichen Anlagen zu verdanken hat. Gustav Schwab vergleicht ihn mit dem 1864 zu Nismes verstorbenen französischen Bäcker-Dichter Rebaul; doch finden wir diesen Vergleich schon deshalb nicht stichhaltig, weil Rebaul sich die süßlich-sentimentale Schreibweise Lamartines zum Muster nahm, währenddem doch Niklas Müller seine eignen Wege ging.

Da, wie bereits bemerkt, Müllers Gedichte nicht mehr zu haben sind, so teilen wir unsern Lesern folgende Proben daraus mit:

Der Streit der Elemente.

Das Feuer sprach: Wer kann mich zügeln?
Ich rase hin auf Blitzesflügeln
Und unaufhaltsam ist mein Lauf:
Mit wilden Zähnen gierig fassend,
Vernichtung nur zurücke lassend,
Frißt meine Flamme alles auf.

Das Wasser sprach: Auf meinen Wegen,
Stemmt sich ein Anstoß mir entgegen,
Verschlingt ihn brausend meine Flut;
Ich wälz' auf Stadt und Land Verderben,
Nichts widerstehet mir und sterben
Muß unter mir des Feuers Glut.

Der Wind, der lustige Geselle,
Im Kampf mit Flamm' und Wasserwelle,
Sprach: Mir gebührt die Meisterschaft;
Ich reiße Bäum' und Türme nieder,
Ich fliege hin und fliege wieder;
Was gleichet meiner Eil' und Kraft?

Die Mutter Erde, die das höret,
Sprach: Kinder, wer hat euch bethöret?
Ich schaff' am Frühlingskleid in Ruh';
Und daß es besser mir gedeihe
In meinem guten Wirken, leihe
Mir jedes seine Kraft dazu!

Und sieh! das Wasser floß gelinde,
Nur angehaucht vom lauen Winde,
Das Feuer drang vom Luftazur;
Und alles zeigt' in schönem Walten,
Mit tausend lieblichen Gestalten
Die große Werkstatt der Natur.

Tagesanbruch.

Tag, o herrlicher Jüngling, entschwebe der Nacht
  Freundlichen Blickes, mit der goldenen Leuchte,
Daß die Welt aus dem träumenden Schlaf erwacht,
  Sich das Antlitz im Morgentau feuchte.

Ach, wo magst du noch weilen in lieblicher Pracht!
  Fesselt dich süße, liebumarmte Wonne,
Oder hast du das Licht noch nicht angefacht
  Der belebenden Kerze, der Sonne?

Wie so rosig erglühend die Wolke dort lacht,
  Schauend, wie hell er schon von ferne strahlet,
Majestätisch entsteiget dem dunkeln Schacht
  Und mit Purpur die Berge bemalet.

Und er steiget stets höher und herrlicher sacht,
  Lächelnden Mundes, freundlicher Gebärde,
Und verscheuchet die Schatten mit sanfter Macht
  Auf der grünenden, blühenden Erde.

Und er nahet sich köstlich in Bräutigamstracht,
  Zärtlich die Welt mit Liebe zu umfangen,
Und wie, als der Erschaffungen Werk vollbracht,
  Steht er da mit des Königs Prangen!

Die Nacht.

Der Tag mit goldnem Licht ist schon entflohn,
Wohl über Land und Meere weit davon,
  Die Nacht eilt zitternd nach und rühret kaum
Noch seines blauen Mantels roten Saum;
Die Abenddämmrung weht um ihr Gesicht,
  Auf ihren Armen glänzt ein falbes Licht.

Zu Füßen wallt ihr dunkeles Gewand,
Den Mond, als Leuchte, nimmt sie in die Hand,
  Den Sternenschleier um das Haupt sie nimmt,
Auf Bergen wandelt und durch Meere schwimmt,
Dem Tag zu kommen auf die lichte Spur, —
  Er aber, unerreichbar, fliehet nur.

Doch morgens früh, wann sie ihn bald erreicht,
Errötet sie, und wieder schnell entweicht;
Von ihren Liebesthränen sind noch naß
Die Blumen in den Gärten und das Gras.
Der Tag erscheint: nichts wissend von der Pein,
Saugt er als Liebestrank die Thränen ein.

II.

Die Jahre 1848 und 1849 fanden Niklas Müller auch unter denjenigen, welche für ein einiges Deutschland schwärmten und die, nachdem ihre Hoffnungen fehlgeschlagen waren, ins Exil wandern mußten. Er begab sich zuerst nach der Schweiz, und 1853 wanderte er nach Amerika aus, woselbst er sich in New York niederließ und daselbst eine eigne Druckerei gründete. Er nahm regen Anteil an allen deutsch-amerikanischen Bestrebungen und wußte trotz widerwärtiger Schicksale seinen Geist frisch zu erhalten und seinen Sinn für Natur und Poesie zu bewahren. Doch schrieb er anfänglich wenig; erst der Sezessionskrieg mit seinen Schrecken rang ihm wieder einige Gedichte ab, die er 1862 nach der für den Norden unglücklichen Schlacht vor Richmond unter dem Titel „Zehn gepanzerte Sonette" im Selbstverlag herausgab. Dieselben hatten das Schicksal der Gelegenheitsschriften, sie wurden gelesen und fielen dann der Vergessenheit anheim. Müllers Muse war damit jedoch von ihrem Scheintode erstanden und es verging selten ein Tag, ohne daß nicht ein Gedicht entstanden wäre. 1867, also genau dreißig Jahre nach seiner ersten Gedichtsammlung, gab er dann seine „Neuere Lieder und Gedichte" in einem 276 Seiten starken Bande heraus. In der Vorrede dazu bemerkte er, daß es seine Absicht sei, seine erste Sammlung in neuer Auflage als zweiten Band seiner sämtlichen Gedichte herauszugeben;

jedoch der Umstand, daß sich die Herausgabe deutscher Poesieen in Amerika nur der erlauben kann, der nicht auf den Absatz derselben angewiesen ist, sowie die buchhändlerischen Mißerfolge seiner neueren Gedichte mögen ihn wohl bewogen haben, von seinem Vorhaben abzustehen.

Seine letzte Sammlung enthält manches schwache Produkt, das sicherlich nie die Öffentlichkeit gesehen, wenn dem Verfasser ein strenger, kritischer Berater wie früher zur Seite gestanden hätte. Man sieht, es war dem Dichter darum zu thun, partout wieder ein Bändchen von einer gewissen Seitenzahl zu publizieren; alles also, was sich nur einigermaßen reimte, ward ohne Rücksicht auf den poetischen Wert oder vielmehr Unwert hineingestreckt, was auch Müller in der Vorrede selber zuzugeben scheint. Er behandelt darin wieder seine alten Lieblingsthemen, wie Abend, Maitau, Treue u. s. w., ohne jedoch in den meisten Fällen etwas anderes als gereimte Prosa bieten zu können. Dazu kommen dann noch höchst unglückliche Reime wie Jung—Verjüngerung, Thalen—Strahlen, Tritt that—nit that u., dgl. die sicherlich auch nicht dazu angethan sind, der Sammlung neue Reize zu verleihen. Die Sprache ist nicht immer korrekt, und anstatt der früheren durch und durch optimistischen Gesinnung macht sich hier oft die entgegengesetzte bemerkbar.

Folgende Proben mögen genügen.

Resignation.

Der sonst gepocht in unruhvollem Streben,
Der Busen, ruht: Ich will nicht mehr zermalmen,
Als zwischen Steinen süße Frucht der Halmen,
Die meinem Fleiß des Ackers Schoß gegeben.

Den Garten will ich bauen, und daneben
Vor meiner Hütte, unter Friedenspalmen,
Des Abends singen meine Dankespsalmen
Dem, dessen Hand geführt mich durch das Leben.

So ruhig wie der Lauf der stillen Uhr,
Die abends auf die müden Arme ziehen,
Und so gerad' wie des Gewichtes Schnur
Geh' ich die Bahn, die mir Natur verliehen.
Nicht will ich mehr verlassen ihre Spur,
Das schwör' ich, liegend hier auf meinen Knieen.

Sommerlust.

Nun, mein Herz, vergiß den Zorn
In den milden Junitagen,
Wo voll Rosen blüht der Dorn,
Drunter Nachtigallen schlagen.

Laß den alten Gram zu Haus,
Deine Schmerzen, deine Plagen;
Ziehe in den Wald hinaus
Wo die Sommerwinde jagen.

Laß die Sorgen, laß die Mühn,
Die an deinem Herzen nagen;
Komm heraus in Waldesgrün,
Wo die Herzen leichter schlagen.

Komm mit mir an jenen Ort,
Wo die hohen Bäume ragen;
Jedes Blatt, das flüstert dort,
Wird dir süße Dinge sagen.

Mannesthränen.

Manches Mal wollt' ich mich schämen,
Fand ich Schönheit, die so groß,
Daß ich Thränen drob vergoß
Und ich konnte sie nicht zähmen.

Kindisch wollt' es mir erscheinen;
Und seitdem ich bin ein Mann,
Klagt' ich mich der Schwäche an
Über dieses weiche Weinen.

Lang' lebt' ich in diesem Wähnen,
Und hab' erst den Wahn entfernt,
Als das Sprichwort ich gelernt:
„Große Männer, — große Thränen“,

Und ich las, daß Griechenhelden
Weinten, wenn es ging ans Herz,
So vor Freude, als vor Schmerz:
Wie Homers Gesänge melden.

Wald und Kirche.

Ich liege tief im dunklen Waldesgrunde —
Geheime Stille lagert an dem Ort;
Nur oben in den Wipfeln, fort und fort,
Braust es und weht wie Hauch aus deinem Munde.

Doch jüngst saß ich zu einer andern Stunde
Im Haus von Menschenhand und hört' dein Wort. —
Nicht klang es mir, o Herr, so kräftig dort;
Von deinem Odem gab es keine Kunde.

Nur bei der Orgel donnergleichem Klang
Vernahm ich Tritte, wie von deinem Gang
Im Sturmwind und im Spiel der Maienlüfte;

Und im Gesange, tausendfältig, klar,
War mir's, als hört' ich sel'ger Geister Schar
Hinwandeln über Blumenbeet' und Grüfte.

* * *

Als mir der nun verstorbene Dichter seine neueste Liedersammlung zur Besprechung zusandte und sich dadurch zwischen uns ein lebhafter litterarischer Verkehr entwickelte, hatte er unter anderem auch die Gefälligkeit, auf meinen Wunsch hin seine Autobiographie bis auf die neueste Zeit aufzuzeichnen und mir das Manuskript zur beliebigen Verwendung zu

übermachen. Da ich keinen besseren Gebrauch davon machen kann, als seinen zahlreichen Freunden den Inhalt desselben vorzulegen, so lasse ich hier einen genauen Abdruck der Originalaufzeichnungen folgen.

„Als im Frühjahr 1837 meine Lieder in der J. G. Cottaschen Buchdruckerei erschienen waren, begab ich mich nach England. Einen Platz in einer der ersten Druckereien Londons hatten hohe Gönner mir schon zum voraus verschafft. Hauptsächlich aber waren es Lady und Lord Grosvenor, welche sich meiner aufs freundlichste annahmen. Gustav Schwab hatte mich mit denselben bekannt gemacht. Das Gedicht „Lebenslos", ins Französische übersetzt, bahnte mir den Weg zu ihren Herzen. Lord Francis Egerton, der Bruder von Lady Grosvenor, der Teile aus Schiller und Goethes Faust übersetzt hat, machte mich mit John Murray, dem Buchhändler, bekannt, bei welchem ich manchmal eingeladen war und in dem berühmten Lord Byron-Zimmer mit ihm speiste.

„Mein väterlicher Freund, Gustav Schwab, hatte mich an den damaligen württembergischen Gesandten, Grafen Mantelslohe, einen Studiengenossen von ihm, empfohlen. Dieser Brief ward mir der wertvollste unter allen meinen Empfehlungsschreiben; ich hatte andere an verschiedene hohe, berühmte Personen, an die Herzogin von Kent, die Sängerin Schröder-Devrient, den Orientalisten Rosen, wo ich Th. Mund kennen lernte 2c. 2c.; denn der liebenswürdige Mann nahm mich wie ein Vater auf, und jede Woche mußte ich einmal bei ihm sein. Auch beförderte er alle meine Briefe und Pakete durch die Gesandtschaft und lieh mir immer die heimatlichen Zeitungen.

„Da mich vor allem die Lust, die englische Sprache unter der englischen Nation selbst zu lernen, nach England getrieben hatte, so befliß ich mich, alle Gelegenheiten zu be-

nutzen, welche sich mir dazu darboten, und ich besuchte das Theater und andere öffentliche Demonstrationen fleißig. Dadurch, und daß damals wegen der amerikanischen Verhältnisse jedes Geschäft und besonders die Druckerei schlecht ging, waren die vierhundert Gulden, welche mir Cotta als Honorar für meine Gedichte gegeben, bald aufgezehrt.

„Dies war Mitte sommers 1837. Graf Mantelslohe hatte mir gesagt, der König von Württemberg interessiere sich für mich und wolle mir, wenn ich Lust dazu hätte, eine Stelle als Unterbibliothekar geben; jedenfalls aber werde er den König nächstens sehen, entweder im Seebad in Holland, oder in England selbst, denn es sei wahrscheinlich, daß er der Königin von England einen Besuch mache. So geschah es auch; und eines Tages erhielt ich vom Grafen Mantelslohe ein Billet, worin er schrieb: „Kommen Sie morgen um 10½ Uhr zu mir, damit ich Sie zum König führe, der Sie zu sprechen wünscht.“ Der König sprach auf eine Weise mit mir, welche mich überraschte, er war nämlich sehr teilnehmend und interessierte sich wirklich um Dinge, die mich nahe berührten.

„Der König von Württemberg war bekanntlich ein eifriger Landwirt; es war ihm in England nichts lieber, als die herrlichen Landgüter und Parks der englischen Großen zu besuchen, wobei ihn Graf Mantelslohe begleiten mußte. Als sie nach drei Wochen zurück waren und ich den Grafen besuchen wollte, gab ich dem Oxfordstreet-Omnibusführer, der mich in die Nähe des gräflichen Hauses in Somersetstreet brachte, den letzten Sixpence, den ich besaß, und trat ins Haus ein, ohne ein Cent in der Tasche zu haben. Der Graf machte mir, wie manchmal wenn der Bediente nicht um den Weg war, selbst die Hausthür auf, und sein erstes Wort war: „Ich habe Ihnen etwas Angenehmes zu melden: der König hat mir vierzig Pfund für Sie gegeben.“ Ich muß

hierbei bemerken, daß weder von mir noch meinen Freunden beim König um eine Unterstützung nachgesucht worden war, ja daß sogar niemand je daran dachte. Überdies war der König eher als engherzig in dieser Beziehung denn als großmütig bekannt. Es hatte uns daher überrascht; und in freudiger Erregtheit erzählte mir der Gesandte, wie auf der Reise der König einmal von selbst angefangen habe: Was kann ich denn für den Müller thun? Der Graf, der unterdessen wußte, daß ich umzusatteln und die Unterbibliothekarstelle anzunehmen keine Lust habe, sagte: ich glaube, eine Reiseunterstützung wäre ihm vielleicht angenehm, weil er sehr reiselustig ist und das Innere des Landes bereisen möchte. Da gab ihm der König die 40 Pfund.

„Als ich von dem Gesandten fortgegangen war, mußte ich fürs erste Glas eine meiner vier 10 Pfundnoten wechseln. Nun ging es aber ans Merkwürdigkeitensehen. Etliche Tage lang fuhr ich in der Stadt herum von einem Platz zum andern, wodurch ungefähr 6 Pfund drauf gingen.

„Im Oktober darauf wurde die Reise ins Innere des Landes, Birmingham, Manchester, Liverpool, nach Dublin und zurück über die Insel Anglesea, Northwales, Shrewsbury, Warwickshire, Oxford ꝛc. unternommen in Gesellschaft eines befreundeten jungen deutschen Kaufmanns. Wir besahen alles und logierten in den vornehmsten Gasthäusern. Northwales bereisten wir im Zickzack in Gesellschaft eines kundigen Engländers, in gemietetem Wagen. Als wir in der Nähe des Snowden, des höchsten Berges in England, den Swallon-Fall besuchten, sagte uns der Führer, daß der König von Württemberg einige Wochen vorher auch dagewesen sei.

„In der Druckerei war es mir besonders darum zu thun, mich im Holzschnittdruck auszubilden, was mir auch gelang. Cotta hatte nämlich die Holzschnitte zum „Cid“ schon Jahr und Tag im Hause, aber wir konnten solche nicht so drucken

wie die Engländer. Ich schickte eine Beschreibung der Behandlung, so gut man dies beschreiben kann, an den Baron und korrespondierte mit ihm und der Frau von Cotta. Er redete mir in seinen Briefen zu, ich solle nur ein Jahr in London aushalten; ich werde dann bei ihm eine angenehme Stelle bekommen. Ohne dies Zureden wäre ich gern im Herbst nach Deutschland zurückgekehrt; allein er mochte glauben, ich bedürfe zu meiner Ausbildung noch längere Zeit; ich hatte aber, was ich zu wissen brauchte, alles los und fand im Winter den Aufenthalt in London höchst unangenehm. Doch ich blieb bis zum Mai, so daß ich gerade ein Jahr dort mich aufgehalten hatte.

„Während dieses Jahres war allerlei vorgefallen. Ich war in der Nacht, als die Prinzessin Viktoria achtzehn Jahre alt geworden, angekommen; da war das ganze Land illuminiert, als wir die Themse hinauffuhren. Dann kam der Tod des Königs, der Königin Besuch in der der City und dergleichen Staatsaffairen.

„Von London ging ich im Mai 1838 nach Paris. Dort flanierte ich zwei Monate herum. Dann verschaffte mir der Dichter H. Heine bei seinem Freunde Everat eine Stelle. Dieser Everat war sehr froh, als er hörte, daß ich den Holzschnittdruck verstehe, weil ihn seine besten Arbeiter gerade damals verlassen hatten, um eine eigne Druckerei in Association zu gründen. Unter den wenigen Arbeitern, die geblieben, merkte ich aber bald Intrigen gegen mich. Damals kam gerade der Maler Braun mit Böhle von München nach Paris und brachte mir einen Brief vom Baron von Cotta. worin er sie an mich empfahl zum Zweck, sie mit Pariser Holzschneidern bekannt zu machen; Braun sagte mir damals, es sei ihm bloß darum zu thun, das Technische des Holzschnitts von den Pariser Holzschneidern zu lernen. Er selbst wolle eine ganz andere, die altdeutsche Manier ein=

führen, was er hernach in den Fliegenden Blättern ꝛc. auch that. Cotta schickte mir auch Proben vom Druck des „Cid", welche nach meinen schriftlichen Anweisungen gemacht worden, aber Schrift und Holzschnitt jedes für sich gedruckt; da dachte ich, jetzt sei es Zeit, heimzukehren, denn wenn ich mich je dem Cottaschen Geschäft nützlich machen könne, so sei es jetzt. Ich trat also gleich bei Everat aus, reiste heim nach Stuttgart und führte nun gleich den Druck des Holzschnitts mit der Schrift zusammen ein, was ja die Aufgabe des Holzschnittdrucks ist, und machte sonst noch vielerlei Verbesserungen in der Druckerei, deren Druckdepartement ich unabhängig verwalten sollte. Allein ein Mann von der ehrgeizigsten und unverträglichsten Art war einige Zeit vorher als Geschäftsführer angestellt worden. Es war ein Charakter, welcher niemand neben sich leiden konnte, der irgend eine Bedeutung hatte. Dieser machte mir das Leben so sauer, daß die mir versprochene angenehme Stelle mir nach vier Jahren wie eine Hölle vorkam und ich froh war, daß ich eine kleine Druckerei in Wertheim im Badischen, mit Geldvorschuß vom dortigen Fürsten von Löwenstein, kaufen konnte, um daraus erlöst zu werden. (Was ich hier über diesen Mann bemerkt habe, wird niemand in der deutschen Buchdruckerwelt für zu stark halten, im Gegenteil werden Hunderte noch ganz andere Ausdrücke gebrauchen, wenn sie von ihm reden, wie ich im Sommer 1867 bei einem Besuche von Amerika aus in Stuttgart mich bei seinem Leichenbegängnisse überzeugen konnte. Er hatte nämlich, zwei Tage nachdem ich dort war, sich entleibt, nachdem er die Witwenkasse der Buchdrucker um ihr Vermögen von 17,000 und im ganzen seine Gläubiger um etliche 80,000 Gulden gebracht hatte. Da standen überall Gruppen, von welchen man nur Fluch und Verwünschungen aussprechen hörte.)

„Die kleine Druckerei in Wertheim brachte ich zu An-

sehen und verbreitete das mit derselben verbundene Wochenblatt in sieben umliegende Ämter, so daß ich mich ziemlich wohlhäbig befand. So ging es von 1842 bis 1848 immer günstiger fort. Da brach die Revolution aus, und ich, der schon lange von einem Pascha von Zensor geplagt gewesen war und empört über die unendlichen Feudallasten der Landleute an die Grundherren, benutzte die Preßfreiheit sogleich in diesem Sinne. Ich half eine Anzahl Volksvereine gründen und war eifrig und thätig für die Volkssache, wurde in die konstituierende Versammlung Badens gewählt und war zuletzt auch Zivilkommissär in meiner Gegend.

„Ich blieb bis auf die letzte Stunde und entwischte nur mit knapper Not, durch Württemberg und über den Bodensee in die Schweiz fliehend. Verräter und elende Schufte lernte ich da auch in vermeintlichen Freunden kennen. Der Wertheimer Posthalter, bei dem ich Extrapost genommen, hatte den Postillon instruiert, mich in Bischofsheim verhaften zu lassen. Aber ich gab dem Postillon einen Kronenthaler und ließ ihn gar nicht nach Bischofsheim hinein, sondern gleich auf der Straße weiter nach Morgenheim fahren. Dort war ich sicher. Im dasigen Volksverein, wobei auch die dortigen Beamten waren, wurde ich gut aufgenommen und nachts von jenen Leuten an den Eilwagen begleitet. Unterwegs war ich noch einen Tag bei Justinus Kerner in Weinsberg, der haben wollte, ich solle nach München, und mir Briefe an den Dichter Kobell und Dr. D. Strauß mitgab. Ich ging aber über Friedrichshafen nach Rorschach, von wo ich meiner Frau schrieb, daß ich in Sicherheit sei. Ein anderer Verräter, Freund Bürgermeister, an den ich den Brief der Sicherheit wegen adressierte, lieferte denselben aber der Regierung aus, und meine Frau blieb wochenlang in unnötiger Angst um mich und ich ohne Geld, bis ich an den Freund nach Ulm schrieb, welcher mit mir in England gereist war.

Er hatte eine Großhandlung im Ulm. Als ich einst in Zürich drei Tage Hunger gelitten hatte, fand ich beim Hin- und Hergehen über die Limathbrücke, daß ich noch ein paar kleine Münzen in der Tasche hatte, und einer mehrmaligen Erfahrung zufolge, nach welcher ich nie eher Geld erhalten hatte, als bis ich auch nicht die kleinste Spur dessen mehr besaß, kaufte ich mir Obst dafür auf der Brücke, die zugleich Obstmarkt war. Darauf ging ich in die Orell und Füßlische Buchhandlung und fragte, ob nichts an mich da sei? „Ja," hieß es, „ein Päckchen Geld von Ulm!"

„Vier Jahre wurden nun in der Schweiz an verschiedenen Orten, meist als Buchdrucker zugebracht, und zwar immer unter ehrenden Bedingungen, entweder um den Holzschnittdruck einzuführen und zu lehren, wie in Tropen und Zürich, oder Farben- und feinen Accidenzdruck, wie in Chur und Genf. Darum säumte ich nicht, alle Gegenden von Interesse zu bereisen und namentlich meine Vorliebe für Bergreisen zu befriedigen. Die letzten zwei Jahre meines Aufenthalts in der Schweiz brachte ich in Genf zu. Ausflüge ins Chamounythal und auf die Höhen des Jura und Savoyens machte ich von da häufig. Das letzte Jahr hatte ich meinen 7jährigen Sohn, unser einziges Kind, den ich in Genf in die Schule geschickt, bei mir, den mir meine Frau bei ihrem letzten Besuche — sie besuchte mich jedes Jahr — dalassen mußte.

„Endlich war es meiner Frau gelungen, meine Druckerei in Wertheim, welche sie unter allen Schwierigkeiten und im Kampfe darum mit der badischen Regierung vier Jahre hindurch geführt hatte, zu verkaufen. Die Plackereien mit den verschiedenen Kantonsregierungen und dem Bundesrat der Schweiz wegen des Aufenthalts hörten nun auf, weil ich dem Bundesrat anzeigen konnte, daß ich zur Abreise nach Amerika bereit sei, worauf mir bereitwilligst mein Kautionsgeld zurückgegeben und mir angezeigt wurde, daß ich mit Frau und Kind unentgeltlich

durch die Schweiz mit der Post reisen könne. Meine Frau und ich kamen in Zürich zusammen, und wir reisten über Frankreich nach New York. Wenn ich kein Reisegeld gehabt oder gesagt hätte, ich habe keins, so wären wir auch von der französischen Regierung umsonst befördert worden; doch dies mochte ich nicht ansprechen und zog vor, frei zu sein.

„Seither lebe ich mit Frau und einzigem Sohn in New York und treibe mein Geschäft, die Buchdruckerei, in Nr. 48 Beekmanstraße, nachdem ich das erste Jahr eine gute Stelle in einer amerikanischen Buchdruckerei als Holzschnittdrucker innegehabt hatte.

„Diesen vergangenen Sommer und Herbst machte ich, nach 18jähriger Abwesenheit, einen Besuch in Deutschland, wobei ich zugleich auch London und Paris wieder besuchte. In London fand ich nach 20 Jahren vieles verändert. Von allen Bekannten sah ich nur den jungen Buchhändler Murray. Der alte ist schon lange tot — auch dieser wurde schon fast alt. In Freiligraths Hause war ich ein paar Tage. Er war der einzige, mit dem ich in den letzten Jahren korrespondierte.

„In Deutschland waren meine alten Dichterfreunde Uhland, Justinus Kerner, Schwab ꝛc. tot. Mit dem alten 82jährigen Karl Mayer aber machte ich von Tübingen aus noch einen rüstigen Spaziergang. Im Hause Uhlands stand in einer Zimmerecke nur seine Marmorbüste. Seine Frau beehrte mich mit dem Buche, das sie für Freunde über den Verehrten herausgegeben. Das Buch ist in solch edler Einfachheit abgefaßt, daß Uhland selbst damit einverstanden wäre.

„Die süddeutschen Blätter, die A. A. Zeitung, Schwäb. Merkur, Stuttgarter Beobachter, Staatsanzeiger und die Frankfurter Didaskalia brachten Artikel über meine letzte, 1867 erschienene Gedichtsammlung; die letztere unter der Überschrift: „Ein verschollener und wiedergefundener Dichter“.“

* * *

Niklas Müllers Leben in New York war ohne besondere Ereignisse. — Sein Sohn Gustav ging nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges als Korrespondent der „Tribüne" nach Europa und ist auch nie wieder zurückgekehrt. Er bekleidet in Deutschland eine Stelle als Lehrer an einer Privatschule. — Wie sehr Müller noch an seinem alten Vaterlande hing, zeigte die kleine Sammlung von Gedichten, die er während jenes Krieges unter dem Titel „Frische Blätter auf die Wunden deutscher Krieger" herausgab. Seine als Broschüren veröffentlichten Übertragungen von Poes „Raven" und Tennysons „Lockleys Hall" stehen jedoch denen anderer Übersetzer bedeutend nach. — Er starb in der Nacht des 14. August 1876; seine Leiche liegt auf Greenwood Cemetery. An seinem Grabe sprach sein langjähriger Freund, der New Yorker Bildhauer und Dichter Georg Heß, Verfasser des humoristischen Epos „Seidel und Sohn auf Madame Columbias Jubelfeier" (New York 1876), folgende Verse:

Die morsche Stiege flog ich rasch hinauf,
An seiner Seite, bei dem Setzerkasten,
Von der Geschäfte Drang mich auszurasten,
Mit ihm zu plaudern, wie wir oft gethan,
Und was Frau Muse jüngst uns eingegeben,
Uns gegenseitig aus der Tauf' zu heben.

Doch an der Pforte grüßt' ein ernst Gesicht,
Und mich befiel ein plötzlich Weh und Bangen,
Denn Thränenspuren sah ich auf den Wangen:
Am Tagewerk find't Ihr den Meister nicht!
Sprecht leise, Herr! — ach schwer liegt er danieder,
Das Licht der Sonne sieht er schwerlich wieder!

Und drin, auf schwülem Lager hingestreckt,
Das sinn'ge Aug' zur ew'gen Nacht geschlossen,
Fand ich den Freund; ums Leidens-Antlitz flossen
Des scheuen Tages Strahlen wie erschreckt,
Als fühlten sie: ein edelstes Verlangen
Ward achtlos hier vom Glücksstern übergangen!

So schwand er hin — ein sterbender Poet!
Der Kampf ums Dasein drückte oft ihn nieder
Und Liebe nur war ihm als Lohn der Lieder.
Ein treues Weib zu seinen Häupten steht,
Selbst ganz erfüllt von trüben Zukunftsbildern,
Mit linder Hand des Dulders Qual zu mildern.

So plötzlich kam's! Vor Stunden war sein Gang
Noch aufrecht, wie in jugendlichen Tagen,
Und seine Leier hat hinausgetragen
Aus voller Brust begeisterten Gesang.
Und nun? Statt seines Grußes uns zu freuen,
Stehn wir, ihm Blumen in die Gruft zu streuen.

Die um ihn trauern, sind nicht wir allein!
Echt sind die Perlen, die für ihn erglänzen!
Wer Schönes schafft, des Heim hat keine Grenzen,
Und wo und wann aus deutschem Dichterhain
Des Liedes Weisen hell und zündend rauschen,
Wird männiglich auch seinen Klängen lauschen.

Amerikanische Sintflutsagen.

Der freisinnige Agitator Ingersoll sagt in seinem Werke „The Gods and other Lectures“, daß in der Bibel dem Teufel auffallend wenige, dessen historischem Charakter entsprechende nichtswürdige Thaten zugeschrieben seien; desto teuflischer aber trete Jehovah auf als schrecken- und verderbensendende Macht, und zwar hauptsächlich in seiner Stelle als Urheber der greulichen Sintflut.*) Jedem unbefangenen Verehrer des jüdischen Nationalgottes muß es sicherlich auffallend erscheinen, daß derselbe trotz seiner vielgepriesenen Allwissenheit und Allweisheit auf kein gelinderes Mittel verfiel, die Menschen von ihrer Schlechtigkeit zu reinigen, sondern daß er zu einer radikalen Ausrottung derselben seine Zuflucht nehmen mußte. Dadurch war denselben alle Möglichkeit, ihre Sünden durch ein gottgefälliges Leben zu tilgen, geraubt und sie mußten, wie später Hamlets Vater, mit der ganzen Verworfenheit ihres Herzens plötzlich den Weg nach dem unbekannten Jenseits antreten, wo ihnen ebenfalls wieder kein freundlicher Empfang winkte. Die Todesstrafe kann sicherlich

*) Sinflut oder Sintflut, also große Flut, wie es im Alt- und Mittelhochdeutschen lautet und wie auch Luther ursprünglich in seiner Bibelübersetzung schrieb. Der Ausdruck Sündflut kam gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf.

nicht als Besserungsmittel angesehen werden; ob sie aber in dem angegebenen Falle als Abschreckungsmittel gewirkt hat, ist schwer festzustellen, da uns die authentischen Nachrichten über die vorsintflutliche menschliche Verdorbenheit fehlen. Doch wollen wir gern zugeben, daß dieselbe damals haarsträubend war und daß es Gott gereute, solchen Geschöpfen das Leben gegeben zu haben. Könnte doch auch heutigen Tages noch eine Sintflut, welche die Erde von allem nichtswürdigen Menschentum reinigte, nichts schaden!

Wie uns im ersten Buche Mosis mitgeteilt wird, beschloß Jehovah, Elohim oder wie er sonst geheißen haben mag, die Menschen mittels Wasser zu ersäufen. Noah findet mit seiner Familie Gnade vor seinen Augen, und es wird ihm daher aufgetragen ein Schiff, dessen Breite, Höhe und sonstige Einrichtung genau beschrieben wird, zu bauen und, nachdem er es ordentlich verpicht habe, außer seiner Familie noch ein Paar von jeder Tierart hinein zu thun. Der fromme Noah folgte pflichtschuldigst, und dann öffneten sich die Brunnen der Tiefe und die Fenster des Himmels und es regnete 40 Tage lang. Bald stand die ganze Erde unter Wasser und dasselbe bedeckte zum Überflusse auch noch 15 Ellen hoch die höchsten Berge. Diese schreckliche Höhe behielt es ein halbes Jahr, wonach sich die Brunnen verstopften und der Regen aufhörte. Doch dauerte es abermals ein halbes Jahr, bis sich das Wasser verlaufen hatte und die Erde sich wieder in bewohnbarem Zustande befand. Wohin das ungeheure Wasser lief, gibt der Chronist nicht an, ist auch übrigens nicht nötig, denn demjenigen, der es aus einem übernatürlichen Behälter herbeischaffte, werden auch Mittel und Wege genügend zur Verfügung gestanden haben, es wieder zu beseitigen. Ein großes Wasser und ein großer Glaube sind ja die beiden Hauptvoraussetzungen der ganzen Erzählung. Gab doch schon Luther zu, daß vor der Ver-

nunft alle Glaubensartikel schnurstracks erlogen seien und daß die „kluge Närrin“ daher gewürgt und unter die Bank gesteckt werden müsse. „Häuser bauen,“ sagt er, „Kleider machen, heiraten, Krieg führen, Fasten feiern, Regiment ausüben, das stehe der Vernunft mal zu, aber in göttlichen Dingen ist sie stock — starr — und gar blind.“ Aber nun sagt doch Jesus Sirach in seinen Sprüchen (17, 5): „Gott gab dem Menschen die Vernunft“, und wir erlauben uns daher von dieser Gabe auch in „religiösen“ Dingen Gebrauch zu machen; oder sollte dort nur die Unvernunft am Platze sein?

Noahs Kasten war 300 Ellen lang, 50 Ellen breit und 30 Ellen hoch; er bestand aus drei Stockwerken mit zusammen einem Fenster. Darin befanden sich von allen reinen Tieren je sieben und von allen unreinen je ein Paar. Wie Noah dieselben in der Geschwindigkeit zusammenbrachte oder ob sich damals alle Tiere so leicht fangen ließen wie Simsons Füchse, darüber läßt uns der Sintflutmann im Dunkeln; nun, mögen doch auch die Noahschen Tiere sich teilweise im Dunkeln befunden haben, denn das einzige Fenster reichte unmöglich zur Erhellung des ganzen Kastens aus. Woher Noah Nahrung für so verschiedenartige Tiere nahm, denn der Löwe wird sich z. B. nicht auf einmal ans Grasfressen gewöhnt haben, und wie der alte Patriarch die verschiedenen Klimate für seine zahlreichen Zwei- und Vierfüßler herstellte, sind Dinge, welche dem jetzigen Unterthanenverstande zu fern liegen, um sich an eine Lösung derselben wagen zu können; denn der Antwort des Engländers Dickinson, daß Noah, der nebenbei, was die Bibel vergaß zu bemerken, ein ausgezeichneter Chemiker war, ein ätherisches Öl erfunden hatte, mit welchem er ein sonnenähnliches Licht herstellte, und daß er ferner eine Flüssigkeit besaß, von der ein Tropfen täglich zur Ernährung eines Tieres hinreichte, wird man doch wohl

einen bescheidenen Zweifel entgegensetzen dürfen. In bezug auf die Herkunft der ungeheuren Wassermasse könnte von christlichem Standpunkte leicht gesagt werden, daß sich das auf, in und über der Erde befindliche Wasser auf dieselbe Weise vermehrt habe, wie späterhin das Brot in den Händen Jesu bei der Speisung der 5000 Mann; doch dies hieße ein altes Wunder durch ein neues erklären wollen.

Da die Vertilgung des Menschengeschlechts die Hauptsache der Flut war, so muß dieselbe, wie auch die Bibel ausdrücklich betont, eine allgemeine und keine partielle gewesen sein, denn sonst hätten sicherlich noch mehr Menschen den Weg zur Rettung gefunden. Wo Noah aber zur damaligen Zeit ursprünglich wohnte, darüber wird uns kein Aufschluß; auch die Stelle seines Landungsplatzes ist zweifelhaft, trotzdem er als einer von den Bergen Ararats angegeben wird, welcher in der Nähe von Assyrien oder Babylonien gewesen sein mag. Gewöhnlich wird er nach Armenien verlegt, weshalb man einem dortigen, über 16,000 Fuß hohen und beständig mit Schnee bedeckten Berge den betreffenden Namen beigelegt hat; früher führte er nämlich einen andern. Dort sandte Noah erst einen Raben und dann eine Taube aus, um nach trockenem Lande zu spähen; als die letztere nun mit einem Ölzweige zurückkam, ging Noah mit seiner Familie aus dem Kasten und Gott segnete ihn und befahl ihm, fruchtbar zu sein und sich zu mehren. Zum Zeichen, daß nun keine Sintflut mehr kommen werde, setzte er seinen Bogen in die Luft. So auch machte es späterhin sein Kollege, der Wolkensammler Zeus, wie uns Homer im 11. Gesange (26—27) seiner Iliade erzählt. Als Retter erscheint der Regenbogen bei den Griechen ferner in Gestalt der goldgeflügelten, windschnellen Götterbotin Iris, welche die vor Troja verwundete Venus aus dem Schlachtgetümmel trug. Auch in der Edda gilt der Regenbogen, der asbru (Asenbrücke) genannt und als dessen

Personifikation Heimdal angesehen wird, als Bild des Friedens und der göttlichen Wohlgeneigtheit. Als Ruhe nach dem Gewitterkampfe erscheint er auch bei den alten Indern; der Sonnengott Indra kämpft nämlich mit den in schwarzen Wolken herangezogenen Riesen und schießt Pfeile — Blitze — auf sie ab; sobald er sie in die Flucht geschlagen hat, hängt er zum Zeichen des Sieges seinen Bogen vergnügt in die Luft.

Die biblische Sintflutsage, in deren Abfassung übrigens zwei Schriftgelehrte deutlich zu erkennen sind, hat große Ähnlichkeit mit der chaldäischen. Dort heißt der Noah Xisuthros und das Schiff, das er auf göttlichen Befehl baute, war fünfzehnmal so lang und zwölfmal so breit wie das seines Kollegen und landete auch auf einem Berge in Armenien, woselbst er drei Vögel nach Land ausschauen ließ.

Doch eine allgemeine Überflutung gehört zu den physikalisch unmöglichen Dingen. Den Fischen, von denen die Bibel und andere Bücher desselben Charakters hier kein Wort zu sagen haben, wäre es sicherlich schlecht ergangen, wenn sich Süß- und Salzwasser vermischt hätten, und die Pflanzen hätten erst vollends ihre Existenz eingebüßt.

Doch wir müssen immerhin im Auge behalten, daß der jüdische Schriftsteller eine sicherlich mehrere Jahrhunderte alte Überlieferung aufzeichnete und daß wir den Ausdruck „die ganze Erde" nur von dem beschränkten geographischen Horizonte des Verfassers aus zu betrachten haben. Eine Kenntnis aller Länder der Erde hatte derselbe sicherlich nicht, und die Quelle, aus der er schöpfte, die mündliche Überlieferung nämlich, war gewiß auch nicht derart, daß ihr eine allgemeine Weltkunde unterschoben werden kann.*) Ziehen wir diese und noch mehrere andere Umstände in betracht,

*) Siehe Diestel, die Sintflutsage. Heft 137 der Virchow-Holtzendorffschen Vorträge.

so scheint der ganze Hergang als eine außerordentliche Thalüberschwemmung schon plausibel zu sein. Und als solche stellt sie denn der eben erwähnte Professor Diestel hin und verlegt sie nach scharfsinniger Untersuchung in das Tiefland Mesopotamiens, wo jetzt noch nach den Berichten der Reisenden häufig heftige Regengüsse im Frühjahre die Ströme zur gefährlichen Höhe anschwellen. Daß, je älter ein Bericht über einen allgemeinen Unglücksfall ist, derselbe desto mehr ins Unglaubliche verfälscht und verdreht wird, ist eine Thatsache, die sich durch unzählige Beispiele beweisen läßt.

Als der mythische Noah wieder glücklich festen Boden unter seinen Füßen spürte und der ferneren Gnade Gottes versichert war, baute er einen Weinberg, und sobald die Früchte desselben reif waren, kelterte er Wein und trank sich einen gewaltigen Rausch an, bei welcher Gelegenheit auch wir mit dem Charakter seiner drei Söhne besser vertraut gemacht werden, was vielleicht schon deshalb von Wichtigkeit, weil dieselben dazu bestimmt waren, alle Länder der Erde wieder neu zu bevölkern. Dieselben erhielten wohl deswegen auch, nachdem sie den Kasten verlassen hatten, die ausdrückliche Erlaubnis, Fleisch zu essen, woraus man wohl folgern könnte, daß die Antediluvianer Vegetarianer waren.

Der heißblütige Ham begab sich nach Afrika, Sem blieb in Asien und Japhets Samen breitete sich hauptsächlich über Europa aus; Amerika kannte man nämlich damals noch nicht und berücksichtigte es deshalb auch nicht. Als dasselbe aber plötzlich später entdeckt wurde und man auch Menschen darin fand, da hatten auf einmal die bibelgläubigen Gelehrten eine schwere Nuß zu knacken. Daß alle Menschen von einem Paar abstammten, wagte niemand zu bezweifeln; wie aber kamen die Menschen in den neu entdeckten Erdteil? Waren es Hamiten, Semiten oder Japhetiten? Diese Frage mußte unbedingt gelöst werden; die Gelehrten fühlten dies heraus

und die Ungelehrten wollten gern ihre Neugierde befriedigt sehen. Da machte man nun bei allen Völkern der alten Welt Anleihen und verfiel in die widerhaarigsten Spekulationen.

Am meisten aber hatten es die Schriftgelehrten auf die zehn Stämme Israels abgesehen, und die Hauptleute derselben, wie der schwärmerische Lord Kingsborough und Garcia, entwickelten ihre Gelehrsamkeit in dicken Foliobänden, um jenen alten Stämmen über die Behringsstraße, südlich bis nach Mexiko und Peru nachzureisen.

Man muß es besonders Garcia nachrühmen, daß er in seinem Werke „Origen de los Indios de el Nuevo Mundo“ (Madrid 1629) alle ihm zu Gebote stehenden Geschütze ins Feuer geführt und dieselben nicht ungeschickt postiert hat, um seinen phantastischen Ansichten, die Identität der Juden mit den Eingebornen Amerikas nachzuweisen, Nachdruck zu verleihen. Die Juden sind feige, sagt Garcia, und die Amerikaner sind es ebenfalls; die Juden wurden verfolgt, weil sie nicht an Christum glauben wollten, und gerade so ging's den Amerikanern oder Indianern, als sie das ihnen von den spanischen Missionären gebrachte Evangelium aus Bethlehem schnöde zurückwiesen; die Juden waren stets undankbar gegen Gott, trotzdem er ihnen so viele Wohlthaten erwiesen hatte, und ebenso zeigten sich die Indianer gegen die Spanier, welche es doch stets sehr gut mit ihnen meinten. Beide sind dem Götzendienst ergeben und haben kein Mitleid mit Fremden, Alten, Kranken und Unglücklichen. Bei unlieben Nachrichten zerreißen beide ihre Kleider, und wenn sie etwas beteuern wollen, strecken sie die Hände in die Luft. Unter beiden Nationen fand man eine große Anzahl Prahlhänse, Lügner, Zauberer, Schmutzfinken, Schwindler und anmaßende, unverbesserliche, grausame und lasterhafte Individuen. Den Juden gefiel der ägyptische Frondienst mit seinen Fleisch-

töpfen besser, als das himmlische Manna und das in Aussicht gestellte Glücksland, die Indianer schätzten ein wildes und freies Leben mit Speisen aus Wurzeln und Kräutern höher als das gute Essen, das ihnen die Spanier zum Lohne für ihre Dankbarkeit offerierten. Die Juden verstanden das künstliche Behauen der Steine und ebenso die Indianer, wie noch heute ihre Statuen zeigen. Die Mexikaner haben eine Sage von einer auf göttlichen Befehl unternommenen Wanderung, auf der sie unter Leitung von Priestern standen, die auf wunderbare Weise für ihren Unterhalt sorgten; dies gleicht der jüdischen Reise durch die Wüste.

Doch ich denke, der geduldige Leser hat nun genug von Garcias „Beweisen". Eins aber ist noch zu erledigen, nämlich die Frage, warum die Indianer nun nicht, wie man doch billig erwarten sollte, hebräisch gesprochen haben. Auch darauf bleibt unser gewandter Gewährsmann die Antwort nicht schuldig. Die Sprachen, sagt er, haben sich einfach im Laufe der Zeit verändert, wobei auch in diesem Falle der Teufel noch seine Hand im Spiele hatte. Derselbe erfand viele neue Wörter, um den Missionären einen Schabernack zu spielen, jene aber führten den Teufel wieder dadurch hinters Licht, daß sie Indianisch lernten.

Man muß gestehen, daß in diesem Wahnsinn wenigstens Methode, wenn auch sonst nichts ist.

Der enthusiastische Kingsborough, welcher dieser Frage den Hauptteil des sechsten und achten Bandes seiner „Mexican Antiquities" widmet, legt mehr Wert auf die in religiösen Dingen obwaltende Ähnlichkeit jener Völker. Beide haben, sagt er, eine Sintflutsage und eine babylonische Sprachverwirrung gemeinschaftlich; sie glauben an die Erschaffung der Menschen nach dem Ebenbilde Gottes, an eine Auferstehung des Körpers und an Legionen von Teufeln. Die Tempel der Juden und Indianer, oder hier vielmehr Mexikaner,

waren mit dem Eingang gen Osten gerichtet; beide machten ehrerbietige Verbeugungen gegen die vier Himmelsgegenden; die Juden bauten einst eine Stiftshütte, und dasselbe thaten die Mexikaner. Letztere verehrten den Gott Quetzalcoatl oder die „befiederte Schlange", womit ein deutlicher Hinweis auf die eherne Schlange Mosis gegeben ist; Quetzalcoatl verschwindet im Meere und gibt somit ein prächtiges Seitenstück zum Propheten Jona ab; wem leuchtet dies nicht auf den ersten Augenblick ein?

Daß mit beiden „Autoritäten", Garcia und Kingsborough, die Beweise für die Abstammung der Indianer noch lange nicht vervollständigt sind, zeigt uns eine flüchtige Durchsicht des Buches „American Antiquities" von Josiah Priest (Albany 1834), das uns der Zufall in die Hand gewürfelt hat. Jener „Priester" erzählt nämlich von einer in einem sogenannten Mound gefundenen Reliquie, welche aus Pergament bestand und worauf, wie Cambridger Professoren, denen dieselbe zur Examination eingesandt ward, behauptet haben sollen, Sprüche aus dem Alten Testamente in hebräischer Sprache standen.

Bancroft, welcher in seinem großen Werke dieses Umstandes erwähnt, erzählt uns darauf als Augenzeuge*) von einem ähnlichen zu Newark in Ohio gemachten Funde, welcher die zehn Gebote in hebräischer Schrift auf einer Steinplatte enthielt.

Daß die Aboriginer Amerikas Japhetiten sind, unterliegt nach den Bemerkungen Priests nicht mehr dem allergeringsten Zweifel; aber er läßt sie nicht alle über die Behringsstraße wandern, sondern schickt auch eine Abteilung via Island und Grönland an die Küste von Labrador, von wo aus sie wohl den Weiterweg allein gefunden haben werden.

*) S. 94 und 95 in „Native Races of the Pacific States" vol. V.

Da alle Völker Sintflutsagen besitzen, was die Wahrheit der biblischen Erzählung endgültig beweist und auch die Behauptung, daß dieselbe keine partielle, sondern eine allgemeine war, unwiderlegbar bekräftigt, so müßte es nun nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Neue Welt keine Spuren dieser außerordentlichen Katastrophe aufzuweisen hätte, und solche hat denn Herr Priest nach seiner Versicherung mit eignen Augen bei Albany und Saratoga deutlich gesehen. Doch Herr Priest geht noch weiter. Amerika ist, wie er ebenfalls logisch beweist, auch das Land, wo die Wiege der Menschheit stand, wo Adam und Eva geschaffen wurden und wo das Paradies mit seinen unbeschreiblichen Freuden blühte. Daß wirklich große Dinge nur in Amerika geschehen können, davon ist ja daselbst jedes Schulkind überzeugt.

Die Arche wurde natürlich ebenfalls in Amerika und zwar im Staate New York gebaut und durch die Sintflut ostwärts nach Asien getrieben. Noah war mithin von Geburt ein Yankee, das ist klar, denn keinem andern hätte ja Gott solchen praktischen Sinn zugetraut, um ihm das Bauen eines Riesenschiffes zu übertragen. Da Priest auch noch außerdem einen Riesen Goliath in Amerika fand, so ist es gar nicht anders denkbar, als daß die Juden und Amerikaner zu einer Nation gehören.

Priest teilt auch die betreffende amerikanische Sintflutsage ausführlich mit obligaten Randglossen mit, und da es dieselbe ist, auf die Garcia und Kingsborough hinweisen, so möge sie auch hier eine Stelle finden.*)

Die Mexikaner, welche die Erde dreimal untergehen ließen, und zwar das erste Mal durch Wasser, das zweite Mal durch vulkanische Ausbrüche und das dritte Mal durch heftige

*) Siehe auch p. 66 vol. 3 in Bancrofts „Native Races of the Pacific States“.

Stürme, nennen ihren Noah Coxcox, Teocipactli, Tezpi oder Nata und dessen Frau Nena oder Xochiquetzal.

Im Zeitalter Atonatiuh, also des Wassers, rettete sich Tezpi mit seiner Frau Xochiquetzal auf einem Floß vom Untergang. Dasselbe landete auf dem Berge Cohuacan, dem mexikanischen Ararat. Sobald der große Geist Tezcatlipoca der Flut Einhalt gebot, sandte Tezpi einen Adler aus, der aber, da er überall sehr schmackhaftes Aas fand, nicht mehr zurückkehrte. Danach wurde ein Rabe zweimal ausgesandt, doch das letzte Mal kam er ebenfalls nicht wieder zurück. Dann kam der Kolibri an die Reihe, welcher einen grünen Zweig zurückbrachte, wonach Tezpi sein Floß verließ.

Da nun alle nach der Sintflut geborenen Leute stumm waren, so erhielt eine Taube den Auftrag, denselben die Gabe der Sprachen zu übermitteln. Aber es stellte sich bald heraus, daß keiner den andern so recht verstand, weshalb die meisten nach fremden Gegenden abzogen. Daß wir hier die bekannte babylonische Sprachverwirrung vor uns haben, hat natürlich Priest nicht versäumt zu bemerken. Fünfzehn Häuptlinge oder Familienväter, welche zum Stamme der Tolteken, Aculhucaner und Azteken gehörten, verstanden sich jedoch und reisten daher nach dem Lande Aztlan*) ab.

Priest reproduziert auch einen alten, diesen Hergang darstellenden Holzschnitt, wie er sich in den Werken von Clavigero und A. von Humboldt befindet. Derselbe soll Noah oder vielmehr Tezpi vorstellen, wie er in seinem von Wasser umgebenen Floß, das nicht größer als er ist, auf dem Rücken liegt und die Hände in die Luft streckt.

Hinter ihm befinden sich auf dem Festlande die besagten fünfzehn Auserwählten, welche nach einem auf einem Baume sitzenden Vogel zeigen. Derselbe soll die Taube vorstellen,

*) Siehe darüber p. 292 tom. 2 in Brasseur de Bourbougs, Hist. Nat. Civ. du Mexique et de l'Amérique Centrale.

welche jenen Männern die Sprachen in Gestalt von elf Kommas — eigentlich sollten es Blätter sein — überliefert.

Außerdem befindet sich die Abbildung der Tezpischen Kopfes, über welcher sich ein Adlerkopf erhebt, an der einen Seite des Bildes, und demselben gegenüber ist der Kopf der Xochiquetzal, der mit zwei Hörnern verziert ist.

Sehen wir uns nun die Gesichter jener Männer etwas genau an, so erkennen wir deutlich den kaukasischen Typus, was jener Reliquie schon jede Authentizität raubt. Dazu kommt ferner noch der Umstand, daß keiner der Schriftsteller, welche zur Zeit der Eroberung Mexikos oder kurz nach derselben lebten, derselben auch nur im geringsten Erwähnung thut, was ebenfalls zu dem Schlusse berechtigt, daß jene Abbildung von einem später lebenden Europäer herstammt.

In demselben Sinne spricht sich auch John Fernando Ramirez, der tüchtige Direktor des mexikanischen Nationalmuseums, aus [S. Bd. 3 S. 60 bei Bancroft]. Daß jene Erklärung von Priest und seinen in dieser Hinsicht wahlverwandten Vorgängern einfach an den Haaren herbeigezogen ist, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Bancroft versprach im dritten Bande seines Werkes in einem folgenden das Bild zu reproduzieren und näher auf die ganze Angelegenheit einzugehen, aber er hat nicht Wort gehalten, denn weder im vierten noch im fünften Bande finden wir die betreffende Illustration, noch auch die geringste Bemerkung über dieselbe.

Der geneigte Leser möge mithin alle derartigen Versuche, die Identität der Juden und Indianer nachzuweisen, getrost zu Domenechs „Livre d'un Savage“ oder zu Brasseur de Bourbougs Anstrengungen, die Maya-Sprache als einen Zweig der indogermanischen Sprachen hinzustellen, in eine und dieselbe Rumpelkammer verfehlter Ansichten und verunglückter Konjekturen werfen.

Wenn es wirklich nur eine allgemeine Sintflut gegeben

hätte, so müßte sicherlich auch nur ein Original-Ararat existieren, aber in Wirklichkeit gibt es deren mehr als heiliger Röcke Christi. Die Mattoals in Kalifornien [S. 111 „Tribes of California“ by St. Powers. Washington 1877] halten Taylons Peak für den Berg, auf den sich die überlebenden Indianer flüchteten; die Puyallop-Indianer im Territorium Washington halten einen Hügel bei Steilacoom für ihren Rettungsort und nennen ihn „das alte Land“, weil er nicht überflutet wurde. [S. 70 „The American Antiquarian“ Vol. I, Nr. 2. Cleveland 1877.] Ein anderer Ararat befand sich am Ufer des Red River und wurde hauptsächlich von den Caddoes verehrt; nach einer von Torquemada mitgeteilten Flutmythe galt den Mexikanern der Berg Tlaloc für den Platz, der die glücklich überlebenden Eingebornen aufnahm u. s. w.

In Beziehung auf das Datum der biblischen Sintflut gehen die Ansichten der Gelehrten und Theologen ebenso weit auseinander; nach einer Angabe soll sie im Jahre der Welt 1656 und zwar am 2. November stattgefunden haben; doch Dr. Whiston, welcher die Sache genauer untersucht hat, verlegt sie auf den 28. desselben Monats, und der in diesen Dingen noch genauer bewanderte deutsch-amerikanische Ägyptologe G. Seyffarth hat nach sorgfältiger astronomischer Berechnung gefunden, daß die Sintflut im sechshundertsten Lebensjahre Noahs und zwar am 8. November Anno 2434 ihren Anfang nahm. Wer es nicht glaubt, mag es sich gefälligst nachrechnen.

* * *

Vielleicht dürften folgende Sintflutsagen der Eingebornen Amerikas dem Leser etwas Interesse abgewinnen.

I.

Die Tolowa-Indianer, welche im Del Norte County, Kalifornien, wohnen, haben folgende von Stephen Powers in seinen Werke „Tribes of California“ (Washington 1877) mitgeteilte Sintflutsage.

Einstmals fiel ein starker Regen, der so lange anhielt, bis er alle Thäler überschwemmt hatte. Die Indianer, welche damals sehr zahlreich waren, retteten sich schnell auf Anhöhen, aber das Wasser kam ihnen schnell nach und alle ertranken. Ein Paar jedoch, das noch zur rechten Zeit die höchste Bergspitze des Bezirks erreicht hatte, blieb am Leben. Jene beiden lebten nur von Fischen, die sie dadurch kochten, daß sie sie in ihre Armhöhlen steckten, denn da alles vom Wasser durchdrungen war, so war es ihnen unmöglich, Feuer anzumachen. Sie wurden späterhin Stammväter, nicht allein aller jetzigen Indianer, sondern auch aller Tiere, Insekten u. s. w.; denn sobald ein Mann starb, nahm seine Seele je nach Wunsch die Gestalt eines Bären, Elentiers, Insekts oder auch einer Schlange an. Aber trotzdem sich die Flut inzwischen längst wieder verlaufen hatte, besaßen die Menschen immer noch kein Feuer, und sie sahen daher mit neidischem Blick auf den Mond, der jenes Element im Überflusse beherbergte, währenddem sie die bitterste Kälte auszustehen hatten.

Nun verbanden sich die Spinnen-Indianer mit den Schlangen-Indianern, um Feuer vom Monde zu holen. Erstere mußten aus den im Herbste herumfliegenden Spinnenfäden einen Luftballon weben, an dem dann die andern ein langes Seil befestigten, um stets Fühlung mit der Erde haben zu können. Als so alle Vorbereitungen fertig waren,

begaben sich die Spinnen auf ihre gefährliche Reise und die Schlangen hielten das Seil inzwischen fest.

Aber die Mond-Indianer, welche die wahre Absicht ihrer fremden Gäste zu ahnen schienen, nahmen dieselben gerade nicht sehr zuvorkommend auf, aber als sie erklärten, sie seien nur gekommen, um ein freundliches Spielchen mit ihnen zu machen, waren die Mond-Indianer hocherfreut und baten, doch ja gleich damit den Anfang zu machen. Währenddem sie nun im Spiel versunken um das Feuer saßen, kletterte ein Schlangen-Indianer unbemerkt am Seile hinauf, und stahl einen großen Feuerbrand und verschwand damit, ehe es die Mond-Indianer gewahr wurden. Glücklich wieder auf der Erde angekommen, mußte er über Felsen und Steine und an zahlreichen Bäumen vorbeireisen, und jedes Ding, das er berührte, enthält seit jener Zeit Feuer.

Die Spinnen waren nicht so glücklich, denn sie wurden geraume Zeit in Kriegsgefangenschaft gehalten, aber endlich doch wieder freigegeben. Als sie endlich wieder auf der Erde ankamen, dachten sie, man würde ihnen als Wohlthäter der Menschheit einen großartigen Empfang bereiten; aber sie täuschten sich da gewaltig, denn sie wurden ergriffen und, um die Mond-Indianer zu versöhnen, hingerichtet.

II.

Von dem kalifornischen Stamme der Aschotschimis, welcher unter dem spanischen Namen Wappo besser bekannt ist, teilt Stephen Powers folgende Sage mit:

Vor langer, langer Zeit ergoß sich eine verheerende Wasserflut über das ganze Land und ertränkte alle Geschöpfe mit Ausnahme des Präriewolfes. Sobald sich die Flut wieder verlaufen hatte, sammelte er eine große Menge Schwanzfedern von Adlern, Eulen, Habichten und Falken, band sie in ein Bündel und reiste damit durch alle Länder.

Da, wo früher ein Wigwam gestanden hatte, pflanzte er eine Feder in den Boden und legte Dünger um sie herum. Die Federn faßten Wurzel, trieben Knospen und Blüten und verwandelten sich allmählich in Männer und Frauen, welche im Laufe der Zeit die Erde wieder bevölkerten.

III.

Von dem großen kalifornischen Stamme der Maidus hat uns derselbe Gewährsmann folgende Sage überliefert:

In alten Zeiten lebten die Indianer ruhig und glücklich im Sacramento-Thale; aber plötzlich füllte sich die ganze Gegend mit Wasser an und das ganze Thal sah wie der große Ozean aus, den niemand messen kann. Die Indianer flohen so schnell sie konnten, aber das Wasser war schneller als sie und holte sie ein. Sogar die Frösche und Lachse waren hinter den armen Menschen her und aßen viele derselben auf. Glücklicherweise blieb jedoch ein Paar am Leben, das sich noch zur rechten Zeit in die Fußberge (foot hills) geflüchtet hatte. Der „Große Mann" segnete die beiden mit großer Fruchtbarkeit; sie wurden Stammväter vieler Stämme und auch einer mächtigen Nation mit einem berühmten Häuptling. Derselbe setzte sich einst auf einen Hügel, von dem er die ganze Flut überschauen konnte, und sann darüber nach, woher wohl das große Wasser gekommen sein möge. Daselbst blieb er in tiefem Nachdenken neun Nächte sitzen, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen. Nach jener Zeit ging eine gänzliche Verwandlung mit ihm vor, und er nahm einen neuen Körper an. Kein Indianer konnte ihn verwunden; ja, hätten Tausende auf ihn Pfeile mit Feuersteinspitzen abgeschossen, es würde ihn nicht im mindesten verwundet haben. Er glich in allem dem „Großen Mann" im Himmel, und daß er bei demselben großen Einfluß hatte, geht daraus hervor, daß er ihn bewog, die

Berge zu zerteilen, damit das Wasser in den Ozean fließen konnte.

IV.

Die Peruaner hatten mehrere Flutsagen. Nach einer derselben bemerkte einst ein Schäfer, daß seine Lamas außergewöhnlich traurig und niedergeschlagen waren und daß sie in der folgenden Nacht den Lauf der Sterne mit großer Aufmerksamkeit verfolgten. Da ihm dieses höchst merkwürdig vorkam, so fragte er sie nach dem eigentlichen Grunde ihres sonderbaren Benehmens. Dieselben deuteten nun auf sechs nahe zusammenstehende Sterne und sagten, dies sei ein sicheres Zeichen, daß die Welt bald durch eine große Flut zerstört würde, wenn er sich retten wolle, so müsse er mit seiner Familie und Herde auf den Gipfel eines benachbarten Berges fliehen. Der Schäfer ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern brachte gleich seine Kinder und Lamas zusammen und zog damit auf den Berg Ancasmarca, wo sich bereits mehrere Tiere ihrer Sicherheit wegen versammelt hatten. Jene Warnung war übrigens um keine Minute zu früh gekommen, denn kaum hatte er die Bergspitze erreicht, da trat auch schon das Meer aus seinen Ufern und das Wasser wälzte sich mit schrecklichem Geräusche über das Land. Das Wasser stieg höher und höher und füllte alle Thäler und Ebenen. Der Zufluchtsberg erhob sich auch und schwamm wie ein Schiff auf den Wellen dahin. Dies dauerte fünf Tage, während welcher Zeit die Sonne unsichtbar und die Erde in Dunkel gehüllt war.

Danach verliefen sich die Wasser und die Gestirne beschienen die verlassene Erde wieder. Dieselbe ward späterhin durch die Nachkommen des Schäfers wieder neubevölkert.

Nach einer andern peruanischen Legende entkamen der Sintflut zwei Brüder, welche sich ebenfalls auf einen

schwimmenden Berg gerettet hatten. Nachdem das Wasser in seine Ufer zurückgetreten war und sie ihre Provisionen aufgezehrt hatten, gingen sie hinunter in das Thal, um sich Nahrung zu suchen. Ob sie damit Erfolg hatten, wird nicht näher mitgeteilt; jedenfalls aber muß ihr Erstaunen groß gewesen sein, als sie bei der Heimkehr in ihrer Hütte von unbekannten Händen zubereitete Speisen vorfanden. Da sie nun gern ihren Wohlthäter ausfindig machen wollten, so hielten sie Rath und beschlossen, daß sich, währenddem der eine in das Thal ging, der andere in der Hütte verstecken solle. Die Neugierde des letzteren ward bald befriedigt; denn kaum hatte sein Bruder die Hütte verlassen, da kamen auch schon zwei Aras*) mit Frauengesichtern, welche anfingen, ein leckeres Mahl zu bereiten. Sobald sie aber des versteckten Menschen gewahr wurden, wollten sie schnell fortfliegen; jener ergriff eine und diese ward späterhin sein Weib. Sie gab ihm drei Söhne und drei Töchter, welche die Stammeltern der Canaris wurden, die deshalb noch heute die Aras in großer Verehrung halten.

V.

Von den Flutsagen der Algonkins giebt es so zahlreiche Versionen, daß wir uns hier nur auf eine und unserer Ansicht nach die älteste von Vater Le Jeune (1634) mitgeteilte beschränken wollen.

Als eines Tages Messou**) auf der Jagd war, wateten

---

*) Eine Papageienart, deren beständiger Schrei Ara, Ara! zu dieser Bezeichnung Veranlassung gegeben hat. Brasseur de Bourboug, dem wir diese beiden Legenden verdanken, nennt jene mysteriösen Wesen an einer Stelle deux femmes und an einer andern deux oiveaux.

**) Menabuscho oder Mitschabo, welcher Name von Schoolcraft fälschlich mit „großer Hase" übersetzt wurde, der aber in Wirklichkeit „großes Licht" bedeutet.

die Wölfe, die er als Jagdhunde benutzte, in einen großen See und wurden darin zurückbehalten. Messou spähte überall nach ihnen, bis zuletzt ein Vogel zu ihm sprach: Ich sehe sie in der Mitte des Sees!

Gleich ging er hinein, aber der See trat aus seinen Ufern, überschwemmte das Land und zerstörte die Welt.

Messou, der sich darüber sehr verwunderte, sandte einen Raben aus, um ein Stück Erde zu suchen, damit er das Land wieder neu aufbauen könne; doch derselbe konnte keins finden. Dann schickte er eine Otter in die Tiefe, aber dieselbe kam leer zurück; dann mußte die Moschusratte untertauchen, und dieselbe brachte ein winzig kleines Stückchen Erde herauf, das aber für Messou groß genug war, um daraus die Erde, die wir jetzt bewohnen, bilden zu können.

Da die Bäume ihre Äste verloren hatten, so schoß er Pfeile in die Stämme und es wurden Äste daraus. Auch rächte sich Messou an denjenigen, welche seine Wölfe zurückbehalten hatten, heiratete die Moschusratte und bevölkerte die Welt.*)

VI.

Von den Tupis in Brasilien ist uns folgende Sage erhalten**):

Als Monan, der weder Anfang noch Ende hat und der Schöpfer alles Existierenden ist, die Undankbarkeit der Menschen sah und bemerkte, daß sie ihn, trotzdem er sie so glücklich gemacht hatte, nur verachteten, sandte er tata oder das göttliche Feuer, welches alles verbrannte, was sich auf der Oberfläche der Erde befand. Von allen Menschen wurde

*) Eine andere, ebenfalls auf mündlicher Mitteilung beruhende Version dieser Sage befindet sich in meinen „Amerikanischen Skizzen", Halle 1876.

**) Siehe Brintons „Myths of the New World" p. 211.

Irin Monga allein gerettet, und zwar dadurch, daß ihn Monan in den Himmel trug.

Als derselbe nun sah, daß alles zerstört war, sprach er zu Monan: „Willst Du auch den Himmel noch zerstören? O, wo wird alsdann unsere Heimat sein? Weshalb soll ich allein leben, da sonst von meiner Rasse niemand übrig geblieben ist?"

Da übermannte Monan*) das Mitleid und er schickte eine große Regenflut auf die Erde, welche das Feuer auslöschte und den Ozean bildete, welchen wir parana oder Bitterwasser nennen.

Die in Arizona wohnenden Papagos, die da vorgeben, früher von dem Halbgotte, Gesetzgeber und Fürsten Montezuma regiert worden zu sein, sahen in dem Berge Santa Rosa ihre heiligste Stätte. Als nach ihrer Nationalsage der große Geist die Erde und alle lebenden Wesen mit Ausnahme der Menschen geschaffen hatte, ließ er sich neben dem Santa Rosa nieder und machte ein Loch in den Boden. Darauf nahm er ein Stück Thon, und zwar von dem, von welchem die Indianer heute noch ihre irdenen Gefäße machen, und fuhr wieder nach dem Himmel zurück. Von dort aus warf er nun den Thon in das Loch, und sogleich ging Montezuma daraus hervor, der bei der Erschaffung der Papagos und der anderen Indianer hilfreiche Hand leistete.

Die Apatschen liefen, sobald sie geschaffen waren, fort und sind nie wieder zurückgekehrt.

In jenen Tagen lebten Tiere und Menschen in der größten Harmonie und hatten auch eine gemeinschaftliche Sprache. Das Geheul des Wolfes, das Grunzen des Bärs,

*) Monan ist vielleicht von dem Tupi-Zeitwort monane, bilden, formen, abgeleitet (Dias, Diccionario da Lingua Tupi, Leipzig 1858), und Irin Monga mag mit mongat — iron, welches „wiederherstellen" bedeutet, identisch sein.

die Stimme der Bergkatze, das Bellen des Präriewolfes und der Gesang der Waldvögel waren für die Menschen ebenso verständlich, wie für sie selbst.

Zu jener Zeit stand auch die Sonne viel näher bei der Erde, und den Menschen war die Notwendigkeit unbekannt, sich durch Kleider gegen die Kälte zu schützen.

Nun teilte eines Tages der Präriewolf dem Montezuma mit, daß die Sintflut käme, um alle Dinge auf der Erde zu zerstören. Da Montezuma in den Scharfsinn und die Wahrheitsliebe seines Freundes großes Vertrauen setzte, so baute er schnell ein Boot und flüchtete sich in dasselbe, als die Flut wirklich ihr Erscheinen machte.

Nachdem sie niedergefallen war, landete das Boot auf der höchsten Spitze des Santa Rosa. Der Präriewolf hingegen hatte ein dickes Rohr am Flußufer angenagt, war hineingekrochen und hatte die beiden Öffnungen mit Gummi wasserdicht verschlossen, so daß er ebenfalls mit dem Leben davonkam. Er landete zuletzt ziemlich weit von Montezuma, aber sein Instinkt zeigte ihm bald den rechten Weg zu ihm.

Montezuma, der sich ungemein freute, seinen treuen Ratgeber wieder glücklich in seiner Nähe zu haben, sandte ihn nun nach dem Süden, um auszufinden wo das Meer sei. Bald war er zurück und berichtete, er habe es gefunden; danach wurde er mit dergleichen Aufgabe nach dem Westen und Osten geschickt und fand auch dort das Meer. Als er aber nach Norden ging, blieb er so lange aus, daß Montezuma an seinem Wiederkommen verzweifelte. Endlich aber kam er todmüde und ganz abgemagert wieder und sagte, er könne im Norden kein Meer finden.

Auf diese Weise ward es Montezuma möglich, auszufinden, wie viel trockenes Land die Sintflut zurückgelassen habe.

Jener Berg wird seit jener Zeit von den Indianern

verehrt; zuweilen halten sie Nationalfeste darauf ab, bei welcher Gelegenheit sie ihre Kinder die alten Sitten und Gebräuche lehren. Trotzdem sie die Jesuiten inzwischen zu einem andern Glauben bekehrt haben und sie nicht mehr die aufgehende Sonne anbeten, noch dem Präriewolf ihre Hochachtung darbringen, so hat jener Berg doch noch eine große religiöse Bedeutung für sie, wenn sie dies auch nicht mehr so wie früher merken lassen. Auch wird heute noch kein Papago-Indianer einen Präriewolf töten, und seine Hütte wird er stets noch so bauen, daß der Eingang nach der aufgehenden Sonne gerichtet ist.

Als die Sintflut vorüber war, bevölkerte Montezuma mit Hilfe des großen Geistes die Erde aufs neue und ließ sich auch von demselben die Gebote, welche zur menschlichen Glückseligkeit führen, mitteilen. Die Menschen vermehrten sich mit fabelhafter Schnelligkeit; aber Montezuma ward mit der Zeit anmaßend und hochmütig und vernachlässigte die heiligen Pflichten seiner hohen Stellung; statt die Leute zu belehren und zu leiten, ließ er sie ruhig allerlei Schlechtigkeiten ausführen. Als dies der große Geist sah, kam er zu ihm hernieder und stellte ihn deshalb zur Rede; Montezuma war jedoch so von Stolz erfüllt, daß er seinem Vorgesetzten zornig entgegentrat und seine Befehle und Gebote verlachte. Darauf drohte der große Geist, daß er, wenn er sich nicht dem himmlischen Machtspruche unterwerfe, aller Freuden des Jenseits verlustig gehen und sein Volk schrecklich heimgesucht werden würde. Doch Montezuma ließ sich nicht im mindesten einschüchtern, sondern beharrte ruhig bei seiner halsstarrigen Gesinnung. Ärgerlich stieg der große Geist wieder in den Himmel zurück und stieß auf seinem Wege die Sonne aus der Nähe der Erde, und zwar an die Stelle, wo sie jetzt noch steht; doch durfte sie jeden Sommer an ihrem alten Platze wieder erscheinen.

Montezuma beschloß nun ein Haus zu bauen, das bis an den Himmel reiche. Er rief alle Indianer zusammen und baute mit deren Hilfe die Casas Grandes am Gila-Flusse. Das Innere schmückte er reichlich mit Gold, Silber und kostbaren Steinen aus; aber als das Gebäude eine ansehnliche Höhe erreicht hatte, zerschmetterte es der große Geist mit einem Blitze. (S. 131—133 Report of the Commissioner of Indian Affairs, Washington 1865.)

Der mythische Montezuma, dem wir in den Legenden des Gila-Thales so oft begegnen, darf jedoch nicht mit den zwei gleichnamigen Monarchen Mexikos verwechselt werden. Sicherlich aber ist jener Name durch die Spanier in Arizona und Neu-Mexiko bekannt geworden, und die Stämme jener Länder haben ihn allmählich mit einem geheimnisvollen Glorienscheine umgeben.*)

VII.

Der bekannte Abbé Brasseur de Bourboug teilt in seiner „Histoire du Mexique" aus dem Kodex Chimalpopoca, welcher ungefähr 150 Jahre nach der Eroberung Mexikos in der Nahuatl-Sprache verfaßt wurde, folgende Sintflutsage mit:

Dies war das Jahr von Ce-Calli und am ersten Tage war alles verloren. Das Wasser, welches selbst die Berge bedeckte, blieb ruhig während zweiundfünfzig Frühlingen. Ehe jedoch das Jahr der Flut kam, hatte Titlacahuan**) den

*) Siehe darüber p. 77 vol. 3 „The Native Races of the Pacific States" von H. H. Bancroft, New York 1875.

**) Dieser unter zahlreichen Namen bekannte Gott war ein Rivale Quetzalcoatl's, mit dem er auch oft Streit hatte. Er war Schutzpatron mehrerer Städte und spielte überhaupt eine bedeutende Rolle. Nach den von Sahagun mitgeteilten Gebeten wurde er als Beschützer des Lebens, von dem Speise und Trank kommt und der die Krankheiten verscheuchen könne u. s. w., angebetet.

Mann Nata und seine Frau Nena gewarnt und zu ihnen gesagt: Macht keinen Pulque mehr, sondern höhlt eine große Cypresse aus und geht im Monat Tozoztli hinein, denn alsdann wird das Wasser bis an den Himmel steigen.

Sie gingen hinein, und nachdem Titlacahuan die Thür hinter ihnen verschlossen hatte, sprach er zu dem Manne: Du darfst täglich nur eine Maisähre essen und ebenso Dein Weib!

Als sie gegessen hatten, trafen sie Anstalten hinaus zu gehen, denn das Wasser war ruhig und der Baumstamm bewegte sich nicht mehr. Als sie die Thür öffneten, sahen sie eine große Menge Fische. Danach machten sie Feuer an, indem sie Stücke Holz zusammen rieben, und rösteten die Fische. Die Götter Citlallinicue und Citlallatonac*) sahen hinab und riefen: Göttlicher Herrscher, was bedeutet das Feuer dort unten? Warum füllen sie den Himmel mit Rauch an?

Und augenblicklich kam Titlacahuan in Tezcatlipoca herab, fing an zu schelten und sprach: Was macht ihr mit dem Feuer hier?

Dann nahm er die Fische und verwandelte sie in Hunde.

VIII.

Die oft angeführte Sintflutsage der Quichez lautet nach Brasseurs „Le Livre Sacre“ wie folgt:

Durch den Willen des himmlischen Herrn stiegen die Wasser und eine große Flut kam über die aus Holz ge-

---

*) Erstere wird für eine Göttin gehalten, von der die Mexikaner erzählen, daß sie Tecpatl oder ein Feuersteinmesser geboren habe. Sie hatte viele Söhne, welche mit ihr im Himmel wohnten, und die sich, als sie jenes merkwürdige Werkzeug sahen, darüber so aufregten, daß sie es auf die Erde warfen. Es fiel auf einen Platz, genannt Chicomoztoc oder die „sieben Höhlen“, woselbst ihm augenblicklich 1600 Götter entsprangen. (Siehe Bancroft „Native Races of the Pacific States“.)

machten Menschen, denn dieselben dachten nicht an den Schöpfer, noch sprachen sie von ihm, trotzdem sie ihm doch ihre Geburt verdankten. Sie wurden nun ersäuft und ein dickes Harz fiel vom Himmel.

Der Vogel Hecolcovach riß ihnen die Augen aus; der Vogel Camulatz schnitt ihnen die Köpfe ab; der Vogel Cotzbalam verschlang ihr Fleisch; der Vogel Tecumbalam zerbrach ihre Knochen und Sehnen und mahlte sie zu Pulver.*)

Denn sie hatten nicht an ihre Mutter und ihren Vater, das Herz des Himmels, gedacht, dessen Name Hurakan ist; deshalb ward die Erde dunkel und ein großer Platzregen fiel.

Dann versammelten sich alle Dinge, groß und klein, und sagten den Menschen Grobheiten ins Gesicht. Alle redeten; ihre Mahlsteine, ihre Teller, ihre Tassen, ihre Hunde, ihre Hühner.

Die Hunde und Hühner sagten: Ihr habt uns sehr schlecht behandelt und uns gebissen. Jetzt beißen wir euch wieder!

Die Mahlsteine sagten: Ihr habt uns sehr gequält, und Tag und Nacht ging's holi, holi, huqui, huqui**) euretwegen. Jetzt sollt ihr unsere Stärke fühlen, denn wir werden euer Fleisch mahlen und euren Körper zu Mehl machen.

Die Hunde sagten: Warum gabt ihr uns keine Nahrung? Wenn wir in eure Nähe kamen, triebt ihr uns fort; wenn ihr aßet, hattet ihr stets den Stock in eurer Nähe stehen, und sprechen konnten wir nicht. Jetzt aber werden wir von unseren Zähnen Gebrauch machen und euch fressen!

Die Tassen und Teller sagten: Ihr verursachtet uns

*) Die Namen der Vögel haben ihre Bedeutung verloren. Sicherlich stellen sie, wie Dr. Brinton bemerkt, die vier Winde oder Flüsse vor, welche in so vielen Legenden als die Hauptmächte bei der Zerstörung der Welt hingestellt werden.

**) Onomatopoetische Wörter der Quichez-Sprache.

große Pein und großes Elend. Ihr räuchertet uns oben und unten, kochtet uns über dem Feuer und quältet uns, als ob wir kein Gefühl hätten. Jetzt ist an euch die Reihe, gebrannt zu werden!

Da liefen die Menschen hin und her in Verzweiflung. Sie kletterten auf die Dächer der Häuser, aber dieselben brachen unter ihren Füßen zusammen; sie kletterten auf die Wipfel der Bäume, aber dieselben schleuderten sie weit von sich; sie suchten Zuflucht in Höhlen, aber dieselben schlossen sich vor ihnen.

So wurde das dem Untergange geweihte Menschengeschlecht ausgerottet. Die kleinen Affen, welche man in den Wäldern sieht, sollen Nachkommen derselben sein.

Der hier erwähnte Gott Hurakan, dessen Name Vater Himenez in seiner Übersetzung des Livre Sacre von den Guichez-Wörtern hu rakan (ein Fuß) herleitet, was wir hier nur der Kuriosität wegen erwähnen, ist in der Mythologie der Erschaffer der Welt. Jenes Wort bedeutet Atem, Wind und ist in der Bedeutung von Sturmwind in mehrere Sprachen übergegangen (englisch hurricane, spanisch huracan, französisch ouragan, deutsch Orkan).*) Im genannten heiligen Buche heißt es: „Das erste Hurakans ist der Blitz, das zweite der Weg des Blitzes, das dritte das Einschlagen des Blitzes; diese drei zusammen sind Hurakan, das Herz des Himmels.“

IX.

Die Mexikaner in der Umgegend von Cholula hatten eine Legende, in der sie die Sintflutsage mit der Entstehungsgeschichte der Bewohner Anahuacs in Verbindung brachten.

---

*) Siehe p. 13 „Brinton, The Arawack Language of Guiana“; p. 51 dessen „Myths of the New World“; p. 73 „Schele de Vere Americanisms.“

Nach der Ansicht des Pedro de los Rios war beim Anbruch der Flut die Erde mit Riesen bevölkert; einige von denselben gingen zu Grunde, andere wurden in Fische verwandelt, und sieben Brüder retteten sich dadurch, daß sie sich in gewisse Höhlen des Berges Tlaloc flüchteten. Sobald sich das Wasser wieder verlaufen hatte, ging der Riese Xelhua, der gewöhnlich den Beinamen „der Architekt“ führt, nach Cholula und baute daselbst einen künstlichen Berg zu Ehren Tlalocs, der ihn und die Seinigen während der Flut geschützt hatte. Die dazu genommenen Backsteine wurden in Hamanalco am Fuße des Sierra de Cocotl fabriziert und durch zwischen jenen Plätzen aufgestellte Männer — woher dieselben kamen, wird nicht mitgeteilt — von Hand zu Hand gereicht. Als jedoch jene Pyramide beinahe bis an die Wolken reichte, wurden die Götter so eifersüchtig, daß sie Feuer über die Bauleute kommen ließen, wodurch viele getötet wurden und der Weiterbau aufgegeben werden mußte.

Das halbvollendete Bauwerk, welches späterhin von den Cholulteken dem Gotte Guntzalcoatl geweiht wurde, steht noch und zeigt, welchen gerechten Anspruch der Riese Xelhua auf den Beinamen „der Architekt“ hatte.*)

Wir haben hier ebenfalls wieder einen Versuch, die Entstehung eines berühmten Baudenkmals zu erklären. Die schon so oft und besonders von A. von Humboldt ausführlich beschriebene Pyramide von Cholula, die sich ungefähr 10 englische Meilen westlich von Puebla de los Angeles befindet, war unstreitig zu religiösen Zwecken erbaut, wie denn auch Cholula besonders in seiner toltekischen Glanzperiode der Hauptsitz religiöser Festlichkeiten war.

Auch wird in dieser Legende erwähnt, daß der Berg Tlaloc von mehreren Göttern bewohnt war, denen die Waffe

---

*) Bancroft, vol. III p. 68.

des Blitzes zu Gebote stand. Der mexikanische Regengott hieß bekanntlich auch Tlaloc und wohnte auf hohen Bergen; er ward besonders zur Zeit der Dürre verehrt und mitunter sogar durch Menschenopfer zu bewegen gesucht, doch ja den erwarteten Regen zu senden.

Deutsche Söldlinge im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg.

Es ist von jeher das Prinzip Englands gewesen, seine überseeischen Kolonieen als ergiebige Milchkuh des Mutterlandes zu betrachten und dieselben nach allen Richtungen hin auszusaugen. Die Kolonisten sollten in ewiger Abhängigkeit bleiben und sich jeder Bewegung, die vielleicht den Geldbeutel Albions beeinträchtigte, gewissenhaft enthalten. Übermäßige Steuern zahlen, ihre Bodenprodukte billig abgeben, sich der Industrie enthalten, auf die ja England nach seinen Ansichten das Monopol hat, sind stets die Pflichten der englischen Kolonisten gewesen, und wo sie denselben nicht nachkamen, erschienen die Kriegsschiffe und mahnten donnernd zum Gehorsam.

Als Georg III. den englischen Thron bestiegen hatte und der Unterstützung durch ein aristokratisches Parlament gewiß war, war sein erster Gedanke darauf gerichtet, die amerikanischen Kolonieen durch erneuerte Abgaben zur Bezahlung der enormen Schulden seines Landes zu zwingen. 1765 bestimmte also das Parlament unter anderem, daß jedes Dokument auf englisches Stempelpapier geschrieben sein müsse, wenn es gültig sein solle. Die Amerikaner jedoch

waren der Ansicht, daß jede Besteuerung der Kolonieen ohne entsprechende Repräsentation derselben im britischen Parlamente eine unverzeihliche Tyrannei sei, und attackierten daher in Boston die Häuser der englischen Beamten, die jenes Stempelpapier zu verkaufen hatten. Die Aufregung wuchs von Tag zu Tag; die Kaufleute von New York beschlossen, keine Waren mehr aus England zu beziehen, und die andern Seestädte thaten bald darauf dasselbe. 1767 wurde nun jenes Stempelgesetz widerrufen, aber das englische Parlament verzichtete damit durchaus nicht auf sein angebliches Recht, die Kolonieen ohne Einwilligung derselben besteuern zu können, und legte daher hohe Steuern auf Thee, Farben, Glas, Blei und Papier, was zur Folge hatte, daß Amerikaner von diesen Artikeln so wenig wie nur möglich kauften.

Der Ruf nach Freiheit und Unabhängigkeit ertönte bereits im geheimen, und als im Jahr 1770 bei einem Aufstande in Boston drei Amerikaner von englischen Soldaten erschossen worden waren, fanden Benjamin Franklin, John Adams und Patrick Henry willige Unterstützung zur Vorbereitung der nötig gewordenen Revolution. Drei Jahre danach wurden im Bostoner Hafen einige englische mit Thee beladene Schiffe von als Indianer verkleideten Patrioten in einer Mondnacht überfallen und ausgeleert, was natürlich den Ausbruch der Feindseligkeiten beschleunigte. Die Kolonieen setzten sich in Kriegsbereitschaft, und die Tage von Lexington und Concord bewiesen, daß man nun auf beiden Seiten Ernst machte. Bald befanden sich 16,000 Freiwillige in der Umgegend Bostons, es kam zur hartnäckigen Schlacht auf Bunker Hill, und die Engländer sahen nun auf einmal ein, daß zur Unterdrückung des Aufstandes, der sich bereits durch alle Kolonieen erstreckte, eine größere Truppenmacht erforderlich sei, als sie augenblicklich in ihrem Lande aufzubringen vermochten. Sie mußten wenigstens ihre Kolonial=

Armee so schnell wie möglich mindestens auf 40,000 Mann bringen, wenn sie überhaupt Erfolg haben wollten. Sie hatten damals im ganzen nur 15,000 Mann in Amerika, und dieselben waren über die lange Strecke von Neuschottland bis hinab nach Florida zerstreut, woher also in der Geschwindigkeit die nötigen Truppen nehmen? Die geborenen Engländer hatten keine Lust, in Amerika den Soldaten zu spielen; auch war das Rekrutieren in England eine äußerst unpopuläre Sache, denn man hatte die Leute daselbst zum Betriebe der zahlreichen Fabriken nötig, und die amerikanischen Indianer hatten sich früher zu oft als unzuverlässige Bundesgenossen erwiesen. In der am 14. Juni 1775 abgehaltenen Kabinettsitzung wurde nun beschlossen, fremde Hilfstruppen anzuwerben, doch wollte man diesmal nicht wieder an den Höfen der zahlreichen deutschen Fürsten herumbetteln, trotzdem sich die deutschen Soldaten immer als die zuverlässigsten und brauchbarsten bei früheren Gelegenheiten erwiesen hatten; nein, man wollte eine schlagfertige große Truppenabteilung auf einmal engagieren und wandte sich daher an die Kaiserin Katharina von Rußland mit dem Gesuch, 20,000 Mann für den Dienst in Amerika abzulassen. Aber man fand bei ihr durchaus nicht das erwartete bereitwillige Entgegenkommen; man erhielt zwar anfangs nichtssagende Versprechungen, die man auch für bare Münze nahm, als aber die Engländer auf Erfüllung derselben drangen, erklärte die Kaiserin rundweg, ein derartiger Handel sei mit der Würde des russischen Herrscherhauses unverträglich. In Holland erging es den Engländern nicht besser, und so blieb denn zuletzt nur noch das arme Deutschland übrig, das ja der Soldaten und geldgierigen Fürsten stets im Überflusse hatte. Deutschland war von jeher das Land gewesen, in dem fremde Herrscher erfolgreich rekrutieren konnten; seine Soldaten genossen überall den Ruf der

Tapferkeit und Zuverlässigkeit, und für Geld schlugen sie sich im Interesse irgend einer Sache; wenn sie nur ihrer Abenteuersucht fröhnen konnten und ihre Löhnung rechtzeitig erhielten, waren sie schon zufrieden, alles übrige kümmerte sie nicht im mindesten. Stehende Heere gab es in Deutschland erst seit dem 30 jährigen Kriege; dieselben standen im Dienste der Fürsten, deren es im 17. und 18. Jahrhundert über fünfzig gab. Dieselben betrachteten nach der damaligen Auffassung des Staates die Soldaten als ihr absolutes Eigentum, worüber sie nach Gutdünken schalten und walten durften. Sie vermieteten Abteilungen ihrer Truppen stets gern an den Meistbietenden, und da bei den meisten Deutschen damals die Vaterlandsliebe aus leicht begreiflichen Ursachen ein unbekannter Begriff war, so wurde selten eine Schlacht in Europa geschlagen, in der nicht deutsche Hilfstruppen auf beiden Seiten standen und sich einander bekämpften.

England trat erst Ende des 17. Jahrhunderts tonangebend in die europäische Politik ein; seine militärischen Erfolge verdankte es aber ausschließlich seinen in Deutschland gekauften Truppen, und die Holländer waren sicherlich berechtigt, den deutschen Fürsten vorzuwerfen, daß sie das Geld, aber nicht die Ehre liebten.

Sobald die Verlegenheit, in welche der amerikanische Aufstand die englische Regierung gebracht hatte, in Deutschland bekannt wurde, meldete sich auch schon eine Anzahl deutscher Offiziere aus dem Siebenjährigen Kriege, die gern den Werber spielen wollten, und König Georg III. beauftragte den hannöverschen Oberstleutnant Rheither, 4000 Mann in Deutschland anzuwerben. Da jedoch dies viel zu langsam ging, so beschloß die britische Regierung sich mit einigen kleineren Fürsten Deutschlands direkt in Verbindung zu setzen, denen ja stets jede Gelegenheit, ihren Geldbeutel

füllen zu können, willkommen war. Der deutsche Kaiser kümmerte sich infolge des lockeren Reichsverbandes wenig oder gar nicht um das abscheuliche Treiben jener Landesväter, und so hatten denn diese, so wie die Engländer, vollkommen freies Spiel. Schon im August 1775 hatten sich der Erbprinz von Hessen-Kassel und der Fürst von Waldeck bemüht, einen Auftrag für Truppenlieferung zu bekommen; da aber England damals zuversichtlich von Rußland Hilfe erwartete, war es auf jene Anträge nicht eingegangen. Jetzt aber, nachdem man mit nutzlosem Unterhandeln schon zu viel Zeit vergeudet hatte, ging die Not an den Mann, und so wurde denn der englische Oberst Faucitt mit der Vollmacht ausgestattet, sich mit den deutschen Fürsten in Verbindung zu setzen und im Notfalle die höchsten Preise für ihre Truppen zu bezahlen.

Im November des Jahres 1775 reiste Faucitt nach Braunschweig, um dort sein Glück zuerst zu versuchen. Der regierende Herzog Karl I. war damals gegen 63 Jahr alt; er war ein leichtsinniger, prachtliebender und schwer verschuldeter Fürst, der sein Ländchen an den Rand des Bankrottes gebracht hatte, denn er hatte ihm zwölf Millionen Thaler Schulden aufgebürdet, und doch zählte es kaum 150,000 Einwohner. Seinem Theaterdirektor, der zugleich sein Kuppler war, zahlte er ein Jahrgehalt von 30,000 Thaler; sein Bibliothekar jedoch, der biedere Lessing, mußte sich mit 300 Thaler zufrieden geben. Um seiner Verschwendungssucht einigermaßen Einhalt zu thun, war sein Sohn, der Erbprinz Ferdinand, zum Mitregenten erhoben worden, und durfte ohne dessen Unterschrift die öffentliche Kasse kein Geld auszahlen.

Bei diesem Erbprinzen klopfte Faucitt zuerst an. Ferdinand war jedoch schlauer als der Engländer, dem er gleich anmerkte, daß er in den Geheimnissen der Diplomatie

ein unerfahrener Neuling sei; er legte ihm allerlei erkünstelte Schwierigkeiten in den Weg und that, als eile es ihm gar nicht, sich am vorgeschlagenen Soldatenhandel zu beteiligen. Endlich, nachdem er sich vergewissert hatte daß er sehr günstige Bedingungen erzielen konnte, versprach er, die Angelegenheit seinem Vater zu unterbreiten. Dieser willigte denn ein, den Engländern 4000 Mann zu liefern und sollte eine Abteilung schon im Februar 1776 marschbereit sein, die andern sollten im März folgen. Für jeden Soldaten erhielt er 51½ Thaler preußisch oder 30 Kronen Banko Handgeld; für jeden im Kriege Gefallenen mußte außerdem derselbe Betrag entrichtet werden, und drei Verwundete galten für einen Toten. Außerdem mußte England an Braunschweig eine jährliche Subsidie von 10,000 Pfund Sterling zahlen, und das Doppelte dieses Betrages mußte nach Beendigung des Krieges noch zwei Jahre lang entrichtet werden. Die englische Löhnung der Truppen fing zwei Monate vor dem Abmarsche an.

Und was für Soldaten waren es? Sie bestanden meistenteils aus frischen in der Eile einexerzierten Rekruten, die noch obendrein von kleinem Wuchse waren; ihre Uniformen waren alt und geflickt und Mäntel hatten sie gar keine. Als sie im Frühjahr in Portsmouth landeten, mußte das englische Ministerium dem braunschweigischen Generalmajor Riedesel, einem tüchtigen Offizier, der das Kriegshandwerk über alles liebte, 5000 Pfund Sterling vorstrecken, damit er Schuhe und Strümpfe für seine Armee kaufen konnte. Als man aber auf dem Schiffe späterhin die Kisten öffnete, stellte es sich heraus, daß ihn die englischen Kaufleute schmählich betrogen hatten, denn man fand eine Masse leichter Damenschuhe und überhaupt lauter wertlose Ware darin. Die Leute wurden auf dem Schiffe wie Heringe zusammengepökelt und es fehlte an aller Bequemlichkeit. Die Ver=

pflegung war schlecht; das Trinkwasser war faul und die Schinken waren voller Würmer. In Kanada angekommen, stellte es sich heraus, daß die Soldaten unbedingt neue Uniformen haben mußten; doch dauerte es noch eine Zeitlang, ehe sie dieselben erhielten, da sich der Herzog von Braunschweig erst das Geld zur Anschaffung von den Engländern borgen mußte. Die Löhnung wurde von der englischen Regierung an die Soldaten gezahlt, und dieselbe sah überhaupt scharf darauf, daß jeder Soldat erhielt, was ihm von Rechts wegen zukam. Sie wußte auch genau weshalb; denn da die englische Löhnung doppelt so hoch wie die deutsche war, so hatten während des Siebenjährigen Krieges die Fürsten von Braunschweig und Kassel, die damals Hilfstruppen in englischem Dienste stehen hatten, die eine Hälfte ruhig in die höchsteignen Taschen gesteckt. Der Landgraf von Hessen-Kassel ging übrigens auf diese auch ihm gestellte Bedingung nicht ein, sondern verlangte, daß die Auszahlung seiner nach Amerika verkauften Truppen durch hessische Offiziere geschehe, was ihm natürlich und auch andern ein schönes Stück Geld einbrachte, denn er oder seine Vasallen wußten es stets so einzurichten, daß er mehr Soldaten auf der Zahlliste als im Dienste hatte, worüber die Engländer mehr als einmal Klage führten.

Im ganzen lieferte Braunschweig für den englisch-amerikanischen Krieg 5723 Soldaten; nur zwei Bataillone gehörten zu seinen regulären Truppen und der Rest bestand aus aufgegriffenen Landstreichern, verdorbenen Knaben und alten, heimatlosen Männern.

Faucitt reiste nun nach Kassel, um dem dortigen Landgrafen seine Aufwartung zu machen. Kassel war damals eine der prächtigsten Städte Deutschlands, verdankte aber seine glänzenden Bauten ausschließlich dem Soldatenhandel. Die hessischen Soldaten waren kräftig, gut einexerziert, zu-

verlässig und dieser Eigenschaften wegen stark gesucht; von Ende des 17. bis Anfang des 18. Jahrhunderts gab es in Europa keinen Krieg, in dem sich nicht die hessische Infanterie ausgezeichnet hätte. Damals herrschte der Landgraf Friedrich II. (1760—1785), ein infolge seines Reichtums angesehener Fürst. Er besaß alle schlechten Eigenschaften seiner Vorgänger, er war egoistisch, sinnlich, roh, eigensinnig und geldgierig. Voltaires Schriften las er mit besonderer Vorliebe; er bezweifelte die göttliche Inspiration der Bibel und hielt den Calvinismus für eine verlorene Sache; Luther schätzte er deshalb hoch, weil er die Liebe zum Weibe und Weine lehrte. Trotzdem er ziemlich tolerant war und in religiösen Fragen gern den Freigeist spielte, so trat er doch öffentlich zur katholischen Kirche über, und zwar einfach aus dem Grunde, weil ihm der Protestantismus nicht vornehm genug war. Er gründete höhere Lehranstalten und Museen, kurzum sein ganzes Dichten und Trachten war auf den äußeren Schein gerichtet. Er liebte das englische Gold, noch mehr aber die französischen Unsitten; einer abgedankten französischen Mätresse zahlte er ein Jahrgehalt von 40,000 Thaler. Seine Frau behandelte er so schlecht, daß sie ihn verließ und bei Verwandten Schutz suchte. Seine rechtmäßigen Kinder, die in Hanau erzogen wurden, sah er volle 29 Jahre nicht; die Zahl seiner illegitimen Kinder soll sich auf hundert belaufen haben. Trotz seiner notorischen Verschwendungssucht hinterließ er bei seinem Tode bare 60 Millionen Thaler, die er sich außer mit dem Soldatenhandel mit dem von einem Italiener eingeführten Lottospiele „verdient“ hatte.

Sein Heer bestand in Friedenszeiten aus 16,000 Mann; er hatte sein Land nach dem Vorbilde Preußens in Kantone eingeteilt, von denen jeder jährlich eine bestimmte Anzahl Rekruten zu liefern hatte; außerdem unterhielt der Land-

graf beständig in einigen Städten Deutschlands Werber, die ihm jedes zum Soldaten taugliche Subjekt zuführen mußten. Die Hauptstation der hessischen Werber war zu Frankfurt am Main.

Die armen Hessen waren so schrecklich gedrückt, daß sie scharenweise nach Ungarn und Polen auswanderten; trotz alledem aber wußte der Landgraf stets die erforderliche Anzahl Rekruten für seinen Soldatenhandel aufzutreiben.

Als Faucitt in Kassel ankam, war gerade E. M. von Schlieffen, ein geborener Preuße, die rechte Hand des Landgrafen. Es war dies ein in allen Ränken und Schlichen wohlbewanderter Diplomat; dabei war er ein sehr gelehrter Mann, der mehrere wertvolle, im strengsten Juristenstile verfaßte Werke veröffentlicht hat. Es ward ihm natürlich ein leichtes, den Engländer gehörig auszubeuten und zu übervorteilen. Er teilte ihm zuerst mit, daß der Landgraf sehr reizbarer Natur sei und daß man ihn sehr vorsichtig auf jenen Handel vorbereiten müsse; außerdem brauche er augenblicklich auch gerade kein Geld. Doch schon nach zwei Tagen erklärte sich der Landgraf bereit, England 12,000 Soldaten zur Disposition zu stellen, und zwar weil es hier gälte, das monarchische Prinzip zu verteidigen. Zu diesem Zwecke mußte also England zuerst mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis abschließen und sich für den ungeschmälerten Besitz des Landes und der Rechte des Landgrafen verbürgen, eine Verpflichtung, die letzterer natürlich gegen England einging und die vom britischen Parlament sehr heftig angegriffen wurde. Nachdem sich fernerhin England noch verpflichtet hatte, dem Landgrafen eine aus dem Siebenjährigen Kriege stammende Rechnung, die sich auf 40,000 Pfund Sterling belief, zu bezahlen, ward man dann in bezug auf die Truppenlieferung einig; das Handgeld, das der Landgraf für jeden Soldaten und Offizier einsteckte,

betrug ungefähr 20 Prozent mehr, als der Braunschweiger erhalten hatte. Dann zahlte ihm England jährlich 772,600 Thaler unter der ihm aufgedrungenen Bedingung, daß dieser Kontrakt erst nach der Wiederankunft der Hessen in ihrem Vaterlande gekündigt werde und dann noch ein Jahr lang in Kraft bleiben solle. Die monatliche Löhnung sollte nicht von England direkt an die Soldaten ausgezahlt werden, sondern mußte erst durch die Hände der Vertrauensmänner des gnädigen Landesvaters gehen. In bezug auf Tote und Verwundete hatte er nicht wie Braunschweig eine besondere Abkunft getroffen; er konnte also ruhig jahrelang die Löhnung längstverstorbener Soldaten einstreichen, wobei er sicherlich ein besseres Geschäfte machte. Als die Engländer Miene machten, die hessischen Soldaten zu uniformieren, protestierte der Landgraf dagegen, war denn doch auch an den Uniformen noch ein erheblicher Profit zu erzielen. Doch so ganz herzlos war der Landgraf doch nicht, denn er erließ seinen Unterthanen während der Dauer jenes Krieges allergnädigst einen Teil der Kriegskontribution! Die Hessen flohen scharenweise nach Hannover, trotzdem die Grenzen Tag und Nacht durch berittene Landjäger bewacht wurden. Doch als ihnen der Glaube beigebracht wurde, daß sie in Amerika ungeheure Reichtümer fänden und nach Herzenslust rauben und plündern könnten, legte sich das Desertionsfieber allmählich. Es waren tüchtige, gut einexerzierte Soldaten, über welche die Engländer des Lobes voll waren. Sie standen unter dem Kommando des Generalleutnant Heister, einem tüchtigen, erfahrenen, derben Soldaten, der über und über mit Narben bedeckt war. Ihm untergeordnet waren die Haudegen Knyphausen und Donop.

Die hessischen Truppen kamen gerade noch rechtzeitig an, um bei den Kämpfen auf Long Island (27.—29. August 1776) beschäftigt zu werden. Die Amerikaner wurden mit

großem Verluste zurückgeschlagen, aber sie ließen den Mut durchaus nicht sinken, und bald sahen sich die Engländer veranlaßt, den Landgrafen von Hessen um die Lieferung von 800 Mann zur Vervollständigung der Armee anzugehen. Doch das Anwerben hatte bereits Schwierigkeiten, und als nun gar die Nachricht von der Schlacht bei Trenton, wo Washington gegen 1000 Hessen gefangen nahm, in Deutschland bekannt wurde, mußten alle erdenkliche Mittel angewandt werden, um die nötigen Rekruten pünktlich liefern zu können. Jeder, der gerade Glieder und die vorgeschriebene Größe hatte und sich zufällig ins hessische Land verirrte, ward von den überall herumstreichenden Seelenverkäufern aufgefangen und in die Soldatenjacke gesteckt. Auch der damals 19jährige Seume fiel den hessischen Werbern in die Hände und mußte sich wohl oder übel in sein Schicksal fügen. Er erzählt darüber in seiner Selbstbiographie folgendes:

„Man brachte mich als Halbarrestanten nach der Festung Ziegenhain, wo der Jammergefährten aus allen Gegenden schon viele lagen, um mit dem nächsten Frühjahre nach Faucitts Besichtigung nach Amerika zu gehen. Ich ergab mich in mein Schicksal und suchte das beste daraus zu machen, so schlecht es auch war. Wir lagen in Ziegenhain, ehe die gehörige Anzahl der Rekruten vom Pfluge und vom Heerwege und aus den Werkstätten zusammengebracht wurde. Die Geschichte dieser Periode ist bekannt genug. Niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers sicher; Überredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt. Mir zerriß man meine akademische Inskription, als das einzige Instrument meiner Legitimierung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall: wo so viele durchkommen, wirst du auch; über den Ozean zu schwimmen, war

für einen jungen Kerl einladend genug und zu sehen gab es jenseits auch etwas. Hier in Ziegenhain war denn ein wahres Quodlibet von Menschenseelen zusammengeschichtet, gute und schlechte und andere, die abwechselnd beides waren. Meine Kameraden waren noch ein verlaufener Musensohn aus Jena, ein bankrotter Kaufmann aus Wien, ein Posamentier aus Hannover, ein abgesetzter Postschreiber aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Oberamtmann aus Meiningen, ein preußischer Husaren-Wachtmeister, ein kassierter hessischer Major von der Festung und andere von ähnlichem Stempel. Man kann denken, daß es an Unterhaltung nicht fehlen konnte, und eine Skizze von dem Leben dieser Herren müßte eine unterhaltende, lehrreiche Lektüre sein. Da es den meisten gegangen war wie mir oder noch schlimmer, entspann sich bald ein großes Komplott zu unserer Befreiung. Man hatte so viel gutes Zutrauen zu meinen Einsichten und meinem Mut, daß man mir Leitung und Kommando mit unumschränkter Vollmacht übertrug; und ich ging bei mir zu Rate und war nicht übel willens den Ehrenposten anzunehmen und die 1500 Mann auf die Freiheit zu führen und sie dann in Ehren zu entlassen, einen jeden seinen Weg. Außer dem glänzenden Antrage kitzelte mich vorzüglich, dem Ehrenmann von Landgrafen für seine Seelenschacherei einen Streich zu spielen, an den er denken würde, weil er verteufelt viel kostete.

„Als ich so ziemlich entschlossen war, kam ein alter preußischer Feldwebel sehr vertraulich zu mir: „Junger Mensch," sagte er, „Sie eilen in Ihr Verderben unvermeidlich, wenn Sie den Antrag annehmen. Selten geht eine solche Unternehmung glücklich durch; der Zufälle, sie scheitern zu machen, sind zu viele. Glauben Sie mir altem Manne; ich bin leider bei dergleichen Gelegenheiten schon mehr gewesen. Sie scheinen gut und rechtschaffen und ich liebe Sie wie ein

Vater. Lassen Sie meinen Rat etwas gelten. Wenn die Sache glücklich durchgeht, werden wir nicht die letzten sein, davon Vorteil zu ziehen.“ Ich überlegte, was mir der alte Kriegsmann gesagt hatte, und unterdrückte den kleinen Ehrgeiz, entschuldigte mich mit meiner Jugend und Unerfahrenheit, und ließ die Sache vorwärts gehen. Der Kanonier-Feldwebel hatte recht; es wurde alles verraten. Ein Schneider aus Göttingen, der ein Stimmchen sang wie eine Nachtigall, erkaufte sich durch die Schurkerei eine Unteroffizierstelle bei der Garde und, da man ihn nicht gehörig würdigte und er des Lebens nicht mehr sicher war, die Freiheit und eine Handvoll Dukaten. Ich erinnere mich der Sache noch recht lebhaft. Alle Anstalten zum Ausbruch waren getroffen. Wir lagen in verschiedenen Quartieren, in den Kasernen, dem Schlosse und einem alten Rittersaale. Man wollte um Mitternacht auf ein Zeichen ausziehen, der Wache stürmend die Gewehre wegnehmen, was sich widersetzte, niederstechen, das Zeughaus erbrechen, die Kanonen vernageln, das Gouvernementshaus verriegeln und zum Thore hinausmarschieren. In drei Stunden wären wir in Freiheit gewesen; Leute, die den Weg wußten, waren genug dabei. Als wir aber den Tag vorher abteilungweise auf den Exerzierplatz kamen, fanden wir statt der gewöhnlichen zwanzig Mann deren über hundert, Kanonen auf den Flügeln mit Kanonieren, die brennende Lunten hatten, und Kartätschen in der Ferne liegend. Jeder merkte, was die Glocke geschlagen hatte. Der General kam und hielt eine wahre Galgenpredigt. „Am Thore sind mehr Kanonen,“ rief er, „wollt ihr nicht gehen?“ Die Adjutanten kamen und verlasen zum Arrest Hans, Peter, Michel, Görge, Kunz. Meine Persönlichkeit war eine der ersten; denn daß der verlaufene Student nicht dabei sein sollte, kam den Herren gar nicht wahrscheinlich vor. Da aber niemand etwas auf mich bringen

konnte, wurde ich, und vermutlich noch mehr der Menge wegen, bald losgelassen. Der Prozeß ging an; zwei wurden zum Galgen verurteilt, worunter ich unfehlbar gewesen wäre, hätte mich nicht der alte preußische Feldwebel gerettet. Die übrigen mußten in großer Anzahl Gasse laufen, von sechsunddreißig Malen bis zu zwölfen. Es war eine grelle Fleischerei. Die Galgenkandidaten erhielten zwar nach der Todesangst unter dem Instrument Gnade, mußten aber sechsunddreißigmal Gasse laufen und kamen auf Gnade des Fürsten nach Kassel in die Eisen. Auf unbestimmte Zeit und auf Gnade in die Eisen waren damals gleichbedeutende Ausdrücke und hießen soviel als ewig ohne Erlösung. Wenigstens war die Gnade des Fürsten ein Fall, von dem niemand etwas wissen wollte. Mehr als dreißig wurden auf diese Weise grausam gezüchtigt, und viele, unter denen auch ich war, kamen bloß deswegen durch, weil der Mitwisser eine zu große Menge hätte bestraft werden müssen. Einige kamen bei dem Abmarsch wieder los, aus Gründen, die sich leicht erraten lassen; denn ein Kerl, der in Kassel in den Eisen geht, wird von den Engländern nicht bezahlt."

Als Faucitt seine Geschäfte in Kassel abgeschlossen hatte, reiste er nach Hanau und schloß mit dem dortigen Fürsten, einem Sohn des hessischen Landgrafen, einen Vertrag zur Lieferung von 668 Mann ab. Von da reiste er noch Waldeck, woselbst er den Fürsten tief verschuldet und somit mehr als bereitwillig fand, eine bestimmte Anzahl Truppen, nämlich 600 Mann, deren Kern aus seinen zwei Schloßkompagnieen bestand, zu liefern. Sogar die Prediger mußten von der Kanzel die jungen Leute auffordern, sich am Kriege in Amerika zu beteiligen, und thaten es natürlich auch mit der größten Bereitwilligkeit. Über die Seereise der Waldecker teilt uns ein zuverlässiger Gewährsmann folgendes mit:

„Unsere Lagerstätten waren so enge eingerichtet, daß wir so hart aneinander liegen mußten, daß sich fast keiner vor dem andern rühren noch weniger umwenden konnte. Sechs und sechs Mann hatten allemal einen Platz, ringsum von einem Brett umgeben, welcher fünf Fuß lang und sechs Fuß breit war. Wenn wir uns nun in diesem engen Behälter müde gelegen hatten, so gab der Älteste, der das Kommando von diesen sechs Mann hatte, ein Zeichen, damit sich alle sechs zu gleicher Zeit auf die andere Seite legen konnten, und ohne dieses, da wir so gepackt liegen mußten, kamen wir doch zum öftern mit den Köpfen hin, wo wir zuvor mit den Füßen gelegen hatten, oder fielen durch das starke Wanken des Schiffes aufeinander oder zum öftern aus unseren Betten heraus.

„Obgleich täglich Läuseparade gehalten wurde, so kam dies Ungeziefer doch durch die Länge der Zeit so häufig unter uns, daß sich sogar der Offizier nicht zu schämen brauchte, eine Laus auf seinem Rockärmel zu erhaschen und über Bord zu werfen. Die Ursache von dieser ekelhaften Gesellschaft auf dem Schiffe kam daher, weil der größte Teil der Soldaten lauter Leute waren, welche, durch die in vielen Gegenden ausgeschickten Werber zusammengebracht, mit keinem Hemde versehen waren, mithin die pro Mann empfangenen zwei Kommishemden nicht hinreichten, um einen so starken Besuch der Läuse abhalten zu können."

Die Waldecker kamen einen Monat nach ihrer Landung bei Fort Washington ins Feuer und verloren sehr viele Leute.

Mit dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach schloß Faucitt den nächsten Vertrag ab. Jener Fürst glich seinen Kollegen auf ein Haar; an seinem Hofe durfte kein deutsches Wort gesprochen werden, damit sich seine ausländischen Mätressen nicht darob entsetzten, und der Wildstand wurde in

einer für die Saaten der Bauern höchst gefährlichen Weise gepflegt. Aber wehe dem Landmann, der es vielleicht gewagt hätte, sein Feld mit einem Gewehr oder gar mit einem Knüppel gegen das Wild zu verteidigen! Ein paar Jahre Zuchthausstrafe wären ihm sicher gewesen. Da sein Ländchen fünf Millionen Thaler Schulden hatte, so war es natürlich ein leichtes, ihn zur Lieferung von etwas mehr als tausend Mann zu bereden; aber er hatte seine liebe Not, dieselben bei der Konkurrenz, die ihm durch die überall herumstreifenden Werber anderer Fürsten gemacht wurde, zusammen zu trommeln; noch mehr Mühe aber machte es ihm, sie sicher an den Ort der Ablieferung zu bringen, da die Unglücklichen mehrfach versuchten zu desertieren. Mehrere derselben mußten erschossen werden, und der Markgraf selbst mußte mit der gespannten Büchse herbei eilen und jeden Folgsamen seiner fürstlichen Gnade versichern.

Der englische Feldzug in Amerika war während des Sommers 1776 im allgemeinen erfolgreich gewesen, und man hatte gerechten Grund zu dem Glauben, daß die Revolution bald unterdrückt sei. Washington jedoch war seiner schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen; er wußte stets der Übermacht auszuweichen und seine Armee vor dem Untergang zu bewahren. Bald lachte ihm denn auch das Glück; bei Trenton schlug er die Hessen empfindlich auf das Haupt, und im Oktober 1777 mußte sich der englische General Burgoyne bei Saratoga an General Gates ergeben. Die dort gefangenen Braunschweiger wurden zuerst auf dem Winterhill bei Boston interniert und späterhin nach Charlotte in Virginien gebracht, aber erst infolge Anrathens ihres Landesvaters im Jahre 1782 ausgewechselt, während welcher Zeit sie die schrecklichsten Entbehrungen auszustehen hatten. Hätte man sie früher ausgeliefert und nach Deutschland zurückgeschickt und wären ihre Leiden und Schicksale dort

bekannt geworden, so hätte der Soldatenschacher der Fürsten sicherlich einen empfindlichen Stoß erlitten. Auch sah sich England der notwendigen Truppen wegen auf Deutschland angewiesen; denn der von dem schwäbischen Baron Eichbegg inzwischen gemachte Vorschlag, eine Armee von Slowaken und Kroaten zu organisieren, die nach dem Kriege eine den Amerikanern gefährliche Ansiedlung in der Neuen Welt gründen sollten, kam der englischen Regierung doch etwas zu abenteuerlich vor, um darauf näher einzugehen.

Man wandte sich nun an die Fürsten von Württemberg und Zerbst, die sich auch bereit erklärten, eine bestimmte Anzahl Truppen zu liefern. Dem ersteren, der 3000 Mann versprochen hatte, machte jedoch Friedrich II. einen Strich durch die Rechnung. Jene Werbungen standen, wie bereits bemerkt, mit den Reichsgesetzen nicht im Einklang, und dann wurde dem preußischen König dadurch die Komplettierung seiner Regimenter gewaltig erschwert. Österreich litt ebenfalls darunter, denn seine Werbeoffiziere hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die erwartete Anzahl Rekruten für die Armee herbei zu schaffen. Doch um die Befehle des Kaisers kümmerte sich damals kein Fürst; anders jedoch war es, wenn der König von Preußen etwas verlangte, denn man wußte, daß er der Mann war, der seinen Gesetzen Respekt verschaffte. Sein Verhältnis zu England war damals sehr lau geworden, und selten ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, ohne daß er bittere Bemerkungen über jenes Land, das alles nur mit Geld durchzusetzen glaubte, machte. Er legte also den Truppensendungen der süddeutschen Fürsten alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg, und man sagt ihm sogar nach, daß er bei Minden auf die durchziehenden Hessen den Viehzoll erhoben habe, was übrigens nicht auf Wahrheit beruht, trotzdem es von Franklin und Schlosser mitgeteilt wird. Im Oktober 1777 verbot er 300

Anspacher Rekruten, die den Rhein hinabfuhren, in Bonn die Weiterreise. Dies war für die Fürsten ein Blitz aus heiterem Himmel; sie wandten sich in ihrer Verlegenheit an den König, aber dieser hatte keine Eile mit der Erledigung der Angelegenheit, und als er endlich seine Entscheidung abgab, lautete dieselbe dahin, daß er allen für eine fremde Macht angeworbenen Truppen den Durchmarsch durch sein Land versagte. Nun galt es, andere Wege zur Truppenbeförderung einzuschlagen, die natürlich mit großem Zeitverlust und zahlreichen sonstigen Schwierigkeiten verbunden waren; sie per Schiff auf dem Rhein fortzuschaffen, war natürlich das sicherste gewesen, die Soldaten am Desertieren zu verhindern; auf dem Landwege hingegen brauchte man bedeutend mehr Mannschaft zur Bewachung, denn überall gab es Leute, besonders Bauern, die den Rekruten beim Ausreißen behilflich waren. Dem Fürsten von Württemberg wurde durch Friedrichs II. Auftreten der Soldatenhandel ganz und gar verdorben. Welches Verdienst sich überhaupt jener König um Amerika erwarb, kann man nur dann richtig schätzen, wenn man bedenkt, daß es gerade im Herbst und Winter 1777 gar schlecht um die Sache der amerikanischen Patrioten stand. Ihre Widerstandskraft war ziemlich gebrochen; die Armee Washingtons, die bei Valley Forge in Pennsylvanien im Winterquartier lag, war kaum noch 5000 Mann stark, und es fehlte ihr an Lebensmitteln, Munition Waffen und Kleidung. Die Leute waren entmutigt und gaben ihre Sache für verloren, und hätte es nicht der deutsche General Steuben verstanden, Zucht und Ordnung in diesen Rest der Armee zu bringen, und sie durch ein gutes Exerzitium für die Fortsetzung des Kampfes vorbereitet, so hätte sich Amerika bald den Gesetzen der Engländer fügen müssen. Glücklicherweise ließ sich jedoch der englische General Howe den günstigen Zeitpunkt, die Kolo-

nialarmee zu vernichten, entgehen; er hatte von Friedrichs II. Auftreten gehört und wollte, da er glaubte, die Rekrutenlieferung aus Deutschland habe nun ihr definitives Ende erreicht, die Existenz seiner Armee durch die Verfolgung Washingtons nicht auf das Spiel setzen. Er blieb also unthätig und entschuldigte sich mit dem Mangel an Leuten. So wurde der König von Preußen ein wertvoller Bundesgenosse der Amerikaner.

Alle die mit den deutschen Fürsten abgeschlossenen Verträge mußten, ehe sie gültig waren, erst vom englischen Parlamente genehmigt werden, von dessen Entscheidung überhaupt die Fortsetzung des Krieges und die Auszahlung der Truppen abhing. Die Majorität des Parlaments war nun regierungsfreundlich, was übrigens die Minorität nicht hinderte, jene Verträge rücksichtslos zu kritisieren und den Schacher der deutschen Fürsten derb zu geißeln. Einer der Gegner machte unter anderem die sehr vernünftige Bemerkung, daß sich in Pennsylvanien, New York und Jersey zahlreiche deutsche Ansiedler befänden, die sicherlich ihre verkauften Landsleute zur Desertion verleiten würden, was bekanntlich auch geschehen ist. Außerdem sei es eine offenbare Schwäche Englands, sich in der Stunde der Gefahr an fremde Mächte zur Erlangung von Streitkräften wenden zu müssen.

Europa verhielt sich im allgemeinen kühl gegen jenen Menschenschacher, war derselbe doch ganz und gar dem damaligen Zeitgeiste angemessen, und nur selten vernahm man eine Stimme, die kühn genug war, sich dagegen auszusprechen. Einer dieser wenigen war der Franzose Mirabeau, der einen geharnischten Brief an die Deutschen schrieb, in dem er bemerkte, daß die Germanen, die einst das Joch der Römer gebrochen hätten, jetzt nicht ihr Blut im Dienste der Tyrannen verspritzen sollten. Der Landgraf von Hessen ließ diese

Aufsehen erregende Schrift so schnell wie möglich aufkaufen und erwiderte sie durch einen „Vernünftigeren Rat an die Hessen", ein Schriftchen, das seine feudalen Legitimationsrechte verteidigte. Doch Mirabeau blieb ihm die Antwort nicht lange schuldig, und da der Landgraf seine Gründe erschöpft hatte, so mußte sein ebenso gelehrter wie geriebener Minister Schlieffen antworten. Auch Schiller sprach sich gegen den Menschenschacher in „Kabale und Liebe" aus, und Kant äußerte sich häufig zu gunsten der Unabhängigkeit Amerikas. Herder erklärte, daß das Größte, was die Menschheit jemals hervorgebracht habe, in Republiken entstanden sei, und es schienen ihm auch die Vereinigten Staaten schon durch die Natur dazu bestimmt zu sein, eine neue Zivilisation hervorzubringen.

Im ganzen lieferten die deutschen Fürsten damals gegen 30,000 Mann an England, von denen etwas über 17,000 wieder zurückkehrten. Zusammen zahlte England für diese Truppen gegen sieben Millionen Pfund Sterling.

Da die Mehrzahl jener Truppen aus Hessen bestand, so werden jene Söldlinge von den amerikanischen Historikern und Dichtern meistenteils einfach „Hessians" genannt, ein Ausdruck, der mitunter heute noch den Deutschen als Schimpfwort nachgerufen wird. Sie werden gewöhnlich als verächtliche, blutdürstige, grausame und räuberische Bande hingestellt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es durchgängig tüchtige Soldaten waren, vor denen sich besonders die Landbevölkerung, die sie für Menschenfresser hielt, fürchtete. Die deutschen Offiziere jubelten, wenn sie Gelegenheit fanden, sich im Interesse ihres gnädigen Landesfürsten in irgend einer Ecke der Welt schlagen zu dürfen; der Kasernendienst zu Hause war ihnen zu langweilig, die Löhnung zu karg, und das beständige Drängen der Gläubiger war auch gerade nichts Angenehmes. Im Kriege aber gab

es doppelte Löhnung und die Aussicht auf rasche Beförderung; für politische Fragen hatten sie kein Verständnis und noch weniger erkannten sie das Schmachvolle ihrer Existenz und Kämpfe.

Den hessischen Soldaten wurden in Amerika stets die Posten angewiesen, auf denen sie den feindlichen Kugeln am meisten ausgesetzt waren, worüber sich einst ihr General Heister bei den Engländern bitter beklagte, was ihm den Verlust seine Stelle eintrug. In Hessen beweinte beinahe jede Familie den Verlust eines Sohnes; die Frauen mußten die Landarbeit verrichten, denn aus vier körperlich tauglichen Männern wurde einer zum Soldaten genommen. Viele gingen auch gern, besonders solche, die nichts mehr auf der Welt zu verlieren hatten. Wie man die jungen Leute aufgriff, haben wir an dem Beispiele Seumes gesehen. Mit einem für unsere Zeit unbegreiflichen Galgenhumor fand er sich in seine Lage, denn er begriff das an ihm begangene Unrecht ja gar nicht. Er schwärmte wie so viele für die Natureinfachheit Rousseaus', denn die sozialen und politischen Verhältnisse Europas, besonders aber Deutschlands, waren so schauderhaft gedrückt, daß der Naturzustand der Wilden, die Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannten, den meisten fühlenden Menschen als Ideal galt.

Auch in Amerika rekrutierten die Engländer, und da es daselbst eine ziemlich starke Partei gab, die Tories nämlich, welche dem englischen Könige anhingen, so hatten sie auch an einigen Orten bedeutenden Erfolg. Außerdem beabsichtigte man die wilden Indianer auf die Amerikaner loszulassen, wogegen jedoch die englischen Offiziere energisch protestierten. Dies half ihnen aber nichts, denn der rücksichtslose Parteigänger La Corne Saint Luc hatte einen solchen unbesiegbaren Haß gegen die „amerikanischen Bettler“, daß er die Indianer als Bundesgenossen willkommen hieß.

Die amerikanische Kolonialarmee war anfänglich sehr mangelhaft organisiert, die Offiziere waren unerfahren und die Soldaten verließen, des schweren Dienstes überdrüssig, zahlreich ihre Regimenter, ohne den üblichen Abschied zu nehmen. Auch war anfangs ihre Stärke ungenügend, um den Siegeslauf der Engländer zu hemmen; in der Schlacht auf Long Island hatten sie ihrem 20,000 Mann starken Feinde kaum 8000 Mann gegenüber zu stellen. Washington war damals die Aufgabe zugefallen, New York, die Höhen von Brooklyn, Governors Island und einige benachbarte Plätze zu verteidigen, wozu ihm nur 10,500 Mann zu Gebote standen. Seine Leute waren ohne die gehörige Ausrüstung; es fehlte an Ärzten, Medizinen und an Hospitaleinrichtungen. Die Leute, denen es an dem nötigen Schutze gegen die Witterung fehlte, wurden massenhaft krank, und bald war nur noch die Hälfte kampffähig. Die Artillerie hatte nur ungeübte Kanoniere und ihr Oberst war ein Buchhändler aus Boston. Da jeden Tag neue Miliztruppen eintrafen, so war die Durchführung einer einheitlichen Disziplin eine reine Unmöglichkeit. Die Bewohner der Stadt New York nahmen meistenteils am Kriege keinen Anteil oder sympathisierten mit dem Feinde, und als es zum Kampfe kam, wurden die Amerikaner empfindlich geschlagen. Sie hatten zwar gute Schützen, aber die Hessen stürmten mit dem Bajonett unaufhaltsam voran und trieben die Amerikaner zu Paaren, und nur durch einen schnellen und glücklichen Rückzug konnte Washington einen Teil seiner Armee retten. Er zog sich vor der Übermacht zurück, verzagte aber nicht.

Der englische Befehlshaber Howe nahm in New York Winterquartier und überließ es dem hessischen General Donop, mit einer Anzahl Truppen die Linie von Trenton nach Burlington zu verteidigen. Donop hatte den Befehl aus-

gegeben, daß jeder Amerikaner, der auf seine Soldaten feuerte, ohne weiteres an den nächsten Baum aufgeknüpft werden sollte; alle Provisionen, die er in der Umgegend fand, wurden, wenn sie das Bedürfnis einer Familie überstiegen, konfisziert, einerlei ob sie Whigs oder Tories gehörten. So war Leben und Eigentum daselbst der Gnade der Hessen preisgegeben. Und sie hausten auch schrecklich daselbst und sagten zur Entschuldigung ihres Plünderns, daß dasselbe die Desertion verhüte. Ein englischer Offizier schrieb damals in einem amtlichen Berichte: „Man hat den Hessen vor ihrer Abfahrt den Glauben beigebracht, hier sei auf leichte Weise Geld zu „verdienen", und sie handeln nun auch danach." Da man einen Überfall von seiten Washingtons in dieser Jahreszeit (Dezember 1776) nicht befürchtete und eine Überschreitung des Delaware für ein lächerliches Unternehmen hielt, so unterließ es Donop auch an den erforderlichen Vorsichtsmaßregeln und ergötzte sich an Wachtparaden und Militärmusik. Die Kanonen, die zur Verteidigung bereit stehen sollten, standen ohne Bewachung vor der Wohnung Donop's. Doch er hatte sich gründlich verrechnet; in einer frühen Morgenstunde wurde er von Washington überrumpelt, der gegen tausend Hessen gefangen nahm. Washington ließ dieselben gut bewirten und rief die in der Umgegend wohnenden reichen deutschen Farmer herbei, um sich mit ihnen zu unterhalten. Da hieß es denn: „Was führt ihr für ein trauriges Leben und wie gut könntet ihr es doch haben! Was geht euch der König von England an? Bleibt hier; wir nehmen euch als Ackerknechte, und wenn ihr ein paar Jahre fleißig seid, dann habt ihr Land und Vieh, baut euch ein Haus, nehmt euch eine Frau und werdet reich und unabhängig wie wir!" Das ließen sich nun viele Hessen nicht zweimal sagen und das Desertieren nahm von Tag zu Tag zu. Bald konnten ihnen die Engländer keinen wichtigen Posten mehr anver-

trauen. Die gefangenen Hessen brachte man nach Lebanon, Lancaster und Reading, woselbst man sie ohne militärische Bewachung hielt, damit die deutschen Farmer einen nach dem andern abholen konnten. Aus denjenigen, welche das Soldatenleben vorzogen, bildete Washington späterhin seine Leibgarde; dieselben verstanden kein Englisch und waren daher den Überredungsversuchen der Tories weniger ausgesetzt.

Von den ausländischen Generalen, die die Sache der amerikanischen Unabhängigkeit zu ihrer eignen machten, sind hauptsächlich Steuben, de Kalb, Kosciusko, Pulaski und Lafayette zu nennen. Frankreich ergriff offen für die junge Republik Partei und unterstützte sie durch Geld und Mannschaften, wohingegen Deutschland durch seinen schamlosen Soldatenhandel zum Spott seiner Feinde wurde. Die Vorliebe, die der Amerikaner seit jener Zeit für die Franzosen hegt, hat selbst dadurch keine Einbuße erlitten, daß Frankreich während des amerikanischen Bürgerkrieges mit den Südstaaten sympathisierte und dieselben als kriegführende Macht anerkannte; der Haß gegen die Deutschen aber ist geblieben, und sobald sich der Geist des Nativismus regt, vernimmt man auch wieder das Schimpfwort „Hesse“. Im Februar 1864 erließ der Rebellenkongreß zu Richmond eine Adresse, worin gesagt wurde, daß Lincoln durch seine „Legions of Hessian mercenaries“ die Wahlen kontrolliere und die Massen tyrannisiere. Daß mindestens ebenso viele Deutsche im Unabhängigkeitskriege auf seiten der Amerikaner wie auf der Englands standen und Heimat und Leben für die Sache der Republik opferten, hat man vergessen oder läßt sich wenigstens nicht gern daran erinnern. Daß späterhin zur Erhaltung der Union 100,000 deutsche Soldaten unter Waffen standen, hört man auch nicht gern und erwähnt es äußerst selten in den für die Volksschulen be-

stimmten Lehrbüchern der amerikanischen Geschichte. Vielmehr gefällt man sich, der Jugend jene armen Hessen als Ausbund der Menschheit, die nichts als Rauben, Morden, Sengen und Brennen verstanden, hinzustellen, als ob damals das Kriegführen überhaupt in etwas anderem bestanden hätte. Man nennt sie wegwerfend Söldlinge, die von ihren Fürsten wie eine Herde Vieh verkauft wurden, und sollte doch wissen, daß die stolzesten der Amerikaner über ein Jahrhundert noch ein viel schmählicheres Geschäft, das des Sklavenhandels nämlich, betrieben und daß sie das Institut der Sklaverei gerade so gut für ihr eignes Vorrecht hielten, als die feudalen Fürsten Deutschlands ihren Soldatenhandel.

James A. Garfield.*)

Unser Land ist in Trauer gehüllt; die Flaggen sind auf Halbmast gezogen und an den Häusern flattern die Trauerflöre im linden Herbstwinde. Es ist heute ein nationaler Festtag, aber keiner von jenen, die da durch lärmende Vergnügungen, durch Musik, Gesang und Tanz gefeiert werden und an denen man der Losgelassenheit und Roheit Konzessionen machen muß; es ist ein Tag der tiefsten Trauer, wie ihn die amerikanische Republik nun im Zeitraum von 16 Jahren zum zweitenmal erlebte. Wo es auch auf der ganzen weiten Erde noch ein Herz gibt, das da schlägt für Redlichkeit und Treue und das sich für freie Institutionen zu begeistern vermag, da fließen auch heute unzählige Thränen; denn jedes fühlt sich zu dem schmerzlichen Geständnis gezwungen: Der Schlag, der gegen das amerikanische Volk geführt wurde, hat zugleich die edelsten Güter der Menschheit getroffen.

Wir lebten im tiefsten Frieden; die Präsidentenwahl mit ihren mannigfachen Aufregungen und Aufreizungen war

*) Geschrieben am 26. September 1881, dem Begräbnistage des unglücklichen Präsidenten.

vorüber und jedermann hatte sich ruhig dem Machtspruche der Majorität gefügt. Eine glückliche Zeit lag vor uns; der politische Hader der beiden leitenden Parteien war verstummt und die Gegner des erfolgreichen Präsidentschaftskandidaten fingen an einzusehen, daß das erwählte Oberhaupt des Landes ein Mann war, der da fest entschlossen sei, die vielköpfige Hydra der politischen Korruption energisch zu bekämpfen und dem so verderblichen von Grant und Konsorten so schmachvoll praktizierten Prinzipe der Beutepolitik ein Ende zu machen. Alle Geschäfte blühten; die Einwanderer kamen tausendweis, ja hunderttausendweis in unser Land, um sich im Schutze der Sterne und Streifen eine friedliche, sorgenfreie Heimat zu gründen. Alles gedieh, nur nicht die politische Korruption, trotzdem man sich längst an dieselbe gewöhnt, ja, hin und wieder geglaubt hatte, sie sei von unserem Staatswesen unzertrennlich. Da trug plötzlich am Morgen des verflossenen 2. Juli der Telegraph die Schreckenskunde durch das Land, daß der Erwählte des Volkes, Präsident James A. Garfield, der Kugel eines verruchten Meuchelmörders zum Opfer gefallen sei. Die Nachricht kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel; niemand glaubte sie anfänglich, weil sie jedermann für unmöglich hielt. Das Leben in den Städten stockte; die Geschäftslokale wurden geschlossen und jeder eilte nach dem Telegraphenbüreau, um sich zu vergewissern, daß die Trauerkunde auf Wahrheit beruhe. Da gab es keine Demokraten und Republikaner mehr, sondern nur noch Bürger der Vereinigten Staaten, die da die entehrende Thatsache eingestehen mußten, daß selbst im Lande der ausgedehntesten staatlichen wie persönlichen Freiheit der politische Meuchelmord nicht zu den unmöglichen Dingen gehöre. Und derjenige, der diese Freventhat verübt hatte, war nicht etwa ein eingewanderter blutdürstiger Nihilist, noch ein mit unklaren Ideen behafteter Sozialist; es war kein Demokrat, der da Rache für den im

Wahlkampfe besiegten General Hancock nehmen wollte; ja es war kein Ausländer, sondern wie Booth, der Meuchelmörder Lincolns, und wie die Scheusale von Andersonville und dem Libby-Gefängnisse ein echter Amerikaner, der da vorgab Theolog, Jurist und Politiker zu sein. Ach, wenn es doch nur ein Ausländer gewesen wäre! Grant, der, seitdem er die Stelle des großen Schweigers aufgegeben, sich schon so oft gründlich blamiert hat, war bereits mit einigen von nativistischen Vorurteilen diktierten Vorschlägen bei der Hand, und sein engherziger Hauskaplan Newman donnerte von der Kanzel auf die Fremden nieder und verlangte, daß die Regierung der Einwanderung Einhalt thun sollte. Doch der verruchte Meuchelmörder war leider kein Fremder, sondern ein Amerikaner, dessen Großvater sogar in dem puritanischen Neuengland gelebt hatte. Er sprach nicht wie Booth die Sprache des Brutus, sondern den Slang der Stalwarts, das heißt der politischen Gauner und Beutejäger, und in den bei ihm gefundenen Briefen kamen die Namen von Arthur und Grant vor!

Natürlich mußte er wahnsinnig sein, und auffallend schnell waren einige Zeitungen mit der Publikation von Dokumenten bei der Hand, um dieses zu beweisen. Doch man beschäftigte sich erst eingehender mit dem Meuchelmörder und seinen unlauteren Motiven, nachdem man sich, gestützt auf die beruhigenden Berichte der Ärzte, mit der Hoffnung trösten konnte, daß der Todesengel am Weißen Hause vielleicht doch vorübergehen würde.

Der Meuchelmörder war nicht wahnsinnig, sondern sein Akt war das Werk langer und sorgfältiger Vorbereitung. Er war einer von jenen Maschinenpolitikern, wie sie die Grantsche Administration groß gezogen hatte, und der sich nun in seiner Laufbahn plötzlich gehemmt sah. Grant war daher auch sein Ideal, und als er sah, daß sich das Volk

einen dritten Termin desselben nicht aufoktroyieren ließ, begab er sich in Garfields Dienst, suchte ihn mit zahlreichen Briefen heim und hielt unaufgefordert öffentliche Reden im Interesse seiner Erwählung. Kaum war Garfield als Präsident eingeschworen, so war auch Guiteau schon in Washington und begehrte seinen Lohn. Der Posten eines Konsuls in Paris war das, was er anfänglich verlangte; doch er ließ mit sich handeln und ging in seiner Nachgiebigkeit und Bescheidenheit so weit, dasselbe Amt in Marseille zu übernehmen, aber seine „gerechten" Ansprüche auf eine politische Belohnung blieben unbeachtet und er wurde nicht einmal mit einem nichtssagenden Versprechen getröstet. Guiteau brauchte ein Amt, das heißt, er brauchte Geld, denn sein Kredit war auf die Neige gegangen und seine öffentlichen Vorlesungen über die zweite Wiederkunft Christi hatten kein Publikum gefunden; als Advokat fand er keine Klienten, und diejenigen, die er früher gefunden, hatte er schändlich um ihr Geld geprellt. In der Oneida Gesellschaft im Staat New York hatte er zwei Jahre lang zugebracht und der Lehre von der complex marriage gehuldigt, aber danach hatte seine kommunistische Karriere ein Ende. Er hatte sich dann der Gemeinde des ihm wahlverwandten Beecher angeschlossen, aber nur auf kurze Zeit, denn jener Papst duldet keine Nebenbuhler in seiner Herde. Was er also bisher angefangen hatte, war ihm fehlgeschlagen, was blieb ihm also übrig, als sich an den Siegeswagen der republikanischen Partei zu hängen und gierig zu sehen, ob nicht etwas für ihn herabfalle!

Doch auch diese Hoffnung ward ihm zu schanden. Da faßte er denn den teuflischen Gedanken, den Präsidenten zu ermorden; derselbe hatte seine Pläne durchkreuzt, und die Beseitigung desselben war daher nach seinen Aussagen eine politische Notwendigkeit. Einen Revolver besaß er nicht und auch kein Geld, sich einen kaufen zu können. Da er sich

jedoch schon oft in Geldverlegenheiten befunden und es im Borgen zu einer großen Virtuosität gebracht hatte, so machte es ihm keine besonderen Schwierigkeiten, einen „Freund“ zu bewegen, ihm 15 Dollar zu borgen. Gleich kaufte er sich einen Revolver schweren Kalibers und fing an, sich im Schießen zu üben. Am 12. Juni saß er dem Weißen Hause gegenüber auf einer Bank im Lafayette Park und bemerkte, daß der Präsident auf dem Wege nach dem kleinen Kirchlein der Kampbelliten war. Er folgte ihm; Booth, der Komödiant, hatte Lincoln im Theater erschossen; Guiteau, der Theolog, wollte eine Kirche zum Schauplatze seines Meuchelmordes machen. Er ging in die Kirche und fixierte sein Opfer, töten aber konnte er es nicht, ohne zugleich das Leben anderer Personen zu gefährden. Er verließ also unverrichteter Sache die Kirche, seinen Plan aber hatte er nicht aufgegeben, sondern die Ausführung desselben auf den nächsten Sonntag verschoben. Der Platz des Präsidenten in der Kirche war einem Fenster gegenüber, und da sich dasselbe leicht von außen öffnen ließ, so waren ja keine großen Schwierigkeiten zu überwältigen. Am 18. Juni jedoch reiste der Präsident nach Long Branch, und Guiteau, der dies durch die Zeitungen erfahren hatte, eilte nach dem Bahnhofe. Er mietete eine Kutsche, die ihn nach einigen Minuten nach dem Gefängnisse bringen sollte; das geschriebene Gesetz schien er nicht zu fürchten, wohl aber die rasche Volksjustiz.

Nun saß er mit seinem geladenen Revolver auf einer Bank im Wartesaale, und Garfield erschien und führte seine kränklich aussehende Frau am Arme. Guiteau überkam bei diesem Anblicke ein menschliches Rühren; und er verschob sein Attentat abermals. Noch zweimal danach sah er sich genötigt, die Ausführung seiner Absichten zu unterlassen, aber er gab sie nicht auf. Am Morgen des 2. Juli fuhr er abermals nach dem Bahnhofe, woselbst er den Präsidenten

erwartete. Da es sehr heiß war, so hatte er seinen Revolver in Papier gewickelt, damit etwa das Pulver nicht feucht würde. In einem Nebenlokale des Bahnhofs nahm er das Papier ab und überzeugte sich nochmals, daß seine Waffe in gutem Zustande sei. Der Präsident erschien, und bald krachten zwei Schüsse auf ihn; die Kugel des ersten ging durch einen seiner Rockschöße und zertrümmerte schließlich drei Scheiben im Kasten eines deutschen Glasers; die des zweiten jedoch traf ihr Ziel und Garfield sank zu Boden. Als der Mörder erfaßt wurde, rief er triumphierend: „I am the stalwart of the stalwarts and want Arthur for President!“ Sein Verbrechen leugnete er nicht und ebenso wenig bereute er es; er bedauerte nur, daß sein Opfer nicht augenblicklich tot blieb.

Mit Schauder wendet man sich von diesem menschlichen Scheusal ab, und selbst die sanftesten Gemüter finden die raffiniertesten Martern des Mittelalters nicht zu scharf für ihn, man wünscht ihm einstimmig das Schicksal eines Balthasar Gerard oder Ravaillac. Wir haben es hier mit einem Akte der Privatrache zu thun, wie er sich nicht gemeiner und niederträchtiger denken läßt. Als Booth Lincoln erschoß, galt er doch als Rächer des besiegten Südens, der alles auf eine Karte gesetzt und alles verloren hatte; Booth stand da als derjenige, der den Rachegedanken von Millionen praktischen Ausdruck verlieh und daher in ihren Augen als Heiliger galt, weshalb auch der Renegat und Zufallspräsident Johnson die Leiche desselben späterhin seinen Freunden zu einem anständigen Begräbnisse überließ. Als Ravaillac, der im Pariser Schuldgefängnisse religiösen Schwärmereien verfallen war, König Heinrich IV. erstach, führte religiöser Fanatismus seinen Dolch; als Charlotte Corday Marat ermordete, glaubte sie der Partei der Girondisten einen Dienst zu erweisen und im Interesse der wahren Freiheit zu handeln;

als Orsini seine Bomben auf Napoleon schleuderte, glaubte er in der Person des französischen Kaisers den gefährlichsten Feind der italienischen Freiheit zu töten, und alle diese hier genannten haben daher auch ihre historischen Verteidiger gefunden; Guiteaus Meuchelmord aber ist ohne geschichtliche Parallele, und im höchsten Falle wird sich der verkommenste amerikanische Ferkelstecher zum Verteidiger dieses Mörders aufwerfen. Wir haben es hier nur mit einem gemeinen Wegelagerer zu thun, der da rief: Ein Amt oder das Leben! Der politische Meuchelmord ist kein amerikanisches Institut; man macht hier politisch unzufriedene Menschen durch den Gebrauch der freien Rede, der freien Presse und des allgemeinen Stimmrechtes unschädlich. Guiteaus Name wird daher für alle Zeiten ein Symbol tiefster menschlicher Verkommenheit sein. Ein anderer Krieg mag wieder einen Booth erzeugen, der rechtliche Wechsel von hundert Administrationen wird aber keinen zweiten Guiteau hervorbringen, denn die Erfahrungen Mexikos liegen uns zu nahe. In der Tasche des Meuchelmörders befand sich ein cynischer Brief, der an das Weiße Haus in Washington adressiert war, und in welchem der Verfasser erklärt, daß, da das Leben doch nur ein Traum sei, der Präsident sich also als Christ im Himmel viel wohler befinden werde; wie man sterbe, sei ja an und für sich eine gleichgültige Sache. In diesem Briefe kommt sehr bezeichnend auch der Name Grants vor!

Der Präsident wurde nach seiner Verwundung nach dem Weißen Hause geschafft und der Pflege der Ärzte übergeben. Er ertrug sein Leiden heldenmütig und kämpfte monatelang mit dem Tode. Der Telegraph war beständig thätig, Berichte über sein Befinden in die Welt zu schicken. In welcher Achtung der Leidende bei seiner Nation stand, hat er auf seinem Krankenlager genug erfahren. Daher bewahrte er auch jene klassische Seelenruhe, wie wir sie nur

an den Helden des Altertums gewohnt sind; daher waren seine wenigen Worte heiter, ja mitunter scherzhaft.

Die Depeschen lauteten bald günstig, bald ungünstig; an einen glücklichen Ausgang glaubten jedoch nur einige, trotzdem es jeder wünschte. Seine treue Gattin wich nicht von seinem Bette, und seine Mutter, eine Greisin von achtzig Jahren, saß tagelang im Telegraphenbüreau zu Hiram und ließ sich die Depeschen über ihr „baby“, wie sie ihren Lieblingssohn zu nennen pflegte, vorlesen. Sie ließ den Mut nicht sinken; „mein James wird nicht sterben“, lauteten ihre täglichen Worte.

Die südliche Presse war einstimmig in der Verurteilung jener ruchlosen That, sogar Jefferson Davis fühlte sich verpflichtet, öffentlich seine Sympathie für den Sterbenden auszudrücken und zu bedauern, daß der Mörder ein Amerikaner sei. Doch die Amerikaner ließen es als praktische Leute nicht bei diesen billigen Beileidsbezeugungen bewenden, sie erinnerten sich, daß Garfield infolge seiner Gutmütigkeit und Ehrlichkeit trotz der einflußreichen Ämter, die er schon bekleidet hatte, ein armer Mann sei, und auf Antrag des Herrn Cyrus M. Field in New York wurde denn ein Unterstützungsfonds von einer Viertelmillion Dollar gesammelt, denn man wollte auch zugleich die nationale Schmach, die man durch die schändliche Behandlung der Witwe Lincolns auf sich geladen hatte, austilgen. Doch es fehlt auch dazu an einem Nachtbilde nicht. Als man einst das Abscheiden des Präsidenten nahe glaubte, da versammelten sich heimlich in New York die Stalwarts Arthur, Grant und Conkling; doch was sie verhandelten, ist nicht an das Licht des Tages gekommen, wofür natürlich Gründe genug vorhanden gewesen sein mögen. Der kranke Präsident wurde schließlich nach seiner Sommerwohnung gebracht und sein Gesundheitszustand besserte sich merklich, so daß er sogar einige Mitglieder des

Kabinetts empfangen und sich mit ihnen über Regierungsgeschäfte unterhalten konnte. Plötzlich jedoch trat eine Wendung zum Schlimmeren ein. Er war mehreren Anfällen von Muskelstarre ausgesetzt und einmal stieg sein Puls auf 147. Eine Rettung war nicht mehr möglich; sein geliebtes Mentor, nach dem er sich so oft zurückgesehnt hatte, sah er nicht wieder. Die erste Depesche, die er von seinem Siechbette aus schickte, war an seine Gemahlin gerichtet; der letzte Brief, den er schrieb, galt seiner hochbetagten Mutter. Am Abend des 19. September saß die aufopfernde Gattin am Bette des geliebten Mannes und hielt dessen abgemagerte Hand in der ihrigen. Ringsumher standen die Ärzte und einige Freunde ratlos und weinten; draußen rauschte der Ozean und verband das Rauschen seiner Wellen mit dem Schluchzen des trauernden Weibes. Der Sterbende sprach verwirrt, er war wieder in Mentor, saß daselbst in seinem trauten Hause, umgeben von seinen Lieben, und erlebte selige Augenblicke. Die Atemzüge wurden langsamer und um 10 Uhr 35 Minuten hauchte er in der Franklin Cottage sein thatenreiches Leben aus.

In bezug auf seine Biographie können wir uns kurz fassen. James Abraham Garfield wurde am 19. November 1831 in Orange bei Cleveland als das jüngste von vier Kindern geboren. Seine Mutter, deren Gatte zwei Jahre nach James' Geburtstage starb, bewirtschaftete mit ihren Söhnen eine kleine Farm und hielt durch Fleiß und Sparsamkeit den Hunger von der Thür. James, der an den Farmarbeiten keinen besondern Geschmack fand, wollte das Schreinerhandwerk erlernen; aber auch das gefiel ihm nur sehr kurze Zeit; mit verschiedenen anderen Beschäftigungen ging es ihm ebenso. Eine günstige Gelegenheit, sich eine bessere Schulbildung zu erwerben, als ihm bisher möglich gewesen war, ergriff er mit Freuden und brachte es in ver-

hältnismäßig kurzer Zeit dahin, daß er schlechtbezahlter Präsident des kleinen Hiram-Instituts wurde.

Die nötige Bildung für diese Stellung hatte er sich im William-Kollege in Massachusetts angeeignet, das er zwei Jahre lang besucht hatte, während welcher Zeit er sich kümmerlich genug durchschlagen mußte. Als Präsident des genannten Instituts verheiratete er sich und studierte in seinen Mußestunden Jurisprudenz. 1860 wurde er zur Praxis derselben zugelassen. An der Politik nahm er regen Anteil und nahm sich während des blutigen Bürgerkrieges eifrig der Sache des Nordens an. Gouverneur Dennison ernannte ihn zum Kommandanten eines Ohio-Regiments und General Buell übertrug ihm bald danach den Oberbefehl über die Bundestruppen, die den südlichen General Marshall an seinem Zuge durch Kentucky verhindern sollten. Garfield löste diese Aufgabe zur allseitigen Zufriedenheit und wurde zum Brigade-General der Freiwilligen ernannt. Auch an der Schlacht von Shiloh und Chickamauga nahm er teil. Im September 1863 nahm Garfield seinen Sitz im Kongreß, für den ihn der 19. Distrikt Ohios mit großer Majorität erwählt hatte, ein; auch hier gab seine Wirksamkeit allgemeine Befriedigung. Jede Korruption bekämpfte er energisch. Im März 1880 wurde er zum Mitgliede des Bundes-Senates erwählt und in demselben Jahre von der republikanischen Partei zum Präsidentschafts-Kandidaten nominiert und danach auch erwählt. Während des Wahlkampfes wurde einst seine Mutter gefragt, ob denn auch ihr Sohn in seiner Jugend wie Lincoln Holzriegel gespalten habe, worauf sie erwiderte: „Ich weiß es nicht, ob er es jemals gethan hat, seine Mutter aber hat es mehr als einmal thun müssen!“

Von seinen sieben Kindern sind noch fünf am Leben; seine älteste Tochter starb, als er sich in der Armee befand, sein jüngster Sohn starb vor sechs Jahren in Washington.

Garfield war einer unserer tüchtigsten Staatsmänner, an dessen Ehre kein Makel klebte; er war ein gewaltiger Redner, der alle Herzen zu gewinnen wußte. Was er sprach, war seine heiligste Überzeugung und sein ganzes Leben war ein Spiegel seiner nobeln Gesinnung, was seine erstaunliche Popularität in allen Schichten der Gesellschaft vollständig erklärt und was uns den genügenden Beweis liefert, daß die in der Politik tief eingerissene Korruption den Sinn für Biederkeit, Ehrlichkeit und Treue doch nicht so sehr vernichtet hat, wie manche Schwarzseher behauptet haben. Das große amerikanische Volk ist immer noch kerngesund, wenn auch seine Konstitution manche schwere Krisis durchzumachen gehabt hat. In Garfield wird es für alle Zeiten ein Sinnbild der Strebsamkeit, der Ausdauer, des Fleißes und des Edelmutes verehren; seine Biographie wird man der Jugend in die Hand geben und sagen: „Sehet da, was der Mensch aus eigner Kraft vermag!"

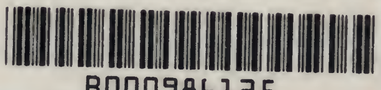
Lincoln entfernte den schwärzesten Fleck aus der nordamerikanischen Republik und fiel als Befreier der Sklaven; Garfield fiel als Kämpe gegen den politischen Nepotismus und die Beutegier hungriger Ämterjäger. Nicht Guiteau hat ihn getötet, sondern seine eigne Partei, die mit der korrupten Fraktion derselben einen Kompromiß einging und Arthur zum Vizepräsidenten erwählte. Als Lincoln starb, stieg plötzlich die Anleihe der Rebellen in London um drei Prozent, vielleicht steigen jetzt die Aktien der Stalwarts. Doch glauben wir, daß sich der Schatten Garfields mächtiger als der Schatten Lincolns erweist. Hamilkar, der Vater des größten karthagischen Generals, führte seinen neunjährigen Sohn Hannibal in den Tempel und ließ ihn am Altare ewige Rache gegen Rom schwören; so sollte jeder echte Amerikaner und aufrichtige Patriot seinen Sohn vor das Bildnis Garfields stellen und ihn ewigen Kampf gegen

alle politische Demoralisation schwören lassen. Wir leiden alle noch zu sehr an den übeln Folgen des Bürgerkrieges, mehr vielleicht, als wir gern eingestehen.

Ruhe nun sanft, du edler Toter, in deiner kühlen Gruft! Du hast einen edlen Kampf gekämpft und dir die Krone der Unsterblichkeit mit deinem Herzblute erkauft. Schon die Mitwelt hat deine Verdienste bereitwillig und dankend anerkannt, und die Nachwelt wird, so lange noch Manneswürde, Treue und Ehrbarkeit als die heiligsten Eigenschaften der Menschheit betrachtet werden, deiner in Liebe und Achtung gedenken.

„To live in hearts we leave behind
Is not to die.“

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.


GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000986125


E168
.K7

